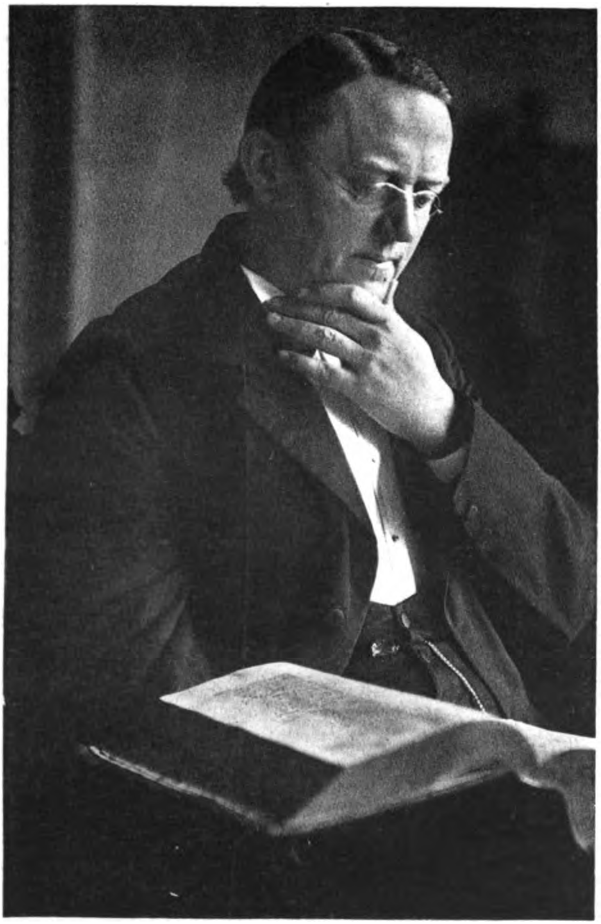


Gott der Herr ist Sonne und Schild

(Ps 84,12) Behrmann

Erinnerungen.

Von

Senior D. G. Behrmann.

Berlin 1904.
Verlag von Martin Warneck.



Erinnerungen.

Von

Senior D. G. Behrmann.

Berlin 1904.
Verlag von Martin Warneck.

Vorwort.

Vater dieses Buches ist nicht der Verfasser, sondern der Verleger. Dieser forderte mich auf, als ich den vorletzten Winter im fernen Süden zubringen mußte, ich möge die arbeitsfreie Zeit benutzen, um Erinnerungen aus meinem Leben niederzuschreiben. Als ich seinen Brief erhielt, lächelte ich wie Jemand, dem etwas Schmeichelhaftes gesagt wird, wovon er weiß, daß es ihm nicht zukommt. Ich war mir nicht bewußt, mich an etwas aus meinem eignem Leben erinnern zu können, das des Niederschreibens wert wäre.

Während ich im letzten Winter in unserm kalten Norden eine lange Reihe von Wochen krank darniederlag und in dieser unfreiwilligen Muße meine Gedanken hin und her wandern ließ, verweilten sie auch bei der Aussicht, daß ich, wenn Gott mich wieder genesen ließe, bald in meinem jetzigen, vierten, geistlichen Amt mein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum feiern würde. Was ist da zu feiern? Der berühmteste unter meinen Vorgängern in meinem Kieler Amte, Claus Harms, hat gesagt, ein Geistlicher, der auf ein Vierteljahrhundert in seiner Wirksamkeit zurückblicke, solle sich schämen, daß er sich noch nicht im Dienst seines Herrn verzehrt habe. Und doch hat auch er sein Jubiläum gefeiert,

und zwar um Gott und Menschen bei solcher Gelegenheit sein Dankopfer darzubringen. Gott lobt man am Besten in der Stille. Aber menschlichen Wohltätern und Freunden spricht man bei gegebener Veranlassung gern auf eine feierliche Weise aus, was man von und an ihnen gehabt hat. So gedachte ich an meinem Jubiläum dem Kirchenvorstand zu St. Michaelis, der mir in fünfundzwanzig Jahren so viel Vertrauen und Liebe bewiesen hat, meinen Dank zu bezeugen; ich dachte daran, ihm einen Jahrgang meiner Predigten zu widmen; aber abgesehen von andern Gründen machte die Kürze der Zeit die Veröffentlichung eines so umfangreichen Werkes unmöglich. Nun kam ich auf jenen mir nahegebrachten Gedanken zurück, Lebenserinnerungen niederzuschreiben. Dürfte dies nicht ein Zeichen meiner Dankbarkeit gegen den Kirchenvorstand zu St. Michaelis sein, so fragte ich mich, da mein Leben der St. Michaelis-Gemeinde angehört? In ihr bin ich geboren, erwachsen, konfirmiert, getraut, mit Ausnahme weniger Jahre habe ich hier meines Amtes gewartet; dieser Gemeinde und zum Teil ihrem Kirchenvorstande und ihrem Pfarramt gehörten die an, die meine Wohltäter geworden sind — ich darf hier nur die Heimgegangenen nennen: außer meinen nächsten Verwandten der Lehrer meiner Kindheit von der Heyde, der Pastor, der mich eingesegnet hat, Sengelmann, der Senior, der mich ordiniert hat, Rehhoff, die Kirchspielsherren, die mich gewählt haben, Bürgermeister Dr. Weber und Senator Dr. Kunhardt, der Gemeindeälteste Dr. Söhle, der mir und meinen Nachfolgern den stattlichen Pfarrhof gebaut hat; desgleichen die treusten Amtsbrüder, ich nenne auch hier nur die entschlafenen: Stöter, Kreibohm, Ritter, Pauly; und wie viel andere, deren ich stets in Dankbar-

keit mich erinnere! Ich habe daher den zuerst bei Seite geschobenen Gedanken wieder aufgenommen und zur Ausführung gebracht, in der Absicht, für den Kirchenvorstand zu St. Michaelis ein michaelitisches Buch zu schreiben.

Aber warum sende ich es hinaus in weitere Kreise, anstatt es, wie man zu sagen pflegt, als Manuskript drucken zu lassen? Ich habe mir gesagt, daß die Erinnerungen aus meinem Leben zugleich Erinnerungen an das Leben Anderer und überhaupt an recht verschiedenartige Lebenskreise sind. Als ich während meiner Krankheit mit meinen Erinnerungen mich beschäftigte, fing eine große Zahl von Gestalten an aus dem Dunkel der Vergangenheit herauszutreten und mein Bett zu umringen, so daß ich auch in schlaflosen Nächten Gesellschaft genug hatte. Darum ist der Gedanke wohl nicht allzu vermessen, daß meine Aufzeichnungen auch Fernerstehende interessieren werden, reden sie doch nicht nur von mir, sondern versetzen in verschiedene soziale Schichten, Wissensgebiete, Länder und Völker. Was aber wichtiger ist: meine Erlebnisse sind ein aus der Wirklichkeit entnommenes Zeugnis dafür, wie viel gütige Helfer ein Mensch findet, der die Aufgabe hat, aus engen Verhältnissen sich emporzuarbeiten; in unserer Zeit des Klassenkampfes kann ein solches Zeugnis zur Ermutigung dienen — diese Erwägung ist es hauptsächlich, die bei mir die natürliche Scheu überwindet, weniger Bekannten und Unbekannten meine Entwicklung bis in ihre Wurzeln hinein darzulegen. Am liebsten aber wäre mir, wenn jeder Leser auch aus diesem Buche sich überzeugte, wie weise und gütig die Führungen Gottes sind. Das gilt, wie von meinem Leben, so vom Leben jedes anderen Menschen; denn wie töricht wäre der Gedanke, ich sei ein besonderes Glückskind gewesen!

Dieser Glaube an die Führungen des treuen Gottes ist es, mit dem ich auf meine Wege zurückblicke und stets zurückzublicken hoffe, indem ich bitte:

Das milde Spätrot deiner Gnade
Verkläre jetzt und jedesmal
All meiner Lebenswandrung Pfade
Zurück bis zu der Kindheit Tal;
Daß, wenn mein Tag sich nun geneiget
Und niedersinkt die letzte Nacht,
Lobpreisend dir mein Geist bezeuget:
Du, Herr, hast Alles wohlgemacht!

Hamburg, Pfarrhof zu St. Michaelis,
12. Oktober 1904.

Behrmann.

Inhaltsverzeichnis.

Aus der Kindheit.

Der früheste Kummer.

Ein dreijähriges Kind preßte sein von Tränen überströmtes Gesicht hart gegen eine Fensterscheibe und jammerte unaufhörlich: „Ich will zu meiner Mutter! ich will zu meiner Mutter!“ Es war von seiner Mutter nicht weit getrennt. Durch das Fenster konnte es in die schräggegenüberliegende Wohnung seiner Mutter hineinsehen. Aber es hatte die Empfindung, daß es fortan nicht mehr seiner Mutter Kind sein sollte. Diese Empfindung drückte ihm beinahe das Herz ab.

Für das Gedächtnis jedes Menschen sind die Ereignisse seiner ersten Lebensjahre mit einem undurchdringlichen Schleier bedeckt. Aber es ist möglich, daß irgend ein Erlebnis auf das Kinderherz einen so tiefen oder auch so seltsamen Eindruck gemacht hat, daß dieser Eindruck jenen Schleier zerrissen hat. Dann blickt die staunende Erinnerung durch diesen Riß hindurch auf einen Moment, dessen Plötzlichkeit etwas Gewalttätiges an sich trägt, denn er scheint mit nichts Vorhergehendem oder Nachfolgendem in

Verbindung zu stehen. Nachfragen, Nachsinnen ist nötig, um den fehlenden Zusammenhang herzustellen.

Nachdem ich früher, als daß mir davon eine Erinnerung geblieben ist, meinen Vater verloren hatte, wurde es meiner Mutter schwer, durch ihrer Hände Arbeit — durch Stickerei — sich und mich zu ernähren. Sie mußte daher einverstanden sein, als eine in ihrer Nachbarschaft wohnende Schwester mit ihrem Mann sich erbot, mich zu sich zu nehmen. Mein Onkel, der bereits den Fünfzigern nahe war, und meine Tante hatten ein einziges Söhnchen gehabt, das aber damals im Alter von fünf Jahren gestorben war. Ich sollte gleichsam für den so früh Dahingeschiedenen ein Ersatz sein.

Wie meine Mutter, so gehörten auch mein Onkel und meine Tante zu denen, die sich als kleine Leute, in gehobenen Stunden als kleinen Mittelstand bezeichneten. Wohlhabende hätten sie arm genannt, aber sie wie überhaupt Ihresgleichen wehrten dies Wort, das sich mit vergiftenden Widerhaken festsetzt, entschieden ab. Arm waren die, welche auf Hilfe Anspruch machten, und sie schlugen sich zwar mühsam, aber tapfer durch. Arm sind die, welche weniger haben, als sie brauchen; sie hatten, was sie brauchten, denn sie brauchten sehr wenig.

Mein Onkel war Tischler. Er arbeitete Jahr aus Jahr ein im Dienst desselben Meisters, der ihn schätzte als einen sehr sorgsamen und ordnungsliebenden Mann. Im Winter freilich kam stille Zeit, dann hörte die Arbeit außer dem Hause meist monatelang auf. Mein Onkel verfertigte dann feine Mobilien, die er an einen Mobilienhändler verkaufte. Von den drei Räumen, welche die ganze Wohnung bildeten, diente der größte, der mittlere, als Werk-

statt, auch als Küche. Für mich waren diese Wintermonate von großem Interesse. Was gab es dann für Berge von Hobelspänen — ich meine, noch heute müßte ich, der ich doch in Naturkunde nur sehr schwach bin, von jedem Span nach dem Geruch sagen können, von welcher Holzart er herrührt. Und geradezu Künstlerarbeit war das Polieren, das in stundenlanger Geduld die stumpfe Holzplatte in einen klaren Spiegel umwandelte. Für meinen Onkel aber gab es noch etwas Höheres, als alle die Arbeit, mit der er sich um des täglichen Brotes willen beschäftigte. Er hatte in früheren Zeiten bei einem Orgelbauer in Arbeit gestanden. Keine edlere Beschäftigung gab es in seinen Augen, als was zusammenhing mit einer Orgel. Er baute mir eine regelrechte Drehorgel, fast mein einziges Spielzeug, aber ein sehr ansehnliches, geradezu ein Prunkstück. Öffnete man sie und stellte die Walze ab, so konnte man auf ihr einfache Melodien nach Belieben spielen. Meines Onkels Hoffnung war, daß ich einmal Orgelbauer oder Organist werden möchte. Als ich schon konfirmiert war und mein Onkel am Orgelchor der St. Jacobi-Kirche etwas auszubessern hatte, bestellte er mich dahin, damit ich die Gelegenheit wahrnehmen möchte, auf der großen Orgel jener Kirche die Tonleiter zu spielen, und er war glückselig, wenigstens diese Kunstübung von mir zu hören.

Hatte ich auch nicht viel eigentliches Spielzeug, so erwuchs mir doch Spielzeug ohne Zahl aus dem Abfall von der Tischlerarbeit. Die kleineren und größeren Klötzchen verwandelten sich für meine Augen in Häuser, Menschen, Tiere, Geräte. Ich konnte die Klötze als eine bevölkerte Stadt aufstellen und konnte in dieser Stadt alles Mögliche geschehen lassen. Die Menschen wurden reich und wurden

arm, sie wanderten aus und starben, sie stellten einander feindselig nach und halfen einander als Freunde in der Not. Scheinbar brütete ich stundenlang über Holzklötzen, in Wirklichkeit spielte sich vor mir das mannigfaltige Menschenleben ab nach meinem souveränen Willen. Dies Spiel hat mir Jahre lang unvergleichliche Freude gemacht, bis die Lust zu lesen es verdrängte. Aber die Erinnerung an diese Freude blieb mir, so daß ich nach Jahren noch einmal wieder darauf verfiel, meine Klötze aufzubauen. Da ergriff mich Schrecken; ich sagte mir, solch ein Spiel sei nicht erlaubt, sei Vermessenheit; denn ich spielte den lieben Gott über meinen Klötzen — ich warf sie unter die Hobelbank und die Spiele meiner Kindheit hatten für immer ein Ende.

Vielleicht baute ich mir deshalb meine eigene Welt aus Klötzen, weil ich von der wirklichen Welt nicht viel merkte. Ich hörte wenig von ihr, denn mein Onkel und meine Tante (diese starb früh, worauf ich mit meinem Onkel allein Haus hielt) waren stille Leute; ich sah nichts von ihr, denn unsere Fenster gingen nicht hinaus auf die Straße, sondern auf einen einfachen Garten. Dieser Garten gehörte zu einem Hause, das ein kinderloses Ehepaar bewohnte, ein Beamter und seine Frau, vornehme Leute nach unserm Urteil. Jeden Morgen erschien der Herr in dem Garten und öffnete einen Verschlag, in dem eine flügellahme Seemöve übernachtete. Diese Seemöve lustwandelte den Tag über in dem Garten; zuweilen schlug sie mit dem unverwundeten Flügel, als bekäme sie in Erinnerung früherer besserer Zeiten Anwandlungen eines für gewöhnlich vergessenen Freiheitsgefühls. Die Dame, zu deren Haus der Garten gehörte, wurde nie sichtbar. Ich hörte die Erwachsenen von ihr sagen, sie sei unglücklich; dabei warfen sie einander be-

deutungsvolle Blicke zu. Der Begriff des Unglücks überhaupt und insbesondere des Unglücks dieser vornehmen Dame war mir sehr unklar, obwohl ich viel darüber nachdachte. Es wäre für mich ein unbeschreiblich großes Glück gewesen, wenn ich ein einziges Mal einen Fuß in diesen Garten hätte setzen können. Es mußte also ein sehr großes Unglück sein, das die vornehme Dame davon zurückhielt, sich einen solchen Genuß zu verschaffen. Ich bin einige Male des Nachts aufgewacht und habe gehört, daß die Blätter eines Lindenbaums, der in dem Garten stand, leise gegen unsere Fenster schlugen. Dann habe ich mir gedacht, daß der Baum unserm Hause von dem Unglück der vornehmen Dame erzählte. Aber ich verstand die Sprache nicht, in der die Unterredung geführt wurde, schlief übrigens auch schnell wieder ein.

Man merkt aus diesen Mitteilungen heraus, daß der Jammer bald vergessen war, mit dem ich in meines Onkels und meiner Tante Hut und Pflege überging. Indem ich nun nach mehr als einem halben Jahrhundert auf diese meine früheste Kindheit zurückblicke, muß ich sogar bekennen, daß der Grund meines ersten großen Kummers die erste große Wohltat war, die Gott und Menschen mir erwiesen haben. Dabei vergegenwärtige ich mir nicht nur, was jene Pfleger meiner Kinderjahre an mir getan haben, sondern ich gedenke auch des feinen Gespielen, mit dem ich einen idealen Umgang pflegen durfte. Dieser Gespiele war der einzige Sohn meines Onkels. Zwar habe ich bereits erzählt, daß er gestorben war, ehe ich zu meinem Onkel übersiedelte. Aber sein früher Tod hinderte nicht, daß er fortlebte für seine Eltern und für mich. Seine Eltern redeten von früh bis spät von ihrem Fritz, und es konnte nicht

fehlen, daß er in allen Dingen mir zum Vorbild hingestellt wurde; ich aber fand es so selbstverständlich, ihm nachzueifern, daß ich nicht fragte: Wie soll ich dies oder jenes machen? sondern: Wie hat Fritz es gemacht? Freilich erreichte ich mein Vorbild nicht; es ist mir noch in deutlicher Erinnerung, daß es mir leid tat, nicht so edel geartet zu sein, wie jener Frühvollendete, dessen Erbe und Nachfolger ich war, auf dessen Lehnstuhl ich saß, an dessen Tisch ich spielte, in dessen Bett ich schlief.

Die alten Philosophen Epikur und Seneca haben gesagt: Wir müssen Einen haben, der so edel ist, daß schon der Gedanke an ihn uns bessert. Ich hatte einen solchen in den Jahren, in denen mein Charakter noch weich war wie Wachs. Also hat jener Knabe, der so früh starb, doch nicht vergeblich gelebt, er hat weiter gewirkt auf mich und durch mich. Man redet heutzutage viel von Vererbung guter oder böser Eigenschaften; nicht weniger wichtig sind die Einflüsse, die von allen Seiten her auf den Menschen einwirken — ein wunderbares Spiel von Kräften, nur in seltneren, gröberen Fällen beachtet. Der Kaiser Mark Aurel stellt an die Spitze seiner Bekenntnisse ein förmliches Verzeichnis von Personen, von welchen ihm diese oder jene Eigenheit oder Bestrebung überkommen sei; er nennt nur berühmte Namen; ich müßte unter meinen Charakterbildnern vornean den kleinen Fritz nennen, welcher gestorben ist, ehe ich ihn kennen lernte.

Die Anfänge der Wissenschaft.

Fritz war ein Muster nicht nur aller Tugend, sondern auch aller Weisheit gewesen, die bei einem Fünfjährigen möglich ist. Ich mußte ihm daher auch im Wissen nachstreben.

Darf ich meinem Gedächtnis folgen, so habe ich lesen können von jeher. Nur eine dunkle Erinnerung von vielen Schlägen geht etwa meiner Fähigkeit zu lesen voran. Denn wenn mein Onkel mir einmal einen Buchstaben vorgestellt hatte, so litt er es nicht, wenn ich diesen Bekannten jemals verleugnete. Länger hielten mich die Anfangsgründe der edlen Schreibkunst auf. Die ersten Schreibübungen wurden auf Zetteln gemacht, und diese Zettel sind von meinem Onkel, so lang er lebte, als teure Reliquien aufbewahrt worden. Außerdem entsinne ich mich recht deutlich noch eines eigenartigen Unterrichts, den ich meinerseits veranlaßte; am Feierabend erkundigte ich mich bei meinem Onkel nach der Bedeutung von Wörtern, die mir neu und fremd waren. Wer Geschwister oder Gespielen hat, lernt die Bedeutung der Wörter, die im Gespräch vorkommen, im Umgang, ohne

auf dies immerwährende Lernen aufmerksam zu werden; ich mußte geflissentlich meine Wortkenntnis erweitern. So ist mir im Gedächtnis geblieben, daß ich meinen Onkel fragte, was man unter Wald verstehe. „Wald," entgegnete mein Onkel, „ist ungefähr dasselbe wie unser Wall[1]), nur daß die Wege nicht so regelmäßig angelegt und sorgfältig gehalten sind." Ich hatte bei dieser Antwort die Ahnung, daß solch ein Fehler wohl eigentlich ein Vorteil des Waldes sei. Aber erst als Sechzehnjähriger habe ich — am Schallsee in Mecklenburg — einen Wald kennen gelernt, und seitdem verstehe ich, daß der Wald im Indischen mit einem Ausdruck (vana) bezeichnet wird, der an unser deutsches Wort Wonne anklingt und mit ihm verwandt sein dürfte.

Ich erinnerte mich an die von meinem Onkel mir gegebene Erklärung, als ich einige Jahrzehnte später als Schulinspektor die Stadtkinder auf die Frage, was für Bäume im Walde wüchsen? antworten hörte: „Apfelbäume und Syringen"; auf die Frage, was für Blumen man im Walde finde? „Rosen und Nelken"; auf die Frage, was für Vögel im Walde sängen? „Kanarienvögel". Heutzutage sind die Stadtkinder durch die Ferienausflüge besser mit Gottes freier Natur bekannt geworden.

Als ich schulpflichtig geworden war, wurde ich für die Schule angemeldet. Für Kinder kleiner Leute gab es außer den Volksschulen, damals Armenschulen genannt, Stiftschulen, also Schulen, in welchen der Unterricht unentgeltlich erteilt wurde, weil sie im achtzehnten Jahrhundert durch hochherzige Stifter mit den nötigen Mitteln ausgerüstet worden waren. Die Stiftschulen standen in der Achtung der

1) Mit diesem Namen bezeichneten die Hamburger früherer Zeit die in Promenaden umgewandelten alten Festungswälle.

Bevölkerung höher, schon weil sie unter den angemeldeten Schülern eine Auslese treffen konnten. Die Wettensche Stiftschule war am Anfang des vorigen Jahrhunderts sowohl von meinem Onkel, wie auch von meiner Mutter besucht worden und stand bei ihnen im besten Ansehen; also wurde ich für diese angemeldet. Der Anmeldung sollte kurz vor Ostern die Aufforderung von Seiten der Schulverwaltung folgen, daß ich an einem bestimmten Tage nach Ostern mich in der Schule einzufinden hätte. Aber Ostern kam und ging vorüber, ohne daß eine solche Aufforderung eintraf; der Mai begann und noch immer war ich nicht eingeschult. Da nahm mein Onkel mich mit sich und ging zu dem Patron und damaligen Jahresverwalter der Wettenschen Stiftschule, um meine nachträgliche Einschulung zu erbitten.

Dieser Patron war der hochgeachtete Schiffsmakler und Kaufherr Kirsten. Er hatte keine Ahnung davon, daß der kleine Knirps in schottischkarriertem Kittel, der vor ihm stand, dereinst seinen Kindern, Enkeln, Urenkeln bei Taufe und Trauung segnend die Hände auflegen und seiner würdigen Witwe viele Jahre als Seelsorger nahestehen würde, bis er sie unter dem Geleit des göttlichen Wortes zur Ruhe bringen mußte. Nein, davon ahnte er nichts, er sprach aber sein mächtiges Wort zu meinen Gunsten, und ich wurde eingeschult.

Der erste Schulttag brachte mir zunächst eine Enttäuschung. Die Antwort, die ich von meinem Onkel auf die Frage erhalten hatte, was man unter einem Lehrer zu verstehen habe, hatte ich so aufgefaßt, daß ein Lehrer ein Greis sei, der mit seinen Schülern an einer langen runden Tafel sitze. Aber der Lehrer der zweiten Klasse — die Wetten-

sche Stiftschule war damals nur zweiklassig — war ein ganz junger Mann. Ich ließ mir diesen Jüngling während der ersten beiden Stunden gefallen, da ich ihn als Aushilfe oder Stellvertreter für den erwarteten Greis ansah; als dann aber eine Pause eintrat, sprach ich gegen einen meiner Mitschüler die Vermutung aus, dieser junge Mann sei wohl nur ein Knecht oder Bedienter des eigentlichen Lehrers. Der Knabe, an den ich mich gewandt hatte, hob sogleich seinen Finger in die Höhe; „Herr Lehrer", rief er, „der neue Knabe sagt, sie wären nur ein Knecht oder Bedienter!"

Wer kann mir meine Seelenangst nachfühlen!

Aber der Lehrer war der Situation gewachsen. Er sah mir ins Gesicht und streichelte mir liebkosend den Kopf. Und meine Seele lag zu seinen Füßen, und um mich war das Paradies.

Als ich eine Woche in der mir nun über Alles lieb gewordenen Schule verlebt hatte, wurde mir von einigen Mitschülern der Rat gegeben, den Lehrer zu fragen, ob ich nicht einen Platz höher kommen könnte. Das leuchtete mir sehr ein. Aber mein Ehrgeiz bekam mir schlecht. Allerdings war der Lehrer bereit, mich heraufrücken zu lassen. Zuerst war ich aufs Geratewohl auf den ersten Platz der vierten Bank gesetzt worden; mehr als vier Bänke gab es in der sogenannten kleinen Klasse nicht. Jetzt wurde ich auf der dritten Bank der Letzte. Aber das Pult des Lehrers stand so, daß ich an der Spitze der vierten Bank unmittelbar neben dem Lehrer gesessen hatte, am Ende der dritten war ich sehr, sehr weit von ihm getrennt, in der Luftlinie wohl vier bis fünf Meter weit. Ich fühlte mich wie in der Verbannung und vergoß viele Tränen.

Aber den Schulbesuch verleidete mir das nicht, zumal

ich allmählich weiter hinaufrückte und meinem Lehrer wieder näher kam. Fast alle Fächer des Unterrichts waren meine Freude und Wonne; eine Ausnahme bildeten freilich diejenigen Stunden, welche, wie es im Stundenplan hieß, Denkübungen gewidmet waren. Ich blieb voll Verwunderung darüber, wie Jemand auf solche unnütze Dinge hatte verfallen können.

Nach Jahresfrist wurde ich in die erste Klasse versetzt, um dort sechs Jahre zu bleiben. Diese Klasse war viel größer als die zweite; sie zählte achtzehn Bänke in drei Reihen. Die vorderen drei Bänke in der ersten Reihe hatten verschließbare Pulte. Dort saßen die Großen, die Aristokraten der Schule. Es läßt sich denken, daß ich voll Sehnsucht war, zu ihnen zu gehören, weniger der Ehre wegen, als wegen des verschließbaren Pultes, das mir ein köstliches Besitztum zu sein schien. Aber es schien unmöglich, in den exklusiven Kreis dieser Granden einzudringen. Denn die Plätze hingen ab von den sogenannten Fleißzeichen, die für die verschiedenartigen Leistungen erteilt wurden und die Jeder am Schluß der Woche zu addieren und anzugeben hatte. Jene Aristokraten brachten es bis auf viertausend Fleißzeichen wöchentlich, ich aber mit aller Anstrengung nicht auf vierhundert. Jene hatten Fähigkeiten, die mir schlechterdings abgingen. So z. B. in der Mathematik, worunter man die Kunst verstand, Pappkörper zu kleben. Einer von den Großen erhielt für ein kunstreiches, sauberes Vieleck tausend Fleißzeichen, und, als er offenbar nicht ganz befriedigt sich abwandte, wurden ihm noch andere tausend zugegeben. Wie konnte ich mit solchen Verdiensten Schritt halten? So war es mir eine unbegreifliche Überraschung, daß ich eines schönen Tages trotz der gerin-

gen Menge meiner Fleißzeichen über viele Zwischenbänke hinweg der Letzte auf der dritten Bank wurde, also doch noch ein Pult erhielt. Allerdings wurde mir von den andern Großen vorhergesagt, lange würde ich mich doch nicht halten können.

Der Unterricht in der ersten Klasse wurde ausschließlich von dem Oberlehrer erteilt, der einigermaßen der Vorstellung entsprach, die ich ursprünglich von den Lehrern überhaupt gehegt hatte. Mein geliebter, früherer Lehrer stand mit den Großen in mehr freundschaftlichem Verkehr. Ich hörte einmal, wie die Großen mit ihm über Hosenstoffe sich unterhielten. Ich schlängelte mich bei dieser Unterhaltung heran, weil ich doch auch ein Pult inne hatte, aber ich wagte nicht an ihr teilzunehmen. Es erschien mir unaussprechlich anziehend, mit dem Lehrer so vertraut zu sein, daß man über Hosenstoffe mit ihm reden durfte. Aber zugleich erkannte ich es als einen höchst tadelnswerten Mißbrauch der Vertraulichkeit, daß man über derartige Dinge mit ihm zu reden wagte. Bewunderung und Unwillen hielten einander bei mir das Gleichgewicht.

Jener erste Lehrer meiner Kindheit ist später einem traurigen Schicksal verfallen; er hat freiwillig seinem Leben ein Ende gemacht. Ich habe mich oft gefragt, ob er, wenn er in der finsteren Stunde erfahren hätte, wie lieb einer seiner Schüler ihn einst gehabt und stets behalten hat, in diesem Bewußtsein nicht Trost und Hoffnung gefunden hätte und Sieger über die Versuchung geworden wäre.

Die Erweckung.

Ober- und Unterlehrer der Wettenschen Stiftschule wechselten. Der Oberlehrer wurde Fondsmakler. Dies wirft auf seine Vermögensverhältnisse ein günstiges Licht, aber erschien mir als ein Absturz aus der idealen Sphäre des Lehrerstandes. Ich sprach mich mit meinem Onkel darüber aus, und er stimmte mir darin bei, daß es nicht zu billigen sei, daß er das Erstgeburtsrecht des Lehrertums gegen ein Linsengericht an der Hamburger Börse aufgegeben habe.

An seine Stelle trat der Mann, der für meinen Lebensgang von größter Bedeutung geworden ist, der Oberlehrer von der Heyde.

Die erste Unterrichtsstunde, die der neue Oberlehrer uns gab, war eine Religionsstunde. Auch unter dem alten Regiment hatte jeder Tag mit einer Religionsstunde angefangen. Ich hatte diesem Unterricht nie Interesse abgewinnen können. Es war bei mir zur feststehenden Überzeugung geworden, die Weltordnung bringe es nun einmal mit sich, daß man die Religionsstunde mit Geduld ertragen müsse, um zum Lohn dafür hernach so interessante Stunden

zu genießen, wie Lesen, Schreiben, Rechnen und dergleichen. Ich machte mich also auch bei dem neuen Oberlehrer an dem Tage, da er uns zuerst Unterricht gab, darauf gefaßt, das leise rieselnde Wasser des Religionsunterrichts so artig über mich herabfließen zu lassen, wie es die Pflicht eines Musterschülers war, der ich gern sein wollte.

Was war das? War das Religionsunterricht? Meine Aufmerksamkeit wurde gefesselt wie noch nie, mein ganzes Interesse wurde in Anspruch genommen, was ich hörte, durchdrang mein Herz.

Hier lernte ich zuerst einen positiven Christen kennen mit dem vollen Bekenntnis zu dem gottmenschlichen Erlöser, zu der Wahrheit des göttlichen Wortes; dies Bekenntnis war aber die Aussprache seines vom Glauben durchdrungenen Innern; daher sah er alles Leben an in dem Lichte von oben her. Über seinem Religionsunterricht lag eine heilige Weihe, die sich uns mitteilte, so daß es uns nicht möglich war, zugleich etwas Profanes zu treiben; und zugleich war, was er lehrte, vielfach auf das Leben angewandt, so daß er wahrer Lebensweisheit voll war, die uns höchlichst interessierte und sich auch unserem Gedächtnis einprägte.

Beides, der tiefe Ernst, der ihn weihte, und die praktische Anwendung, die ihn würzte, sind seinem Religionsunterricht eigen geblieben Jahr aus Jahr ein in den zahlreichen Religionsstunden, die er uns erteilte. Heutzutage klingt es märchenhaft, wenn ich versichere, daß wir im Konfirmationswinter außer den Konfirmandenstunden wöchentlich zehn bis elf Stunden Religionsunterricht (mit Einschluß von biblischer Geschichte und Bibellesen) gehabt haben. In so viel Stunden sind wir doch nicht abgestumpft worden gegen den Reiz des Religionsunterrichts, den zu erhalten wir so glück-

lich waren. Ich versichere dies nicht nur von mir, sondern auch von meinen Mitschülern. Es kam uns nicht in den Sinn, in diesen Stunden Fremdes zu treiben oder geistesabwesend zu sein. Ein einziges Mal ist eine Störung vorgekommen; daß sie mir im Gedächtnis geblieben ist, ist ein Zeichen dafür, daß sie nicht ihres Gleichen hatte. Mitten in der Stunde trat von der Heydes Töchterchen Mathilde, gewöhnlich Tilly genannt, in die Klasse, um ihren Vater abzurufen. Das kam so gut wie nie vor; es mochte wohl ein ganz besonderer Anlaß dazu vorliegen. Unwillig fragte der Vater: „Was willst du, Tilly?“ Da antwortete mein Nachbar auf der Schulbank, aber ohne es zu wollen, gleichsam instinktiv: „Magdeburg zerstören“.

Doch dem war kaum das Wort entfahren,
Möcht' er's im Busen gern bewahren,
Umsonst! der schreckenbleiche Mund
Macht schnell den Schuldbewußten kund.

Wir alle sahen konsternirt auf den unfreiwilligen Witzmacher. Sein Vergehen war so unerhört, so unbegreiflich, daß es ungeahndet blieb.

Was ich später als Religionslehrer geleistet habe, geht zu einem guten Teil, manches sogar wörtlich, zurück auf das, was ich als Knabe in jenem Religionsunterricht gehört habe. Vielleicht haben einige meiner Schüler und Schülerinnen, die später als Lehrer gewirkt haben, etwas von meiner Weise angenommen. So pflanzt sich der Strom des Einflusses fort von Geschlecht zu Geschlecht.

Von nun an gewann die christliche Wahrheit für mich große Anziehungs- und Überzeugungskraft. Was ich glaubte und erkannte, teilte ich meinem Onkel mit, und er stimmte mir bei. Nun sangen wir gern abends vor dem Einschla-

fen einen Choral — „aber leise“, sagte mein Onkel, „damit es die Nachbarn nicht hören.“ Es war ihm voller Ernst mit seiner Zustimmung; des zum Beweis führe ich an, daß er in den frühsten Morgenstunden den Klopstockschen Messias von Anfang bis zu Ende durchgelesen hat. Auch mit den Arbeitsgenossen, die meinen Onkel besuchten, verwickelte ich mich in religiöse Gespräche. Ich fürchte, in diesen Gesprächen sehr altklug, rechthaberisch und fanatisch gewesen zu sein. Einige brachen den Umgang mit meinem Onkel ab, weil ich als Apologet des christlichen Glaubens ihnen zu dreist wurde und mein Onkel meiner Dreistigkeit nicht steuern wollte. Er stand zwischen zwei Feuern; in der Sache gab er mir Recht, die Form meines Auftretens konnte er nicht billigen und mochte sie doch nicht verdammen um der Sache willen.

Manches Jahr später, als ich in Halle studierte, warf Professor Tholuck in einer Unterhaltung mit einem Kreis von Studenten die Frage auf, woran Jemand erkenne, ob er zum Geistlichen berufen sei. So wichtig die Frage ist, fürchte ich doch, daß Mancher in den geistlichen Beruf hineingerät, ohne sie sich jemals vorgelegt zu haben, weil eben die Meisten meinen, die Wahl des Berufs sei durchaus Sache der Neigung oder durch die äußeren Verhältnisse bestimmt. Tholuck beantwortete jene wichtige Frage dahin, daß zum Geistlichen berufen sei, wer sich getrieben fühle, für das Christentum einzutreten und Andere demselben zuzuführen. Da dachte ich an die Kämpfe meines Knabenalters und sagte mir: dann habe ich das Recht, Geistlicher zu werden.

An die religiösen Diskussionen mit den Arbeitsgenossen meines Onkels schlossen sich andere an; denn es war

die Zeit, wo zuerst unter den Arbeitern sozialistische Ideen auftauchten. Ein gewisser Neumann, eine Art Anarchist, war es, der sie vertrat; ich bekämpfte ihn hartnäckig, bis er fortblieb. Von ihm hatte mein Onkel gehört, es sei nicht logisch, daß auf die Arbeiter nur Mühe und Sorge, auf die Arbeitgeber der Vorteil falle. Mein Onkel erkundigte sich bei mir, was dieser merkwürdige Ausdruck: logisch — besage, denn damals hatten mein Onkel und ich die Rollen im Worterklärungs-Unterricht bereits vertauscht. Ich versuchte den Ausdruck zu erklären, so gut es mir möglich war.

Einige Zeit darnach sagte mein Onkel zu mir: „Nun will ich dir einmal etwas erzählen, was nicht logisch ist. Mein Meister hat für die Familie X. einen Sarg geliefert und ihn sehr hoch berechnet. Als ihm darüber Vorstellungen gemacht werden, antwortet er: Nun, es kommt ja wohl bald wieder mal vor, daß ich Ihnen einen Sarg zu liefern habe, dann soll er desto billiger sein. Sieh, das ist nicht logisch." — Mein Onkel meinte, daß der Meister, der wohlhabend war und gebildet sein wollte, eine Äußerung tat, in der er, der arme einfache Geselle, eine Herzensrohheit fand, das stehe in Widerspruch mit der rechtschaffenen Lebensordnung.

Jahrzehnte später sprach sich ein vornehmer preußischer Konservativer mir gegenüber folgendermaßen über die Sozialdemokratie aus: „Wenn ich nicht Graf Y. und Kommandant von Z. wäre, so würde ich Sozialdemokrat sein; weil ich aber Graf Y. und Kommandant von Z. bin, so lasse ich jeden von meinen Leuten, der Sozialdemokrat ist, krumm schließen." Da tauchte angesichts des hohen Herrn aus den Tagen meiner Kindheit die katilinarische Existenz Neumanns in mir auf, und ich erlaubte mir zu erwidern: „Herr Graf, das ist nicht logisch."

Studien, auch botokudische.

Nicht nur der Religionsunterricht von der Heydes war anregend. Ich kann hier selbstverständlich nicht alle Unterrichtsfächer durchgehen.

Seine Weisheit bestand darin, uns möglichst viel Freiheit zu lassen. So stand für die Stunde, in der Auswendiggelerntes aufgesagt wurde, jedem frei, zu wählen, was er memoriert haben wollte. Einige gab es, die sich beschränkten auf das kürzeste Gedicht unseres Lesebuchs. Obwohl ich nicht zu ihnen gehörte, ist es mir doch in Erinnerung geblieben, und als Beispiel des moralisierenden Inhalts der damaligen Schullesebücher mag es hier ein Plätzchen finden:

Wenn du durch den Kot der Straßen
Mußt mit neuen Schuhen gehn,
Wirst du trippelnd auf den Spitzen
Nach den blanken Steinen sehen;
Hat dich erst beschmutzt ein Fleckchen,
Lernst du waten sicherlich —
Hüte, Mensch, in deiner Seele
Vor dem ersten Fleckchen dich.

Das war ein Lieblingsgedicht der Trägen; doch wurde es zu ihrem Schmerz manchmal für ein Vierteljahr von der Konkurrenz ausgeschlossen. Die meisten Schüler machten der Freiheit Ehre, die ihnen gelassen war, und lernten viel mehr auswendig, als ihnen hätte aufgegeben werden können, selbst so lange Gedichte, wie Schillers Kampf mit dem Drachen, in einer einzigen Woche; bei der Schulfeier an Schillers hundertjährigem Geburtstag habe ich, damals noch nicht dreizehn Jahre alt, das ganze Lied von der Glocke hergesagt. Ja ich habe allmählich den ganzen Psalter auswendig gelernt und hierfür mir eine Prämie errungen. Es kam mir zu gut, als ich später durch die Dölauer Haide bei Halle strich und die hebräischen Psalmen in die menschenleere Gegend hineinbrauste, denn Luthers Übersetzung lag mir stets dabei im Sinn. Man hat später zuweilen mein gutes Gedächtnis gelobt; ich verdanke auch dies der Schule.

Allerdings verkünden Viele, Auswendiglernen sei geisttötend. Dann hätte ich mich arg gegen mich selbst versündigt und täte es noch heute, denn noch immer lerne ich viel auswendig. Aber ich glaube, in diesem Fall hat die deutsche Sprache nicht den richtigen Ausdruck; der französische, der englische trifft die Sache besser — apprendre par coeur, to learn by heart.

Auch im Rechnen waren der freien Entwicklung keine Schranken gezogen. Wir rechneten also um die Wette. Dem Altonaer Schullehrer Saß, der damals Sammlungen von Rechen- und Algebra-Aufgaben herausgab, habe ich die kaum fertiggestellten Bücher unter der Hand weggeholt (er schenkte sie mir), um sie möglichst rasch zu absolvieren.

Doch gab es allwöchentlich eine Rechenstunde, in der

etwa zwanzigstellige Zahlen mit einander multipliziert und ähnliche Divisionen ausgeführt werden mußten. Hier half keinerlei List, die sonst bei scheinbar komplizierten Rechenaufgaben eine Rolle spielt, hier mußte im Schweiß des Angesichts und mit angestrengter Genauigkeit gearbeitet werden. Gerade in dieser Stunde lernten wir arbeiten mit dem Ernst, den keine Mühe bleichet. Für das spätere Leben hat diese Stunde erziehlich viel ausgetragen. Jetzt wird auch dieses Rechnen für geisttötend gehalten.

Uns zu Hause mit Lesestoff zu versorgen, gründete von der Heyde eine Schulbibliothek. Er forderte die Schüler auf, wenn möglich Bücher in dieselbe zu stiften. Wie weh tat es mir, daß ich damals keine Bücher besaß und hergeben konnte! Andere waren glücklicher. Die Benutzung der Schulbücherei war meine und Vieler Wonne. Schade, daß einige Bücher so beliebt und gesucht waren, daß es schwer hielt ihrer habhaft zu werden. So habe ich stets vergeblich darnach getrachtet, Nr. 32, „die Gefahren der Wildnis“ (um die Namen der Verfasser kümmerten wir uns in unserm undankbaren Stoffhunger nicht) zu erhaschen.

Die Leselust entbrannte immer heftiger. Zu Hause fand ich einige Bücher auf dem Boden eines Kleiderschranks, nämlich sechs Bände der Geschichte der Religion Jesu Christi von dem Grafen Friedrich Leopold von Stolberg. Diese Bände enthalten die biblische Geschichte, erzählt in der vornehmen Sprache einer Begeisterung, die mich entflammte. Ich wußte wohl, daß Stolberg dies Werk als Katholik verfaßt hatte; es fesselte mich deshalb nicht weniger. Ich lernte hier als Kind den Katholizismus von seiner anziehenden Seite kennen und leite es von daher, daß ich lebenslang nicht ein solcher Katholikenfresser geworden bin, wie es ei-

gentlich die Toleranz unseres Zeitalters verlangt. Daneben lag ein altes halb zerrissenes Werk, das von nicht geringerer Anziehungskraft und Bedeutung für mich wurde, eine mit vielen Illustrationen versehene Schilderung des türkischen Reichs, dem eine deutsche Übersetzung des Koran beigegeben war. Das Interesse, das der Orient, speziell der mohammedanische, lebenslang in mir erregt hat, erkläre ich mir aus der Beschäftigung mit diesem alten zerlesenen Buch, das mir die Wunder des Morgenlandes zuerst nahebrachte. Denn der alte Horaz behält Recht:

Quo semel est imbuta recens servabit odorem testa diu.
Lange bewahrt ein Gefäß den Duft, den frisch es gesogen.

In der Wohnung meiner Mutter fand ich eines Tages die erste Liebesgeschichte, die mich unvergleichlich gefesselt und ergriffen hat. In einem Zuge habe ich sie durchgelesen und nie wieder vergessen. Es ist eine Erstlingsgeschichte des bekannten, einst viel gelesenen Volksschriftstellers W. O. von Horn, namens Friedel. Sie endete mit Entsagung. Von da an haben nur solche Erzählungen, die tragisch abschließen, mich befriedigt. Bei andern hatte ich stets den Eindruck, daß sie nicht eigentlich zu Ende seien. Denn mit Glück schließt keine Lebensgeschichte ab. Unser altes Epos setzt dies als selbstverständlich voraus:

Wie immer Liebe Leiden am letzten Ende beut.

Allmählich kam ich selbst in den Besitz von Büchern. Da ich mit meinem Onkel allein haushielt, war es mir möglich, nicht ohne Wissen meines Onkels, mir ein paar Schillinge wöchentlich am Munde abzusparen. Am Großneumarkt aber lernte ich einen Bücherjuden kennen, bei dem für den billigsten Preis die verschiedenartigste Literatur zu

haben war. Sie wurde ausgelegt auf einer Karre, aber zuweilen durfte ich auch in seinen völlig fensterlosen Keller eindringen, wo die nicht ausgelegten Bücher verschimmelten. Der Bücherjude selbst sah noch verwahrloster aus als sein am meisten verschimmeltes Buch; doch habe ich ihn einige Male zufällig am Sabbath gesehen — dann erschien er gewaschen und gekämmt und in Feierkleidern, ein ansehnlicher Mann. Zu ihm habe ich manchen Schilling getragen, um glücklich im Besitz eines Buches wieder zurückzukehren, das wenigstens in meinen Augen wertvoll war.

Französisch und Englisch hatte im Unterrichtsplan der Wetkenschen Stiftschule keinen Platz. Doch erteilte der Oberlehrer französische und englische Stunden gegen besondere Vergütung. Mein Onkel meinte nicht im Stande zu sein, diesen Privatunterricht zu bezahlen, und ich hatte auch nicht das Herz, ihn darum zu bitten. Dennoch hatte der Gedanke, eine fremde Sprache zu erlernen, für mich einen unendlichen Reiz. Wie sollte ich das ins Werk setzen? Ich weiß nicht, warum ich nicht auf den Gedanken kam, einen meiner Mitschüler zu bitten, daß er mir beibrachte, was er gelernt hatte.

Ich verfiel auf etwas ganz Anderes. Ich bildete mir selbst eine Sprache, erfand Regeln für Deklination und Konjugation, stellte ein Lexikon von etwa dreihundert Wörtern zusammen und gab allgemeine Anweisungen, wie man jedes in diesem Lexikon nicht enthaltene Wort durch Umwandlung der Buchstaben in die neue Sprache übertragen könne; endlich verfaßte ich Aufsätze in der neuerfundenen Sprache. Ich gab ihr den Namen der botokudischen, weil ich sicher sein konnte, daß kein Botokude kommen und diese Sprache verleugnen würde.

Jener alte Römer rühmte sich, zwei Seelen in sich zu tragen, weil er zweier Sprachen Meister war. Ich war es auch, ich beherrschte das Deutsche und das Botokudische. Aber recht froh wurde ich des Botokudischen nicht. Ein alter Vers besagt mit Recht:

Scire tuum nil est, nisi quod scis et sciat alter.
Wertlos bleibt, was du weißt, kannst du's mit Andern nicht teilen.

Ich mußte versuchen, auch Andere zum Besitz und Genuß des Botokudischen heranzuziehen. Dies geschah, indem ich mich erbot, meinen Mitschülern Privatunterricht im Botokudischen zu geben, und zwar für neue Stahlfedern — das heißt, nicht meine Schüler hatten mir solche zu geben, sondern ich gab sie ihnen dafür, daß sie sich von mir unterrichten ließen. Der Bücherjude kam dabei zu kurz, denn ich mußte meine ersparten Schillinge in Stahlfedern umsetzen, um meine Schüler festhalten zu können.

So hatte ich allerdings Schüler, aber zufrieden konnte ich mit ihnen nicht sein. Bei ihnen herrschte eitel Lohnsucht anstatt des amour désintéressé, es war keine begeisterte Hingabe an die Sache, nämlich an die Schönheit und Kraft des Botokudischen, zu spüren. So war ich noch nicht auf dem Weg zum Glück.

Da entdeckte eines Tages der Oberlehrer meine botokudische Gelehrsamkeit, ließ sich ihre Ursprünge erklären und fühlte ein menschliches Rühren; er erbot sich, mich ohne Vergütung an dem französischen Privatunterricht teilnehmen zu lassen. In diesem wurde ein unsäglich trockenes Buch durchgenommen, der Ahn; ich glaube, nie hat Jemand ihn mit mehr Glücksgefühl durchgearbeitet als ich; in sechs Wochen war ich mit dem ersten Lehrgang zu Ende und konnte

übergehen zum zweiten. Noch jetzt ergreift mich, wenn ich daran zurückdenke, das Gefühl, daß ich nie wieder solch einen Genuß von einer meiner zahlreichen sprachlichen Arbeiten gehabt habe, wie damals, da ich von früh bis spät Ahn übersetzte; wie der Duft der ersten Frühlingsblumen steigt diese Erinnerung in mir auf.

Jetzt fand sich mein Onkel bereit, die Vergütung für den englischen Privatunterricht zu zahlen. Und schon begann ich leise tastend an die verschlossene Tür der lateinischen Grammatik zu klopfen, indem ich mir ein und das andere lateinische Buch von meinem Bücherjuden erwarb.

Entscheidung über den Beruf.

Der Winter nahte, in dem ich auf die Konfirmation und die Entlassung aus der Schule vorbereitet werden sollte. Am Beginn des Winters hatten die Schüler anzugeben, für welchen Beruf sie sich entschieden hatten. Mit mehr oder weniger Stolz bekannte sich jeder zu seinem künftigen Stand, nur ich konnte mich über meine Zukunft nicht aussprechen.

Nichts Höheres gab es für mich, als den Stand des Lehrers, des Volksschullehrers. Als von der Heyde uns einst mathematische Zeichnungen eines früheren Schülers vorlegte, die mit besonderer Genauigkeit und Feinheit ausgeführt waren, rief ich aus: „Der das gezeichnet hat, ist gewiß Lehrer geworden!“ „Nein,“ erwiderte von der Heyde, „er ist Ingenieur.“ Das war mir unbegreiflich; wie konnte ein Mensch, der genug Gaben hatte, Lehrer zu werden, einen andern Beruf wählen! Nichts Höheres war mir denkbar als der Lehrerstand, aber eben deshalb hätte keine Macht der Erde aus meinem Munde das Geständnis erpreßt, daß ich Lehrer werden wolle. Auf so sträflichem

Hochmut wollte ich mich nimmermehr ertappen lassen. Ja, wenn man mir es angeboten hätte! Aber aus mir heraus sollte eine solche Absicht nicht laut werden. Daher schwieg ich beharrlich auf die Frage, was ich werden wolle. Wenn ich einmal gezwungen sein würde zu sprechen, dann wollte ich irgend ein Handwerk nennen, ein beliebiges, so sagte ich in einem gewissen Fatalismus, etwa das Handwerk meines Vaters, der Schlosser gewesen war.

Von der Heyde hätte in mir gern einen künftigen Lehrer gesehen. Aber er war zu vorsichtig und zu zartfühlend, um mir das auszusprechen. Er wußte, daß ich auf jeden Vorschlag, den er mir machen würde, einzugehen willig sei, und wollte nicht die Verantwortung auf sich nehmen, mir einen Beruf aufzudringen, für den vielleicht doch nicht mein Herz schlug. So ging es uns beiden, wie es so häufig zwei Menschen geht, wir zielten auf denselben Punkt mit großem Verlangen hin und konnten doch nicht in ihm zusammentreffen.

Eines Tages stand nach beendetem Unterricht mein Lehrer an seinem Pult und forderte mich mit allem Nachdruck auf, endlich irgend einen Beruf anzugeben; und ich stand vor ihm, ein im Wachstum noch sehr zurückgebliebener Knabe, und scheute mich auszusprechen, wovon mein Herz voll war. Er sah vor sich hin und zeichnete mit der Stahlfeder Rosen auf ein Blatt Papier; und ich wagte nicht zu ihm aufzublicken, sondern sah auf die Rosen, die seine kunstgeübte Hand hinwarf. Die Spannung hatte ihren höchsten Grad erreicht, doch hatte keiner von uns beiden den Mut, das entscheidende Wort zu sprechen. Schwieg er aus Vorsicht, mich zu vergewaltigen, so schwieg ich aus Furcht, die verborgene Hoffart meines Herzens zu offenbaren. Wie

sind mir diese Augenblicke noch jetzt gegenwärtig, trotzdem mehr als vierzig Jahre seitdem verflossen sind; indem ich sie schildere, schlägt mein Herz erregter als sonst. Da trat von der Heydes Töchterchen Hanna, noch ein Kind, ein, um den Vater zu rufen; und sie war es, die den gordischen Knoten zerhieb. „Was denkst du denn," fragte ihr Vater sie, „was Behrmann werden soll?" „Natürlich Lehrer!" antwortete sie ganz leicht und fröhlich. Das große Wort war gefallen. Er sah mich an, und ich überglücklich ihn. Der Himmel über mir hing voll von den Rosengewinden, die mein teurer Lehrer vor sich hin gezeichnet hatte: „Ja, wenn das möglich wäre!" Und schon malte er mir aus, welche Stufen ich werde ersteigen müssen; zuerst sollte ich als Präparande unterrichten und unterrichtet werden, dann wurde ich Seminarist, darnach Unterlehrer — der Ausdruck galt damals noch nicht als demütigend — und so erreichte ich endlich die höchste Stufe. Welch ein Blick vom Nebo nach Kanaan!

Merkwürdig ist, daß von der Heyde diesen seinen Plan fast alsbald fallen ließ, nachdem er ihn mir mitgeteilt hatte. Denn sofort erwärmte er sich für den Gedanken, daß ich studieren sollte, um vielleicht dermaleinst Pastor zu werden, und diesen Gedanken teilte er unverzüglich dem Geistlichen mit, bei dem ich mich bereits, nach damaliger Sitte inmitten einer großen Schar, zum Konfirmandenunterricht angemeldet hatte. Pastor Sengelmann, von dem hernach oft die Rede sein muß, war ein noch jugendlicher Mann voll Initiative; vielleicht gab es damals keinen Geistlichen in Hamburg, der für einen solchen Plan, wie von der Heyde ihn jetzt hegte, so lebhaft interessiert werden konnte, und der bereit war, sein Interesse so eifrig in tatkräftige Unterstützung umzu-

setzen. Er wünschte mich sogleich zu sehen. Von der Heyde beschied mich durch ein Briefchen zu sich. Welch eine Ehre, von meinem Lehrer einen Brief zu erhalten, wenn es auch nur ein zusammengefalteter Zettel ohne Umschlag war! Ich folgte der Aufforderung, und von der Heyde teilte mir seinen Gedanken mit. Er war mir fast unverständlich. An Studieren hatte ich nie gedacht, und Pastoren gab es für mich keine. Es ist für das damalige kirchliche Leben Hamburgs bezeichnend, daß mein Onkel und ich, trotz der Anregung, die ich durch den Religionsunterricht in der Schule empfangen hatte und die sich meinem Onkel mitteilte, nicht zur Kirche gingen. Die Pastoren beschränkten sich auf Predigten und Amtshandlungen, um das Volk kümmerten sie sich wenig und das Volk sich nicht um sie. Man sah Sonntags vor manchen Häusern eine ältliche Frau in weißer Schürze stehen, das war ein Zeichen, daß ein Pastor dort zur Taufe oder zur Trauung erwartet wurde; der Pastor kam, gewöhnlich viel später, als er erwartet wurde, und ging, gewöhnlich viel früher, als man es hätte für möglich halten sollen; kometenartig kam und ging er. Aber bei meinem Onkel war nichts zu taufen und zu trauen, also war ich mit einem Pastor nicht in Berührung gekommen. Ich hatte Ehrfurcht vor den Pastoren wie vor den Engeln, von denen man auch nichts Sicheres aus täglicher Erfahrung weiß. Nun sollte ich solch einem Engelmenschen näher treten. Mein Weg aus dem Schulhause führte mich durch die Elbstraßen. Da diese Straßen gar nichts mit der Elbe zu schaffen haben, hießen sie im Volksmund vielmehr Judenbörse, denn die jüdischen Trödler verkauften dort Papageienkäfige und Strumpfbänder und Alles, was dazwischen denkbar ist, meist gebrauchte Ware, die der Einfachheit halber auf das

Straßenpflaster ausgelegt wurden; der gewaltige St. Michaelis-Kirchturm sah majestätisch auf diese Warenlager herab, dem Tang- und Muschelwerk, welches das Meer des Lebens an den Strand wirft. Durch diese Judenbörse bahnte ich mir meinen Weg; von der Heyde stand am Fenster und blickte mir nach, und sagte dabei, wie mir viele Jahre später Jemand erzählt hat: „Ich sehe ihn einen guten Gang tun."

Die Tür zum Studierzimmer des Pastors öffnete sich, ich blieb auf der Schwelle stehen und sah ihn an seinem Schreibtisch sitzen. Hätte ich in die Zukunft blicken können, so hätte ich, nicht zehn Jahre später, mich selbst in dieser Studierstube, an diesem Schreibtisch, in diesem Amte erblicken können. Aber nun sah ich kleiner, blöder Knabe auf den mächtigen Mann, von dem meine Zukunft abhing, und hörte zu meiner Verwunderung, wie er mich freundlich aufforderte, näher zu treten, und durfte meine Hand zögernd in die seine legen. Das waren Wunder über Wunder. Was er mir gesagt hat, ist meinem Gedächtnis völlig entschwunden, ich habe es wohl nur wenig gefaßt, nicht weil es an sich unverständlich war, aber weil es allzu wenig auf mich zu passen schien. Das war auch der Eindruck, den meine Erzählung von dem, was mir geschehen war, auf Mutter und Onkel hervorbrachte. Sie konnten sich nicht recht darin finden. Mein Onkel sagte vorsichtigerweise: „Du solltest doch, wenn du Gelegenheit dazu hast, auch Orgel spielen lernen; du kannst nicht wissen, wo du es noch einmal brauchst."

Äußerlich blieb mit mir zunächst Alles beim Alten. Nur hatte sich Jemand gefunden, der mir lateinischen Unterricht gab. Dieser Lehrer begann sofort mit einem leichten lateinischen Schriftsteller, mit der Lebensbeschreibung des

Epaminondas von Cornelius Nepos. Zu jedem einzelnen Worte wurden dann die nötigen grammatischen Bemerkungen gemacht. Sehr gefördert wurde ich wohl durch diesen Unterricht nicht, denn mein Lehrer wußte zu vielerlei, um viel zu wissen. Auch war er Dichter und setzte mich in Erstaunen durch seine Kunst zu improvisieren. Sein Stolz waren seine naturhistorischen Sammlungen; seine Wohnung war voll Kasten mit Schmetterlingen, Käfern und ähnlichem Getier. Er sagte mir einmal, ich würde ihm eine große Gefälligkeit erweisen, wenn ich ihm seltene Käfer brächte; seit der Zeit sah ich mich überall nach Käfern um; aber ich glaube, daß es nicht leicht eine Gegend in der Welt gibt, in der man so wenig Käfer findet, als in den Straßen von Hamburg. Am Ende des Winters sah man ein, daß dieser Lehrer nicht der geeignete Mann sei, um mir die gelehrte Bildung, die man mir jetzt zudachte, zu vermitteln, und sein Unterricht hatte für mich ein Ende.

Eine schönere Erinnerung bleiben mir die Abendstunden, in denen von der Heyde mit einer Liebe, wie er sie einem eigenen Sohn nicht zärtlicher hätte erweisen können, mir meine Zukunft ausmalte. Dadurch wurde ich allmählich heimischer in dem Gedanken, Gymnasiast und Student und dereinst Pastor zu werden. Der Winter schloß mit meiner Konfirmation, bei welcher mein Pastor mir den Einsegnungsspruch mitgab, den er einst von seinem seligen Lehrer Rautenberg empfangen hatte, den ich später an meinen Sohn weitergegeben habe: Seid fest, unbeweglich, und nehmet immer zu in dem Werke des Herrn, sintemal ihr wisset, daß eure Arbeit nicht vergeblich ist in dem Herrn (1. Kor. 15, 58). Nach meiner Konfirmation siedelte ich über in das Haus von der Heydes als sein Pensionär; allerlei Hausrat, an

dem ich selbst wie ein kleiner Tischlergeselle mitgearbeitet hatte, z. B. ein Pult mit Schrank darunter, brachte ich als meine Aussteuer mit. Als ich dann drei Tage später meinen Onkel wieder besuchte, mußte ich ihm Bericht erstatten, wie es mir in diesen Tagen ergangen sei, „aber genau,“ sagte er, „eine Stunde nach der andern.“

Nicht lange war es ihm noch vergönnt, mit seiner Teilnahme mich auf meinem Lebenswege zu begleiten; er sah mich noch im Festzuge bei der fünfzigjährigen Feier der ersten Befreiung Hamburgs vom Joch der Franzosen am 18. März 1863 mit breiter rotweißer Schärpe und blitzendem Rappier durch die Straßen ziehen; nicht lange darnach entschlief er ohne vorangegangene Krankheit.

Aus den Jünglingsjahren.

Vorbereitung auf das Gymnasium.

Das Jahr nach meiner Konfirmation war dazu bestimmt, mich durch Privatunterricht auf die Sekunda des hiesigen Johanneums vorzubereiten.

Den regelmäßigsten und daher förderlichsten Unterricht erteilte mir der damalige Kandidat des Predigtamts Dr. Fick, der jetzt, nach langer treuer Amtsführung, die wohlverdiente Muße des Greisenalters genießt. Über seiner Junggesellenwohnung lag feierliche Stille, deren Würde durch seine gedämpfte Stimme nicht unterbrochen wurde. Mir war, wenn ich bei ihm eintrat, fast ebenso zu Mut, wie wenn ich in die benachbarte Kirche träte.

Ganz andersartig war der Unterricht, den ich von dem Geistlichen erhielt, der mich konfirmiert hatte, von Pastor Sengelmann. Er ist von Gott wunderbar geführt worden, ähnlich wie der bekannte Johannes Falk, der einst Schöngeist sein wollte und war, hernach aber der Vater der verwaisten und verlassenen Kinder wurde, nachdem ihm seine eigenen Kinder durch den Tod genommen waren. Die Ab-

sichten Sengelmanns waren einst darauf hinausgegangen, Gelehrter auf dem abgelegenen Gebiet der morgenländischen Sprachen zu werden; Gott hatte ihn für die Praxis bestimmt, und zwar für eine von Vielen geringgeachtete Praxis, er sollte der Wohltäter der Ärmsten unter den Armen werden, nämlich der Schwach- und Blödsinnigen. Zu diesem von Gott ihm bestimmten Ziel wurde er durch eine Reihe von Zwischenstadien geführt. Damals war er Pastor zu St. Michaelis, hatte aber eine Anstalt für Kinder, die vor Verwahrlosung geschützt werden sollten, das St. Nicolai-Stift, in einer anmutigen Gegend des Alstertals angelegt. Der Anstalt gegenüber hatte er sich ein bescheidenes Häuschen gebaut; hier, etwa eine Meile von Hamburg, brachte er im Sommer wenigstens einen Tag der Woche zu, und an diesem Tage war ich sein Schüler und zugleich sein Gast. Als sein Schüler schrieb ich deutsche Aufsätze und las ich mit ihm lateinische Schriftsteller; als sein Gast durfte ich mich seiner Herzensfröhlichkeit erfreuen, denn trotz des Ernstes seines Amts und der Aufgaben, die er außeramtlich sich stellte, war er ein in seltenem Maße fröhlicher Mann.

Die Tage, die ich in seinem Hause verbrachte, waren mir noch auf besondere Weise dienlich. Wer in einer gebildeten und wohlhabenden Umgebung aufwächst, lernt ohne es zu merken in der Kinderstube tausenderlei, das einem Kinde aus der Bevölkerungsschicht der „kleinen Leute" abgeht. Wird solch ein Kind, indem es heranwächst, in vornehmere Kreise versetzt, so fühlt es auf Schritt und Tritt den Mangel der Lebensart, die in solchen Kreisen als selbstverständlich vorausgesetzt wird; Befangenheit wird ihm zur Fußfessel und hat zur Folge, daß der Fremdling überall anstößt. Nicht weniger wichtig als Lateinisch und Griechisch

war mir, daß ich mich in den Häusern, die man nun einmal bessere nennt, bewegen lernte; das war mir selber unverborgen. Nun war ich schon eine Stufe aufwärts gestiegen im Hause von der Heydes, denn in diesem Hause herrschte in jeder Hinsicht gute Sitte. Aber es war ein volles Haus, reicher Kindersegen blühte in ihm heran, dazu kamen Pensionäre und die sogenannten Unterlehrer. Wo man einander bei dem beschränkten Raum auf die Fersen trat, konnte auf die Einzelnen nicht viel Acht gegeben werden. Ich hatte ein nicht geringes Maß von Freiheit; anstatt in der Bodenkammer, die mein eigentliches Studierzimmer war, zu sitzen, konnte ich mir Tisch und Stuhl aufs Dach setzen und dort im Reich der Vögel meine Studien treiben; anstatt im Bett zu liegen, konnte ich mich unter dasselbe legen, und oft habe ich es getan, weil ich die Askese liebte, in der ich mich auch Monate lang auf Wasser und trockenes Schwarzbrod beschränkte. Fasten und leiblich sich bereiten ist wohl eine feine äußerliche Zucht, heißt ein Wort in Luthers kleinem Katechismus, um das man sich jetzt wenig kümmert; es behält Recht, aber die Asketen haben etwas Rauhes, um nicht zu sagen Rohes, in ihrem Auftreten. Im Hause eines Pastors hingegen hatte ich die Überzeugung, vornehme Luft einzuatmen; hier schliff ich mir, wo möglich ohne daß es jemand merkte, die häßlichsten Ecken und Kanten meines Benehmens ab und bemühte mich, unter Gebildeten als Gebildeter aufzutreten. Begreiflicher Weise wurde mir diese Schulung noch wirksamer zu Teil, wenn ich in winterlicher Zeit in Sengelmanns Stadtwohnung oder in derjenigen seines Schwiegervaters, des Pastors von Ahsen zu St. Michaelis, zu Gast war.

Der Privatunterricht dieses Vorbereitungsjahres bestand

auch in einem Geschichtsunterricht, der mir von einem dritten Lehrer erteilt wurde. Sogleich in der ersten Stunde, in der er mir einen kurzen Abriß der ägyptischen Geschichte gab, imponierte er mir dadurch, daß er von den „Potlemäern“ redete; in dieser Weise den Namen des berühmten Herrschergeschlechts auszusprechen, erkannte ich eine willkommene Erleichterung, wenn auch nicht eine Verschönerung der Aussprache. Bald aber überzeugte ich mich, daß dieser Geschichtslehrer sich mehr an das hielt, was nach seinen gewiß lobenswerten Ansichten hätte geschehen sollen, als an das, was nach der Brutalität der Tatsachen wirklich geschehen war, seine Subjektivität tat der Objektivität des Geschichtsunterrichts Eintrag; er gehörte eben zur Treitschkeschen Schule vor Treitschke.

Die Gymnasialjahre.

Der Vorbereitungsunterricht, den ich genoß, erreichte sein Ziel; ich bestand Ostern 1862 bei dem interimistischen Direktor Cornelius Müller, der sich mir von Stund an als wohlwollender Gönner bewies, das Examen für die Aufnahme in die Sekunda der Gelehrtenschule des Johanneums. Diese Gelehrtenschule, damals das einzige Gymnasium Hamburgs, trug einen völlig anderen Charakter als die hamburgischen Gymnasien heutzutage. Es war schwach besucht, denn der bei Weitem größten Mehrzahl der jungen Hamburger lag es näher, sich dem Kaufmannstand zu widmen, als dem Studium der Wissenschaften, und für den Kaufmannstand wurde man auf andern Schulen direkter vorbereitet, als auf der Gelehrtenschule; kam doch auch die jetzt mit der Reife für Obersekunda eines Gymnasiums verbundene Berechtigung für den Freiwilligendienst damals für den Besuch einer solchen Lehranstalt noch nicht in Betracht. So gab es nur eine einzige Sekunda mit etwa dreißig Schülern, Ober- und Unterklasse wurden im Unterricht nicht unterschieden; das Gleiche galt selbstverständlich von der Prima.

Die Lehrer waren vortreffliche Gelehrte, die aber hergebrachter Weise den Schülern weitgehende Freiheit ließen; man konnte viel bei ihnen lernen, wenn man wollte, aber man wurde nicht dazu genötigt. Von der uns gelassenen Freiheit machten wir alle einen so weitgehenden Gebrauch, daß wir selten einen deutschen Aufsatz schrieben, und kaum je ein griechisches Exerzitium. Dennoch waren die Meisten von uns nicht ohne wissenschaftlichen Sinn, nur daß derselbe sich gern an Gegenständen bezeugte, die dem Lehrplan der Schule fremd waren. So blieb eine Zeit lang fast die ganze Sekunda nach Schluß des Unterrichts zusammen, um sich mit Ulfila zu beschäftigen. Auch im Vereinsleben bezeugte sich wissenschaftliches Interesse. Im Gegensatz zu einem Verein, der wenigstens damals entschieden liberale Tendenz hatte, gründeten einige meiner Gesinnungsgenossen mit mir einen Verein entschieden konservativen und christlichen Charakters, in dem aber keineswegs blos religiöse Themata behandelt wurden, sondern beispielsweise auch Lessings Laokoon gelesen wurde. Wie seltsam hat die fernere Entwicklung gerade die Genossen dieses Vereins, die einander am nächsten standen, auf entgegengesetzte Bahnen geführt! Derjenige, mit dem ich auf nächtlichen Spaziergängen in Jugendfreundschaft schwelgte, ist heutzutage ein Hauptvertreter buddhisierender Theosophie; und ein anderer vertritt in seinen Schriften die freisinnigste Theologie.

Die Freiheit, die uns gelassen wurde, war besonders gefährlich für mich. Ich hatte eine bedenkliche Neigung, mich mit fern abgelegenen Gegenständen zu beschäftigen; sie hatten für mich einen ähnlichen Reiz, wie die Entdeckung noch unbesichtigter Gegenden für Seefahrer und Forschungsreisende. Viel Zeit und Kraft ist von mir auf diese Weise

umsonst vergeudet worden, wenn auch mein Blick sich erweitert hat. Ich muß mich vergleichen mit einem Menschen, der am Strande des Ozeans des menschlichen Wissens sitzt und auf denselben hinausblickt, auch wohl Steinchen auf die Oberfläche des Meeres hinauswirft und seine Freude daran hat, wenn sie die Oberfläche wiederholt treffen; andernfalls hätte ich als Steuermann auf diesen Ozean hinausfahren können.

Die mir vergönnte Freiheit auszunutzen lud die an älteren philologischen und historischen Werken reiche Stadtbibliothek ein. In ihrem Lesezimmer wie zu Hause an der Hand entliehener Werke beschäftigte ich mich mit fern abliegenden Wissensgebieten, von denen mir längst entfallen ist, aus welchen Gründen ich mich zu ihnen verirrte. Im Lesezimmer studierte ich z. B. Victor von Vita und Idatius, zwei lateinische Schriftsteller, die nicht Vielen unter meinen Lesern auch nur dem Namen nach bekannt sein dürften, bis der Klassenlehrer von Sekunda mich dabei überraschte, die Hände über dem Kopf zusammenschlug und ausrief: „Mein Kind, mein Kind, Sie verderben sich ja Ihren Stylum bene latinum!“ Zu Hause habe ich das große italienische Annalenwerk Muratoris, aber auch den ganzen Ariost gelesen, wiederum die höchst ermüdende Geschichte der Chalifen von Weil, und viel in Adelungs Mithridates herumgeschmökert. Über den Bücherjuden meiner Kindheitsjahre war ich jetzt hinausgewachsen, dafür wurde ich ein regelmäßiger Besucher des originellen Antiquars Schartau. Dieser war ein Schwede, ursprünglich Theologe, hatte, wie man sagte, im Spiel sein Vermögen eingebüßt, kaufte jetzt alte Bücher und verkaufte sie nicht nach ihrem wirklichen Wert, sondern mit geringem Aufschlag zu dem Preise, zu

dem er sie erstanden hatte, also sehr billig; in seinem Keller lagen die jüngst erworbenen Schätze in einem großen Haufen an der Erde, um den man mehrere Bücherliebhaber (so z. B. den ehrwürdigen Direktor Bertheau) sitzen fand, die bald dies bald jenes Werk aufs Geratewohl herauszogen und manches Wertvolle entdeckten, während Schartau mit seinen Kunden halb gelehrte oder auch mit seiner Katze, die er sehr liebte, vertrauliche Gespräche führte. Ich war im Stande, Manches zu kaufen, weil mir viel Privatstunden zufielen, so viel, daß ich von jener Zeit an im Stande war, meine damals sechzigjährige Mutter zu ernähren.

Einer der hier erstandenen Schätze war der Rosengarten des persischen Dichters Sadi, persisch und lateinisch, in der Ausgabe von Gentius. Da ich keine persische Grammatik besaß, versuchte ich nach der lateinischen Übersetzung das Persische zu entziffern, und zwar zunächst die Buchstaben nach den Eigennamen — also das Neupersische auf dem Wege zu lernen, auf welchem Grotefend die Elemente des Altpersischen enträtselt hat, ohne daß ich damals von dieser letzteren Entdeckung gehört hatte. Die Mühsal war sehr groß und nutzte nicht viel, bis ein Lehrer darüber zukam und mich mit einer neupersischen Grammatik versah. Sengelmann aber, der davon hörte, war einsichtsvoll genug, mein Interesse vielmehr auf das Arabische hinzulenken und für dieses mir den Unterricht eines tüchtigen Arabisten, Redslob, zu erwirken. Dieser war Professor an dem sogenannten akademischen Gymnasium, einem Mittelding zwischen Gymnasium und Universität, das nur von einzelnen Studierenden besucht war; seit lange hatte Redslob keinen Schüler gehabt, und er litt unter seiner Vereinsamung. Er hieß mich daher willkommen und beglückte mich dreimal

wöchentlich mit einer Lektion, die sich auf zwei bis drei Stunden ausdehnte. Er stürzte mich in einen arabischen Schriftsteller hinein, in die „Unterweisung des Lernenden auf dem Wege des Lernens“ von Borhaneddin-es-Sernudschi; an ihm lernte ich die arabischen Schriftcharaktere wie die Flexion und Syntax der arabischen Grammatik, zumal da ich, nachdem ich den Text absolviert, ihn noch einmal und zwar mit den beigegebenen arabischen Anmerkungen durchmachen mußte. Der Inhalt des Werkes war eine Anleitung zu islamisch frommem Studium der Wissenschaft; es war beispielsweise in ihm empfohlen, die Nacht als Kamel zu benutzen, verboten, ein Tintenfaß auf ein Buch zu stellen, da dies eine Geringschätzung des Buches andeuten könne. Siebenzig Propheten, so wird in diesem Werke erzählt, haben ihre einhellige Meinung dahin abgegeben, daß die Vergeßlichkeit herrühre von zu viel Feuchtigkeit im Körper, diese von zu viel Wassertrinken, dieses von zu viel Essen, weshalb das Fasten zu empfehlen sei. Jedenfalls solle man lernen von der Wiege bis zum Grabe und stets ein Tintenfaß bei sich tragen, um Alles niederzuschreiben, was man Nützliches höre. Daneben finden sich seltsamere Ratschläge, z. B. daß das Gedächtnis dadurch gestärkt wird, wenn man täglich bei nüchternem Magen 21 frische Rosinen verzehrt. Alle solche Lehren habe ich als Erstlingsgabe des Morgenlandes mit Dank hingenommen, wenn auch nicht immer befolgt. Hierauf schritt mein Professor fort zu der Arnoldschen Chrestomathie, in der sich viel Interessantes fand; er brachte mich so weit, daß ich, als ich diese Studien auf der Universität fortsetzte, schon im ersten Semester an der Erklärung der alten arabischen Volkslieder teilnehmen durfte, die in der Hamasa gesammelt sind.

Als ich in das Johanneum eintrat, war das Amt des Direktors nicht besetzt. Man berief nach einiger Zeit den angesehenen Philologen Theodor Kock. Mit ihm ging mir ein Morgenstern auf; denn er machte uns zuerst aufmerksam auf die Verwandtschaft der klassischen Sprachen mit dem Sanskrit, was denn — leider — die Folge hatte, daß ich mir alsbald das große Boppsche Fundamentalwerk von der Stadtbibliothek holte. Überhaupt war es ein frischer Luftzug, der durch den Unterricht wehte. Allerdings zog der aus Preußen gekommene Direktor auch die Zügel der Disziplin straffer an. Wenn beispielsweise bis dahin, wer den Unterricht versäumt hatte, bestenfalls sich hernach mündlich entschuldigte, verlangte er eine schriftliche Entschuldigung, die natürlich von den Eltern ausgestellt werden sollte. Damals ließ ich mich unbedachtsamer Weise dazu hinreißen, diese Maßregel durch eine besondere Art gedruckter Scheine zu umgehen. Das brachte die Lehrer außer sich, sie drohten mir mit schwerer Sühne meines Fehltritts, mußten aber die Strafe dem Direktor überlassen. Am Ende einer Lektion bestellte er mich für den Schluß des Unterrichts in sein Haus. Mitleidige Freunde begleiteten mich vor die Tür seines Hauses und warteten dort, um mich hernach über die Strafe, die voraussichtlich exemplarisch ausfallen würde, zu trösten. Diese Absicht war anerkennenswert, aber ihre Ausführung unangenehm, denn drinnen in der zu ebener Erde nach der Straße hinaus liegenden Studierstube des Direktors konnte man nur allzu deutlich hören, wie meine Freunde darüber redeten, ob ich mit Karzer bestraft oder vielleicht sogar relegiert werden würde. Es war ein langes Gespräch, das der Direktor mit mir führte, aber es hatte nicht mein Vergehen zum Gegenstand, sondern meine Zu-

kunft, für die er mir das Studium der klassischen Philologie empfahl. Als er endlich die Unterredung beendet hatte und ich im Begriff war, mich zu verabschieden, legte er liebevoll seinen Arm um meine Schultern und sagte: „Ich habe etwas gehört von Scheinen, die Sie haben drucken lassen — sehen Sie zu, daß diese Scheine verschwinden!“ Und ich stand draußen. Feurige Kohlen brannten auf meinem Haupte, so daß mir Tränen in den Augen standen; es war mir sehr willkommen, daß die guten Freunde draußen bei der Länge der Unterredung des Wartens müde geworden waren; ich ging in stiller Bußfertigkeit nach Hause und liebte den Direktor tausendmal mehr als zuvor.

Aber nur allzubald ging er uns verloren. Die Verhältnisse, die er am Hamburger Johanneum vorfand, waren ihm so fremdartig und in dieser Fremdartigkeit so unleidlich, daß er sein Amt schon nach sechs Wochen kündigte und nach sechs Monaten niederlegte. Nach einem zweiten Interregnum folgte ihm Classen, den ich die Sonne meiner Gymnasialjahre nennen darf, denn in ihm lernte ich einen wahren Humanisten kennen — von urteilsfähigster Seite ist er „eine der edelsten Gestalten unter den Vertretern des deutschen höheren Schulwesens in den mittleren Decennien des neunzehnten Jahrhunderts“ genannt worden. Was an ihm für uns Schüler von großer Wichtigkeit war, war zuerst die Weite seines Horizonts. Er war auch Spezialist auf einem bestimmten philologischen Gebiet, und die Genauigkeit seiner eindringenden Forschung teilte all seiner Arbeit Gewissenhaftigkeit im Einzelnen und strenge Zucht im Ganzen mit. Aber nichts lag ihm ferner, als sich auf die klassische Philologie zu beschränken. Vor Allem war auch der weite Kreis der Geschichte, und zwar keineswegs vorzugsweise der alten

Geschichte, Gegenstand seines Interesses. Dasjenige wissenschaftliche Gebiet aber, auf welchem er heimisch war, machte er uns besonders lieb, denn hier wurde nicht gedrillt und nicht im Knechtsdienst eines äußeren Zweckes gearbeitet, sondern er behandelte den Stoff um seiner selbst willen mit seinen Schülern, die er lernfroh zu machen verstand. So sehr war ihm das Lehren Neigungssache, und so sehr wußte er uns das Lernen zur Neigung zu machen, daß er uns in seinem Hause an wöchentlichen Abenden zur Erklärung des Aristoteles um sich versammelte. Die Form aber, in der er sich unter uns bewegte, war echte Liebenswürdigkeit; nicht in einem amtlichen, sondern in einem persönlichen Verhältnis stand er zu uns und bewährte dies auch, nachdem wir die Schule verlassen hatten, so daß ich noch später Gelegenheit haben werde, auf ihn dankbar zurückzukommen. Hier aber muß ich zu seiner Charakteristik noch hinzufügen, daß den Halt seines Wissens und Lebens ein großer sittlich-religiöser Ernst bildete, der sich auch in seinem Äußeren spiegelte, denn die Freundlichkeit, die seine Gesichtszüge ausdrückten, wenn er im herzlichen Zwiegespräch sich gehen ließ, zog sich immer wieder zurück in den würdevollen Ernst, der mit der geraden Haltung seiner Gestalt harmonierte. Dieser Ernst war in seinem Kerne Scheu, etwas zu verletzen und herunterzusetzen, aus Ehrfurcht vor dem Großen und Bedeutenden. Es schmerzte ihn beinahe körperlich, wenn ohne die schuldige Pietät geurteilt wurde; ich vergesse es nicht, wie er einmal, als ich mir mit der Vorschnelligkeit der Jugend ein absprechendes Urteil über Schiller als Geschichtsschreiber erlaubte, warnend das Haupt hin und her bewegte. Diese seine Pietät gipfelte in seinen religiösen Gefühlen. Aus Pietät hielt er sich davon zurück, im Kampfe der kirchlichen

Parteien sich auf eine Seite zu schlagen; „das Höchste geht in keinem Rechenexempel auf", hat er wohl gelegentlich gesagt, „es wäre sehr traurig, wenn Alles im Himmel und auf Erden sich so verhielte, wie es Rationalisten demonstrieren und manche Mystiker anschauen; nicht aber wollen wir, weil wir es nie erfassen und erschöpfen, nun verzweifelnd unsere Blicke von dem Göttlichen abwenden; die Ahnung desselben, das immer erneute Bewußtsein, mit ihm in einer Berührung zu stehen und zu näherer Verbindung heranwachsen zu können, bleibt das Erhabenste in unserm Dasein."

Es traf sich, daß, als ich das Johanneum besuchte, unter seinen Lehrern eine Trias berühmter Thukydidesforscher glänzte, neben Classen Ullrich und Herbst. Bei Ullrich haben wir die großen griechischen Geschichtsschreiber gelesen. Dieser Lehrer war ein Charakterkopf, wie er vielleicht nur in jenen Zeiten unseres hamburgischen Gymnasiums möglich war; vornehm in jeder Hinsicht; geistreich, so daß er an den Gegenstand des Unterrichts das Verschiedenartigste anschließen konnte, und zugleich ein Gelehrter, der dem Buchstaben, ja dem Tonzeichen seine Ehre gab; seinem eindringenden und stets wiederholten Unterricht vom Gebrauch der griechischen Partikeln und der griechischen Verbalformen verdankten wir es, daß wir den Vergleich der griechischen Sprache mit einem auf das feinste ausgearbeiteten Schuppen- oder Ringelpanzer, an dem jede Bewegung des Körpers sich nachbildet, verstehen konnten und billigen mußten. Er leitete uns an, nach möglichst vollkommener Wiedergabe der schwierigen Redeweise des Thukydides zu ringen, auch wenn dabei ein verrenktes Deutsch herauskam; das war doch nützliche Sprachgymnastik. Ich hatte meine Freude besonders

an den Anmerkungen, die die alten griechischen Grammatiker zum Thukydides gegeben haben, und es herrschte in der Stunde — bei dem äußersten Respekt vor Ullrich — so viel Freiheit, daß ich ihn unterbrechen durfte, um seinen Bemerkungen mit den Scholien zu sekundieren; dies geschah so häufig, daß, wenn ich es in einer Lektion unterließ, ziemlich bald ein Schüler rief: „Behrmann, was sagt der Scholiast?“ worauf ich wieder in meine Gewohnheit verfiel. Von einem persönlichen Verhältnis zu Ullrich hielt mich doch die Scheu vor seiner Vornehmheit zurück, und später ist es zu einem solchen nicht gekommen, weil er bereits 1880 entschlief. Zuletzt ist er mir an heiliger Stätte begegnet; als ich das heilige Abendmahl in der St. Michaelis-Kirche reichte, stand plötzlich seine mächtige Gestalt vor mir; er war bei einem meiner Amtsbrüder zur Beichte gekommen, so daß sein Erscheinen mich überraschen konnte; ich aber fühlte mich vor ihm noch so sehr als sein ehrerbietiger Schüler, daß es mich beinahe erschütterte, als Pastor ihm das Sakrament zu reichen.

Professor Herbst tat mir, sowie ich in Sekunda eintrat, mit seiner Poetik eine neue Welt auf; leider konnte meine singende Art zu deklamieren ihm nicht zusagen, und auch meine deutschen Aufsätze fanden nicht seinen Beifall, so daß ich ihm erst in viel späteren Jahren näher trat, als sein reges kirchliches Interesse zwischen uns eine Brücke schlug. Von meinen übrigen Lehrern erwähne ich hier voll dankbarer Erinnerung Bubendey, an dem ich nicht ohne verhaltene Rührung die christliche Selbstzucht bewunderte, mit der er seinen nicht selten entbrennenden Zorn darüber bemeisterte, daß nur wenige an seinem mathematischen Unterricht lebendig teilnahmen; Hinrichs, der seinen sorgfältigen Unterricht im

Hebräischen uns zuletzt noch auf seinem Sterbebett erteilte; und Broecker, eine verschlossene Natur, von dem ich doch eine wichtige Anregung empfangen habe. Er unterrichtete uns im Französischen; wie er aber vor Allem geschichtliches Interesse hatte, so liebte er es uns zu zeigen, auf welche Weise das Französische aus dem Lateinischen hervorgegangen sei. Das veranlaßte mich nicht nur damals zum Studium des berühmten Werkes von Diez über die Grammatik der romanischen Sprachen, sondern von da her wurde es mir überhaupt eine Freude, darauf zu achten, daß innerhalb der verschiedenen Sprachfamilien die späteren Sprachen aus den älteren sich nach ähnlichen Gesetzen entwickeln, so daß man in der indischen, der eranischen, der semitischen, der romanischen, der germanischen Philologie (und gewiß noch in anderen, die mir verschlossen geblieben sind) auf Analogien trifft, die ihren Grund in analoger Kulturentwicklung haben.

Nach den Lehrern jener Jahre sollen hier einige Mitschüler genannt werden, die mir in liebem Andenken geblieben sind; von ihnen sind mehrere früh verstorben, wie der Philologe Leopold Schmidt, die Mediziner Eduard Schmidt und Schipmann, der Jurist Philipp Hayn, ein eifriger Sammler auf dem Gebiet der schönen Literatur, der Maler Hans Speckter; noch am Leben sind mein fleißiger Nachbar auf der Schulbank, der Jurist Chrisien, der damals dichterisch schwärmende Historiker Soltau, der jetzige Staatssekretär von Richthofen, der bei gelegentlichen Besuchen in der St. Michaelis-Kirche und in meinem Hause der Kommilitonenschaft freundlich sich erinnert hat, der Arzt Mannhardt, mit dem ich in Verbindung stehe durch unsere Töchter, der Jurist Wolffson, mit dem ich mich auch jetzt noch freundschaftlich verbunden fühle, der Arzt Moritz Meyer.

Während der vier Jahre, in denen ich das Johanneum besuchte, blieb ich ein Glied der von der Heydeschen Hausgemeinde. An einem Dezembermorgen erwachte ich von dem Knistern einer Flamme, die an den Fenstern meiner Schlafkammer emporloderte. In der Meinung, das Stockwerk unter mir brenne, sprang ich auf; aber es war ein Nebenhaus, in dem die Feuersbrunst ausgebrochen war. Eine schlimme Folge des jähen Schreckens, der auch die anderen Hausgenossen ergriffen hatte, blieb nicht aus; bald darnach ging von der Heydes Frau heim, die uns eine liebreiche, fröhliche Hausmutter gewesen war. — Im Sengelmannschen Hause blieb ich ein häufiger Gast. Sengelmann hatte sein Häuschen auf dem Lande vertauscht mit einem geräumigeren Hause, in dem ich meine Sommerferien zubringen durfte. Während dieser Ferien wurde ich einmal von Diphtheritis befallen. Ich lag schwerer krank als ich ahnte. Eine Diakonisse, die an mein Krankenbett kam, erzählte mir, in der Anstalt habe man den Herrn angerufen, mir mein Ende leicht zu machen. Ich hörte das nicht mit Schrecken, sondern mit Verwunderung. Bin ich dem Tode so nahe und weiß das nicht? fragte ich mich. Nun wurde mir klar, was ich bis dahin in meinem tiefsten Innern nicht für möglich gehalten hatte, daß ich früher oder später sterben würde. So oft ich gehört und gesagt hatte: Alle Menschen sind sterblich — hatte ich ganz leise eine Ausnahme für mich gemacht. Doch war mir damals die Aussicht zu sterben nicht beängstigend. Junge Leute sterben leichter, als ältere. — Im Winter war ich nicht selten am Abend bei Sengelmanns. Ich habe ihnen in einigen Wochen des Winters 1865 auf 66 geholfen, achttausend Briefe zu schließen, in welchen eine Bitte an alle wohlhabenden Hamburger ver-

schickt wurde, zum Bau einer größeren Anstalt für Idioten beizusteuern. Wirklich gingen 20000 Mark Courant an einmaligen Gaben ein und über 3360 Mark Courant wurden an Jahresbeiträgen gezeichnet. So konnte im Frühjahr 1866 ein geräumiges Asyl für Schwach- und Blödsinnige aus der Erde wachsen.

Eben damals bestand ich mein Abgangsexamen. Bei der feierlichen Entlassung der Abiturienten hatte ich die lateinische Festrede zu halten, und zwar über die römische Satire. Einer meiner Zuhörer sprach mir nachher aus, mit Freuden habe er mir zugehört; zwar habe er nichts verstanden, aber es sei ihm doch ein erhebendes Gefühl gewesen, daß er einst auch Lateinisch gelernt hätte. Ich staunte, daß man es wieder vergessen könne. Mit unbeschreiblicher Vorfreude erfüllten mich die Hoffnungen, in denen ich zur Universität hinauszog; ich habe es später oft ausgesprochen, daß ich keine größere Vorfreude denken kann, als die, mit der ein angehender Student frei hinauszieht in die Welt, nur verpflichtet, in sich aufzunehmen, was sie ihm bietet, die sichtbare Welt und die Welt des Geistes.

Halle. Tholuck.

Religiöse Förderung hatte mir das Johanneum nicht bieten können, abgesehen von dem Ernst, der Classens Geschichtsstunden, besonders wenn er das Reformationszeitalter behandelte, durchdrang. Denn Schulandachten oder auch nur kurze Gebete am Anfang des Unterrichts kannte unsere Gelehrtenschule damals nicht. Aber ich lebte in der christlichen Atmosphäre des von der Heydeschen und des Sengelmannschen Hauses und ich besuchte sonntäglich die Predigt; nämlich außerdem, daß ich nicht selten Sengelmann in den von ihm gehaltenen Nebengottesdiensten hörte, besuchte ich alle vierzehn Tage die tiefernsten, würdig einfachen Predigten des damaligen Hauptpastors zu St. Michaelis D. Rehhoff, der mir wie eine apostolische Persönlichkeit erschien, und an den dazwischen liegenden Sonntagen die geistvollen Predigten, die Doktor Röpe, der Vater des nachmaligen Hauptpastors, in der Kapelle des Schröderstifts hielt; diesen von geistigem Leben übersprudelnden Mann begleitete ich dann ein Stück auf seinem Heimwege und hörte von ihm noch viel Anregendes. Mein religiöses Interesse hatte daher nicht

abgenommen und bestimmte mich, Theologie, daneben freilich morgenländische Sprachen, zu studieren. Daß ich wirkliches Herzensinteresse in mir trug, darf ich daraus schließen, daß ich mit den Segenswünschen, die ein Prediger der sogenannten freisinnigen Richtung mir auf den Weg gab, innerlich gerungen habe. Er sprach mir zu: „Leben Sie im Ganzen! und bleiben Sie innerlich gesund!“ Sollte ich mir nicht das Entgegengesetzte erbitten? fragte ich mich. Denn die Gesunden bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken, und eines Christen Leben geht immer wieder in Stücke, so daß er nur einen Tag lebt.

Sengelmann, der einst in Halle studiert und auf den Tholuck, der den dortigen Rationalismus durch eine lebensvollere Auffassung der christlichen Wahrheit besiegte, mächtig eingewirkt hatte, veranlaßte mich, meine Studien zunächst in Halle zu betreiben. Tholuck stand noch immer in angesehener Wirksamkeit; Sengelmann schrieb nicht allein an ihn meinetwegen, sondern reiste mit mir nach Halle, um mich dort vorzustellen. In der Mittelstraße, in der der berühmte Vermittlungstheologe wohnte, eignete ihm neben seinem Wohnhause noch ein kleineres, in dessen Erdgeschoß sein verheirateter Diener Carl lebte. Im ersten und einzigen Stockwerk dieses Hauses erhielt ich eine vortreffliche Wohnung, die Martin Kähler als Privatdozent inne gehabt und eben verlassen hatte, da er als außerordentlicher Professor nach Bonn berufen war; an Tholuck hatte ich meinen Mietzins zu zahlen, und sein Diener Carl und dessen Frau besorgten, was für mich nötig war. Es war also weniger eine Studentenbude als eine Dozentenwohnung, die ich beziehen durfte. Überhaupt hat es der Spatz recht gut, der sein Nest neben den Adlerhorst baut; es gibt dort Man-

cherlei, wovon für ihn ein Stück abfällt; ich denke an die Kurrende, die regelmäßig am Sonntagmorgen einen Choral für Tholuck sang und darum zugleich für mich; an Tholucks Bibliothek, die mir stets zur Verfügung stand; an den theologischen Lesezirkel, an dem ich teilnehmen durfte, freilich meist nur mit dem Erfolg, daß ich über die Politik der Theologie mich ärgerte; ja, als Tholuck einmal hörte, daß ich die Tageszeitungen beim Mittagessen las, sagte er: „Das ist nicht gut, ich werde sie Ihnen herumschicken" — und hinfort wurde ich auch in dieser Hinsicht täglich von ihm versorgt.

Wichtiger war, daß ich die hervorragenden Studenten, die Tholuck sich zu Amanuensen erkor und die in seinem eignen Hause wohnten, zu nächsten Nachbarn hatte und durch seine Fürsorge zu Freunden gewann, zuerst Besser, hernach Bertling, von dessen Verhältnis zu mir später die Rede sein wird; sowie daß ich nicht selten von Tholuck und seiner edlen Frau zu Gast gerufen wurde. So lud Tholuck mich schon am Abend des Tages, an dem Sengelmann mich verlassen hatte, um nach Hamburg zurückzukehren, zum Abendessen ein; an diesem nahmen noch ein Generalsuperintendent und zwei schwäbische Pfarrer teil. Die schwäbischen Pfarrer waren in so hochansehnlicher Gesellschaft dermaßen verlegen, daß ihnen ein über das andere Mal Messer oder Gabel unter den Tisch fiel; bei meinem hülfreich gemeinten Bemühen, diese notwendigen Gegenstände wieder aufzuheben, war ich ihnen meist hinderlich im Wege, so daß wir drei einen Teil des Abends unter dem Tisch zubrachten; desto majestätischer thronte über demselben der Generalsuperintendent. Da ich beinahe Tholucks Hausgenosse war, blieb ich, bis die drei Gäste gegangen waren;

ehe auch ich mich verabschiedete, richtete Tholuck mit tiefer Stimme die scheinbar sehr ernste Frage an mich: „Haben Sie in Ihrem Leben schon einmal einen Generalsuperintendenten gesehen?“ „Nein, Herr Rat,“ erwiderte ich. „Dann schreiben Sie,“ fuhr Tholuck mit wachsender Stimmfülle fort, „heute Abend in Ihr Tagebuch hinein: Heute, den fünfzehnten Aprilis: Erster Generalsuperintendent!“ — Am zweitfolgenden Tage stürzte des Dieners Carl Frau frühmorgens in mein Wohnzimmer: „Herr Rat kommt, Herr Rat kommt, sagen Sie doch ja, daß es Ihnen bei uns gefällt!“ Und wirklich kam Tholuck auf Morgenschuhen über die Straße, stieg die Treppe hinauf und erkundigte sich gütig nach meinem Wohlbefinden. Das hat sich sogar, zum Neid meiner Kommilitionen, wiederholt, und auch Frau Rätin verschmähte es nicht, mich zu besuchen und zur freundlichen Ausstattung meiner Wohnung allerlei beizutragen.

Das Verhältnis Tholucks zu mir gestaltete sich eigenartig. Die Vorlesungen, die ich bei ihm hörte, hatten nichts Hinreißendes für mich, vielmehr regten sie mich oft zum Widerspruch an. Das Heft, das ich im ersten Semester in seinem Kolleg über theologische Enzyklopädie und Methodologie nachschrieb, enthielt auf jeder Seite in Randbemerkungen den Ausdruck meiner gegenteiligen Meinungen. Daher geriet ich in Schrecken, als er am Anfang des nächsten Semesters dies mein Heft sich ausbat, weil er das seine verlegt hatte. Aber er fuhr sänftlich mit mir Knaben Absalom. Mehr als seinen Vorlesungen verdanke ich den Vorträgen, die er im Winter in seinem Hause hielt; im ersten Winter, den ich in Halle verlebte, behandelte er praktisch den Jakobusbrief, im zweiten Winter gab er Bilder des Lebens und der Wirksamkeit berühmter Theologen seit

Schleiermacher; es war recht hübsch, ihn über Neanders Unbeholfenheit im gewöhnlichen Leben reden zu hören, da wir wußten, wie leistungsfähig er in dieser Hinsicht war; hatte er doch beispielsweise, als ihn das Ticken einer großen Wanduhr im Schlafe störte, einen Uhrmacher rufen lassen, um von ihm zu hören, wie man dies geschwätzige Wesen zum Stillschweigen bringen könne. Von diesen Vorträgen her habe ich für immer de Wette lieb gewonnen; das erwähne ich hier als Zeichen der Unparteilichkeit Tholucks und der Wirkung, die er durch derartige Vorträge erzielen konnte. — Seinen eigentlichen Einfluß übte Tholuck aber damals nicht mehr durch seine wissenschaftlichen Vorlesungen aus, sondern durch seine Seelsorge, die er auf seinen Spaziergängen, deren er täglich zwei stundenlange machte, an den Studierenden trieb. Dies geschah in ernsten Zwiegesprächen, aber auch nicht selten durch Unterredungen wunderlicher Art, durch die er versuchte, die Geister zu prüfen. Ich erinnere mich daran, daß er einige Studenten in meiner Gegenwart darüber ausholte, ob man sich den Herrn Jesum Christum als Raucher denken könne. Die Studenten hielten es für ihre Pflicht, bei dieser Gelegenheit das Rauchen als etwas Verkehrtes, ja Sündhaftes zu bezeichnen; mir lag es am nächsten zu opponieren, aber Tholuck steigerte noch durch seine Reden das Verdammungsurteil, bis wir in die Maille, ein Wirtshaus bei Halle, einkehrten, wo Tholuck sich durch mich einige Zigarren kaufen ließ, die er behaglich mit mir rauchte; freilich handhabte er den Glimmstengel, wie man die Flöte spielt, und bewies durch diesen Mangel an Übung, daß er nicht aus Vergnügen, sondern zwecks Erziehung jener pietistischen Studenten rauchte. Wie in diesem Fall, so fühlte ich mich öfter in die Position gedrängt, den

Pietismus, den andere begeistert vertreten zu müssen glaubten, eben deshalb zu verleugnen und anzugreifen. So warf Tholuck einmal die Frage auf, ob man, wenn man an Zahnschmerz leide, Gott bitten dürfe, diesen Schmerz aufhören zu lassen. Im Gegensatz zu andern Anwesenden erklärte ich, man solle sein Bitten für wichtigere Dinge aufsparen und mit dem Zahnschmerz selbst fertig zu werden suchen. Kaum war das meine wirkliche Meinung, aber ich stellte diese Forderung den Ansichten Tholucks und seiner übrigen studentischen Gäste entgegen, die mir allzu pietistisch erschienen. Wenn ich hernach mein Leben lang, und zwar besonders zu Zeiten, wo ich körperliche Frische noch nötiger hatte als sonst, von den heftigsten Zahnschmerzen geplagt worden bin, so habe ich es bußfertig als Strafe angesehen für jene allzu vermessene Äußerung.

Ich kann nicht darüber klagen, daß Tholuck mich durch seine sogenannten blauen Fragen in Verlegenheit zu setzen suchte; einmal hat er mich in eine schwierige Lage gebracht, aber, wie ich glaube, ohne es zu wissen und zu wollen. Es war in der Sylvesternacht von 1867 auf 1868; ich saß still für mich in meinem Zimmer, als um elf Uhr der Diener Carl kam, um mich einzuladen, noch in der Nacht zu dem Herrn Rat zu kommen. Es war eine mündliche Einladung; zuweilen schickte Tholuck eine schriftliche, ließ aber dabei durch Carl sagen, was sie enthielt, denn seine Handschrift war so gut wie unlesbar, war nur ein allgemeines Symptom seines Wohlwollens. Ich ging in das Nachbarhaus hinüber und wurde in Tholucks Studierstube geführt, wo er, im Sopha neben mir sitzend, ernste Gespräche mit mir führte. Als Mitternacht herankam, erhob er sich und forderte mich auf, ihm zu folgen. Wir gingen

durch Räumlichkeiten seines Hauses, die ich nicht kannte, bis wir in ein schmales Gemach kamen. Die eine Seite des Zimmers bildete ein Vorhang; an der gegenüberliegenden Wand stand ein Sopha, auf dem wir unser Gespräch fortsetzten, während von den Kirchtürmen das neue Jahr feierlich eingeläutet wurde. Wer aber beschreibt meine Verlegenheit, als hinter dem Vorhang sich die Stimme der Frau Rätin hören ließ! Es war ihr Schlafzimmer, in das Tholuck mich geführt hatte. Sie war der Situation gewachsen, denn mit ihrer feinen Stimme mischte sie sich verständig in unsere Unterredung; mir aber war höchst unklar, ob ich jetzt gegen den Vorhang eine Verbeugung machen und etwa sagen sollte: Ergebenster Diener, Frau Rätin! Sind Sie auch da? oder Ähnliches. Ich entschloß mich, keinerlei Rücksicht auf ihre Anwesenheit hinter dem Vorhange zu nehmen, und was sie auch zu unserm Gespräch beitrug, ich betrachtete es als ungesagt und ungehört. Plötzlich erinnerte ich mich daran, daß am jetzt beginnenden ersten Januar der Geburtstag der Frau Rätin sei. Ob es nicht doch Anstandspflicht war, wozu mich mein Herzensbedürfnis fühlbar antrieb, ihr einen Geburtstagsglückwunsch zu sagen? Aber der Vorhang gab den Ausschlag, er blieb die Scheidewand, und ich verabschiedete mich nach einiger Zeit unter Neujahrswünschen von Tholuck, ohne die unsichtbare Anwesenheit seiner Frau in Betracht zu ziehen. Doch als ich am Neujahrstag zu üblicher Stunde ihr meinen pflichtschuldigen Besuch machte, hielt sie mir freundlich ernst vor: „Ich habe Ihnen diese Nacht noch meine besten Segenswünsche mit auf den Weg gegeben!“

Tholuck bewies aber auch an mir, daß er sich als Seelsorger und geistlichen Arzt seiner Studenten ansah, und wenn

ich mir heute seinen Umgang mit mir vergegenwärtige, so muß ich es dankbar bewundern, wie viel Mühe er sich mit mir gegeben hat und zunächst, wie viel er über mich nachgedacht hat. Der erste Eindruck, den er von mir empfing, war, wie er selbst mir nachher einmal gesagt hat: „Na, ist das aber auch ein Philister!" Bei näherer Bekanntschaft glaubte er an mir etwas Krankhaftes zu entdecken. Ich hatte sehr wenig Umgang, im ersten Semester fast gar keinen Verkehr. Vergeblich suchten Tholuck und seine Frau mich zum Eintritt in den Wingolf, die bekannte christliche Studentenverbindung, zu bewegen. Wie erklärte sich dieser Hang zur Einsamkeit? Tholuck glaubte mir Egoismus zuschreiben zu müssen; auf einem Spaziergang mit mir allein setzte er mir auseinander, nach allem, was er von mir gesehen und was er von anderen über mich gehört habe, fehle es mir an Gesprächigkeit, Heiterkeit, Liebe und Hingebung, hätte ich einen Überfluß an Widerstandslust und -kraft gegenüber fremden Ansichten, an Neigung zum Mirselbstüberlassensein; worauf ich mir zu erwidern erlaubte, seine Beurteilung beweise mir, daß es nur Einen Herzenskündiger gebe. Vielleicht wäre es besser gewesen, seine strengen Worte nicht ohne Selbstprüfung zurückzuweisen. — Später stellte er für meinen Krankheitszustand die Diagnose auf gehemmte Liebe. Er wollte diese Liebe von ihrer Hemmung befreien und mir mit Gewalt einen wahren Freund verschaffen. Als Bertling das Amt eines Amanuensis bei ihm antrat, machte er es ihm zur Pflicht, alsbald mit mir Brüderschaft zu schließen. Das ist geschehen, und die so gebotene Brüderlichkeit hielt an trotz großer Verschiedenheit unserer Interessen und hält an bis auf den heutigen Tag.

Vom dritten Semester an war Tholuck überaus gütig und

freundlich gegen mich. Ich erinnere mich gern an einen Nachmittag, wo ich im Garten mit ihm plauderte und ihm unter Anderm erzählte, Sengelmanns Nachfolger an St. Michaelis in Hamburg sei Bertheau geworden. Es waren seit seiner Erwählung schon einige Monate vergangen; Tholuck tadelte mich, daß ich sie ihm nicht früher mitgeteilt hatte. „Man bekommt ja so selten eine frohe Botschaft," sagte er, „daß man, wenn einmal eine kommt, sie auch nicht einen Tag lang andern verschweigen sollte." Darüber kam Frau Rätin herzu, die ich einige Zeit nicht gesehen hatte, und sagte mir, daß sie mich gern einmal bei sich zum Besuch haben würde. Tholuck setzte hinzu: „Verstehen Sie wohl, was meine Frau sagt?" und wiederholte nun langsam die ganze Einladung, Wort für Wort, bei jedem Wort meine Schulter berührend. „Sie glauben das wohl gar nicht?" fragte er darauf. „Es ist mir freilich unglaublich", erwiderte ich, „aber wenn Ihre Frau Gemahlin es sagt" — worauf sich alles in ein herzliches Lachen auflöste. Nachher ging Tholuck mit mir auf die Nachtigalleninsel und erzählte eine große Anzahl von Anekdötchen. Zuletzt setzten wir uns auf eine Bank bei der sogenannten Grotte Pausilype. An dem schönen warmen Maientage sangen die Nachtigallen, dufteten die Syringen und schwiegen alle Winde. Da ich wußte, daß Tholuck von seiner Jünglingszeit her ein großer Freund der morgenländischen Dichtung und Weisheit war, deklamierte ich ihm einige persische Verse, ich weiß nicht mehr von welchem Dichter:

dani ci guft mera an bulbul sahari?
e tu ci adami ki zi ischk bihabari!

„Weißt du, was mir sagt jene morgenfrühe Nachtigall? O du, was bist du für ein Mensch, daß du von der Liebe

nichts weißt!“ Dies Zitat nahm der alte Herr äußerst günstig auf; „persische Verse sind mir Erinnerungen an meine erste Jugendliebe!“ rief er aus. Darauf sprachen wir über das Verhältnis der Natur und besonders der schönen Natur zum Geist und über mancherlei Ähnliches; ich sah aber dabei, daß er viel Sinn für Natur und Kunst hatte, mehr als ich ihm, der früh sein Augenlicht sehr geschwächt hatte, zutrauen zu dürfen meinte. Auf dem Rückwege erzählte ich ihm von einer abenteuerlichen Tour, die ich mit meinen Hamburger Freunden Wichern, Pauly und Preller vor einiger Zeit gemacht hatte, wie wir nämlich auf einem fast ununterbrochenen Eilmarsch von 26 Stunden nach Jena gewandert waren, wie wir um ein Uhr nachts den Schwedenstein zu Lützen besucht und dort: Eine feste Burg ist unser Gott — gesungen hatten, wie man uns als höchst verdächtig hatte festnehmen wollen, wie wir die Saalfelsen hinauf- und heruntergeklettert waren, wie wir endlich von den Jenenser Bekannten empfangen worden waren. Tholuck schlug die Hände zusammen, indem er einmal über das andere ausrief: „Wie ist es möglich, wie ist es möglich!“ Er hatte solche Extravaganzen mir nicht zugetraut, dem vermeintlichen Philister.

Als ich schon im geistlichen Amt stand, trat eine vorübergehende Trübung meines Verhältnisses zu Tholuck ein. Im Kreise der hamburgischen Schüler und Freunde Tholucks hatte ich sein fünfzigjähriges Dozentenjubiläum am 2. Dezember 1870 mitgefeiert. In dem mit unsern sämtlichen Namen unterzeichneten Telegramm vermißte er meinen Namen; er muß durch ein unglückliches Versehen weggefallen sein. Als in der Folgezeit einer meiner Freunde Tholuck besuchte, sprach er sein schmerzliches Befremden

aus, an seinem Jubelfeste keinen Glückwunsch von mir empfangen zu haben. Mein Freund, der sich daran erinnerte, daß ich zuweilen mich unzufrieden über Tholuck, besonders über seine Vorlesungen, geäußert hatte, erklärte die scheinbare Vernachlässigung allzu schnell und allzu aufrichtig damit, daß ich überhaupt nicht viel von ihm gehalten hätte. Das war ein Wort, das ihm entschlüpft war, ohne daß er es so ernst gemeint hatte, wie es in Tholucks Ohren klang, der darauf antwortete: „Lassen Sie uns von etwas anderem reden." Da fiel die rasche Äußerung meinem Freunde schwer aufs Herz, und er erleichterte sein Gewissen, indem er mir seine Äußerung schriftlich eingestand. Sofort reiste ich von Hamburg nach Halle, um die verfahrene Sache wieder in das rechte Geleise zu bringen. Wir saßen wieder wie einst zusammen im Sopha, aber Tholuck war einsilbig, bis er sagte: „Es steht eine Wolke zwischen uns." „Eben dazu bin ich gekommen", antwortete ich, „diese Wolke zu vertreiben", und nun entschuldigte ich meinen Freund und mich, und es war gar nicht schwer, den Greis zu befriedigen. Er war dann so freundlich gegen mich, daß ich bis zum nächsten Tag bei ihm bleiben mußte, ja daß er mich sogar, als ich abreisen wollte, bis zum Bahnhof begleitete. Er fand es übrigens nur in der Ordnung, daß ich ihn dann vom Bahnhof wieder bis zu der Wandelbahn zurückbrachte, die seinen Garten gegen die Promenade abgrenzte. Am Eingang zu dieser Wandelbahn, in der ich so oft mit ihm auf- und abgegangen war, nahmen wir Abschied für das Erdendasein, einen rührenden Abschied, der nur darunter litt, daß ihm bei der letzten Umarmung sein Hut vom Haupt flog und ich Mühe hatte, ihn wieder einzuholen.

Das aber soll hier im tiefen Ernst bezeugt sein, daß

er mir viel Liebe bewiesen hat, für die ich ihm ungestörter als dort vor seiner Wandelbahn in der Ewigkeit danken werde. Und wie er, bleibt auch seine fromme, liebreiche Frau Mathilde Tholuck geb. von Gemmingen eine lichte Gestalt im Reiche meiner Erinnerungen, eine Jüngerin Jesu, die droben wiederzusehen ich mich freue. Ich schließe diesen Abschnitt mit einer Schilderung der ersten Weihnachtsfeier ,die ich in Tholucks Hause verlebte. Große Weihnachtsbäume schmückten und erleuchteten mit ihrem Lichterglanz den Saal im Tholuckschen Hause; eine ansehnliche Zahl von Studenten, die sich im Zimmer des Amanuensis versammelt hatten, wurden, als sie in den Saal eintraten, von Tholuck mit freundlicher Ansprache willkommen geheißen. Nachdem zu Beginn der Feier ein Choral gesungen war, wurden die Anwesenden auf die mit Gaben belegten Tische hingewiesen; jeder fand ein Plätzchen mit seinem Namen und an diesem Platz ein Buch — mir wurde damals aus Tholucks Bibliothek Hammers Geschichte der schönen Redekünste Persiens geschenkt —, einen Weihnachtsstollen und noch irgend ein kleines Geschenk. Nachdem jeder sich der sinnigen Liebe gefreut, die ihm das Weihnachtsfest hier in der fremden Stadt zu verschönern verstanden hatte, wandte man sich zu einander, und es entstand ein rasch wechselndes und deshalb recht frisches Gespräch; jeder machte neue Bekanntschaften und wurde mit den alten noch vertrauter; Tholuck selbst wanderte von einem zum andern, und Frau Rätin versuchte es ihm an Leutseligkeit gleichzutun, obwohl sie sich fürchtete, in das Getümmel hineinzugeraten, das besonders nach der Eingangsseite hin- und herwogte. Von Zeit zu Zeit sammelten sich die Nachtigallen unter den Studenten und begaben sich, zwar nicht auf, aber doch hinter die Weih-

nachtsbäume, um all die bekannten Kinder-Weihnachtslieder und zuletzt auch das Lied des christlichen Heimwehs anzustimmen: Jerusalem, du hochgebaute Stadt! Tee und andere Erfrischungen wurden gereicht; um halb elf Uhr schloß Tholuck den Abend mit einer erbaulichen Ansprache und Gebet. Nun wurde Papier in Massen herbeigebracht, um die Schätze sorgfältig einzupacken, schwerbeladen wurde jeder von Tholuck mit einem Händedruck entlassen, jedes Wort des Dankes war aber nach einem vorher gegebenen Gesetz verpönt. Der unausgesprochene Dank ist im Herzen desto lebendiger geblieben.

Halle. Studien.

Ich war also akademischer Bürger der Universität Halle, seit der juristische Rektor mich immatrikuliert hatte. Ich hatte mir die Immatrikulation etwas feierlicher gewünscht und gedacht, als sie sich vollzog. Als ich zu Anfang eines späteren Semesters Beyschlag als Rektor die Immatrikulation vornehmen hörte, sagte er zu den Studenten: „Sie werden vielleicht zu dem, was in der heiligen Schrift steht, eine sehr verschiedene Stellung einnehmen; aber wie Sie auch über ihren Inhalt denken, die Wahrheit Eines Wortes werden Sie nicht bestreiten wollen: Was der Mensch säet, das wird er ernten.“ Dies einfache Wort machte auf mich einen bleibenden Eindruck, und warum sollte ich glauben, nur auf mich? Aber als ich selbst immatrikuliert wurde, sagte der Rektor, indem er über die Gesetze, auf die wir verpflichtet wurden, spöttelte: „Sie sind sehr fein von uns ausgedacht.“ Es waren die Gesetze, nach denen kein akademischer Bürger in den Hörsälen „eine Tabakspfeife mitbringen oder wohl gar rauchen“ durfte (§ 5), „die Studierenden sich des Knallens mit Peitschen zu jeder Zeit enthalten“ sollten (§ 27), „bei schnellem Fahren und Reiten weiterer Ahndung sich

gewärtigen sollten“ (§ 28), auch solche Studenten, die sich nach Mitternacht „auf den Straßen finden lassen“, „die Vermutung einer bösen Absicht wider sich haben sollten“ (§ 39).

Meine Häuslichkeit in Halle war angenehm genug. Meine Wohnung war herzig, wie die dortigen Frauen sich ausdrückten, ja im Vergleich mit den Gelassen, in denen ich bis dahin heimisch gewesen war, geradezu vornehm; ein Wohnzimmer, zwanzig Fuß lang, sechzehn Fuß breit, zwölf Fuß hoch; über dem Sopha Tholucks Photographie, darüber ein Stich der heiligen Nacht Correggios, an der gegenüberliegenden Wand die Grablegung von Bartolommeo, außerdem einige italienische Landschaften; eine kleine Tapetentür führte in das Schlafzimmer, dessen Fenster nach Tholucks Garten hinausgingen. Das Alles steht noch jetzt vor meiner Erinnerung wie ein Friedenshafen.

Sehr gut versorgt war man damals in Halle mit der Predigt des göttlichen Wortes. Tholuck predigte selten; ich erinnere mich an eine Predigt, die er bei Gelegenheit des großen Festes der fünfzigjährigen Vereinigung der Universitäten Halle und Wittenberg hielt; er bedräute einerseits die altlutherischen Scholastiker, denen man zurufen würde: Fort mit euch, eure Zeit ist abgelaufen (wobei ein betagter Landgeistlicher neben mir andachtsvoll seinen Stock als Waffe erhob), andererseits die Kritiker, „die jedes Blatt am Baum des Lebens zergliedern, bis die Dryade um Erbarmen weint.“ Weniger noch hörte ich Beyschlag. Bei Dryander hielt ich mich zum heiligen Abendmahl, denn ich war als Student durchaus uniert gesinnt; er war ein Mann, dessen stille und ernste Persönlichkeit fast ebenso sehr erbaute wie die sinnige Ruhe seiner Rede. Hoffmann redete am meisten

zum Herzen und Gewissen; daß sein Auftreten ohne Reiz war, schreckte uns nicht ab. Seiler in Glaucha hörten wir wegen seiner rhetorischen Begabung, mit der er aber auch entgleisen konnte, so daß er gegen die Besonnenheit verstieß; fleißig ausgearbeitet, machte seine Predigt sich alles zu nutze, Schillersche Wendungen und Zitate nicht weniger gern als altchristliche Hymnen; übrigens war er streng orthodox. Auch den Tertullian von Halle hörten wir, Adolph Zahn, den entschieden reformierten, der einer Predigt über den Schatz im Acker die Disposition zu Grunde legte: Nicht suchen und doch finden, Alles verlieren und Eins gewinnen.

Nur mit der Hauptsache, um deretwillen ich nach Halle gegangen war, war es nicht so gut bestellt, wie ich es gewünscht hatte, nämlich mit der Theologie. Freilich ihr vermittelnder Charakter fand durchaus meinen Beifall. Kurz vor meiner Ankunft in Halle hatte die Gnadauer Konferenz sich mit Entschiedenheit gegen die hallischen Professoren Hupfeld und Riehm, die das Alte Testament behandelten, ausgesprochen und verlangt, daß neben ihnen ein anderer Theologe nach Halle berufen werde, der das Alte Testament als Gottes Wort auslege. Mich konnte dieser Angriff nicht irre machen, bestärkte mich vielmehr in meiner Anhänglichkeit an die angefochtene Behandlung des Alten Testaments; ich blieb während meiner Universitätsstudien ein entschiedener Bekenner der Vermittlungstheologie und ein eifriger Gegner dessen, was ich Orthodoxismus nannte. Hupfeld starb schon in den ersten Wochen meines Aufenthalts in Halle, und Riehm wandte auf ihn das Wort aus dem Buch Jesaja an: Die da richtig vor sich gewandelt haben, kommen zum Frieden und ruhen in ihren Kammern. Riehm verband mit Wissenschaftlichkeit persönliche Frömmig-

keit, die er auch in den schwersten Stunden — als ihm seine Frau starb — treu bewahrte; er hatte mein volles Vertrauen. Am Ende eines Kollegs über das erste Buch Mose nahm er einmal Gelegenheit zu folgender charakteristischer Ansprache: „Einer aus der Mitte meiner Zuhörer hat mir nachgerühmt, ich hätte bewiesen, daß die Genesis nicht Gottes Wort sei. Ich erkenne von einer Seite die Wahrheit dieser Behauptung an. Ich habe es wirklich gewagt, zu sagen: in dem Sinn, in welchem es überhaupt kein Wort Gottes gibt, ist auch die Genesis keins; so wenig wie irgend etwas anderes ist sie ohne Weiteres vom Himmel heruntergegefallen. Ich füge aber nun noch hinzu: in dem höchsten Sinn, in welchem man überhaupt von dem Worte Gottes reden kann, ist auch die Genesis Wort Gottes. Wer aus meinen Vorlesungen dies nicht herausgehört hat, für den sind sie verloren gewesen; entweder waren ihm meine Gründe nicht verständlich, oder sein Verständnis war nicht gründlich." An Hupfelds Stelle wurde Schlottmann nach Halle berufen, der damals berühmt war durch seinen Hiob-Kommentar. Ich habe viel bei ihm gearbeitet, auch in seinem alttestamentlichen Seminar, aber besondere Anregung habe ich nicht durch ihn empfangen. Übrigens waren dies die letzten Jahre vor der großen Revolution in der alttestamentlichen Wissenschaft, die durch Graf eingeleitet wurde und durch Wellhausen sich vollendete.

Neutestamentliche Exegese lernte ich bei dem ehrwürdigen Julius Müller kennen, indem ich ihn das Johannes-Evangelium erklären hörte. Dies Kolleg erschien mir im ersten Semester als das ausgezeichnetste von allen; Müller war selbst tief bewegt durch die Größe des von ihm behandelten Gegenstandes, der ihm in nicht irdischem Brillant-

feuer erglänzte. Ich verdanke dieser Vorlesung, daß ich das Johannes-Evangelium nicht allein besonders lieb gewonnen habe, sondern auch, daß ich gegenüber den Angriffen auf die Geschichtlichkeit seines Inhalts stets ruhige Festigkeit habe bewahren können. Im zweiten Semester hörte ich Julius Müllers berühmtestes Kolleg, seine Dogmatik; hatte er doch einen ihrer wichtigsten Gegenstände, die Lehre von der Sünde, in einem zweibändigen Werke klassisch behandelt, weshalb er allgemein der Sündenmüller genannt wurde. Ich hatte von Anfang an den Eindruck, daß ich wohl täte, ihm freiwillig zu geben, was Pythagoras von seinen Schülern fordert, ein offenes Ohr und einen geschlossenen Mund. Allerdings brachte mich anfangs in Verwirrung, daß Müller der hegelschen Philosophie durchaus feindlich gegenüberstand; denn ich steckte im Anfang des Semesters tief im Hegelianismus. Hatte der Philosoph Erdmann die Frage nach dem Sein Gottes als eine Trivialität bezeichnet, da man das Sein auch von einer Chimäre behaupten müsse, und behandelte kaum zehn Minuten später Müller mit tiefem Ernste dieselbe Frage, so war dies sinnverwirrend genug; desgleichen wenn Erdmann im Wonnegefühl seiner Paradoxien Endlichkeit und Veränderlichkeit bei Gott suchte und fand. Doch darüber setzte ich mich schon hinweg und dachte, daß Erdmann eben eine ganz andere Sprache redete als Müller. Diese Erklärung der Diskrepanz zwischen beiden von mir hochgeschätzten Dozenten fiel aber weg, wenn Müller nicht Anstand nahm, Hegelianismus und Pantheismus schlechthin zu identifizieren, Erdmann alle lächerlich machte, die mit der Spatzenscheuche des Ausdrucks Pantheismus Adler verjagen wollten; wenn Erdmann den Menschen Negation und Wahrheit der Na-

tur nannte, Müller behauptete, der Mensch als Mensch, d. h. als Person, habe mit der Natur eben garnichts zu schaffen, sondern sei ein durchaus neuer Anfangspunkt in der Schöpfung. Dabei stand ich zunächst ratlos, denn vom eigentlichen Kern der Hegelschen Philosophie wußte ich nur, was ich ein Semester vorher aus dem Kolleg über kantische und nachkantische Philosophie von ihr verstanden hatte. Wie ich aus meiner Verlegenheit mich herausgerungen habe, davon wird weiter unten die Rede sein. Jedenfalls hinderte sie meine Freunde und mich nicht, mit einer Spannung, die sich in eifrigen Disputationen Luft machte, dem Fortschritt der Müllerschen Dogmatik von einem Tage zum andern entgegenzuharren. Ich konnte aber doch nicht in jeder Hinsicht ein zustimmender Schüler Müllers bleiben. Sein Versuch, den Widerspruch zwischen der Allgemeinheit der Sünde einerseits und der Schuld jedes einzelnen Sünders andrerseits dadurch zu lösen, daß dem irdischen Dasein des einzelnen Menschen eine zeitlose Existenz seiner Persönlichkeit vorangegangen sei, in der er sich für die Sünde entschieden habe, erschien mir doch allzusehr als scholastische Spekulation und trug nicht wenig dazu bei, mir den Geschmack an der Dogmatik und, da diese von mir als Herz der Theologie angesehen wurde, an der Theologie überhaupt zu rauben. Noch in einem andern Punkt wich ich damals von der Glaubenslehre Müllers ab, in einem Punkt, in dem sie den Bekenntnissen des Protestantismus treu blieb, in keinem geringern als dem der Rechtfertigungslehre. Ich konnte mich nicht befreunden mit der Auffassung der Rechtfertigung als einer Gerechtsprechung; so gefaßt war sie mir zu wenig, während die katholische Auffassung, nach welcher sie eine Gerechtmachung ist, mir zu viel besagte.

Überhaupt sah ich nicht in der Rechtfertigungslehre den Hauptunterschied zwischen Protestantismus und Katholizismus, sondern in der Lehre von der Kirche, und war geneigt, auf eine evangelisch-katholische Kirche zu hoffen, wie Schelling sie voraussah, wie Ullmann in seinem „Wesen des Christentums“ sie deduziert, wie auch Julius Müller sie vorzubereiten schien durch den johanneischen Charakter seiner Persönlichkeit und seiner Theologie. — Der Mangel an Befriedigung, den ich also trotz aller Wertschätzung der Müllerschen Dogmatik je länger desto stärker empfand, wurde nicht ausgeglichen durch die zahlreichen theologischen Vorlesungen, die ich sonst hörte. Ich merkte, daß ich mit meiner Theologie auf einen toten Strang geriet. Insofern war doch die Wahl der Universität Halle für mich nicht glücklich zu nennen; ihre Theologie belehrte uns aus der Vergangenheit, ohne uns für die Zukunft auszurüsten; Erlangen hätte mir mehr geboten; war doch später die Hofmannsche Theologie diejenige, die mich besonders anzog. Damals blieb ich freilich nicht allein mit ihr unbekannt, sondern ich hätte auch an ihr noch keinen Geschmack gefunden.

Ich habe schon angedeutet, daß ich von den damaligen Professoren der Philosophie in Halle vorzüglich Erdmann hörte, einen der letzten Hegelianer der Rechten, bei dem ich auch persönlich eingeführt und freundlich aufgenommen worden war. Lebendig wie der Fisch im Wasser und klar wie das Wasser selbst erschienen mir seine Vorträge, seine Ausdrücke so schlagend, seine Gedanken so einnehmend, seine Beispiele so passend, daß ich für diesen Goldmann schwärmte. Besonders fruchtbar war mir im ersten Semester die Darlegung der kantischen und nachkantischen Philosophie. In den ersten sechs Vorlesungen gab er einen kurzen Überblick

der vorkantischen Philosophie, und das Spiel mit Satz, Gegensatz und Vermittlung erwies mir die Notwendigkeit der tatsächlichen Entwicklung auf eine so überraschende Weise, daß ich staunend auf ihn das Wort anwandte:

Er saß in der Götter urältestem Rat
Und belauschte der Dinge geheime Saat.

Die beste Frucht brachten diese Vorlesungen mir darin, daß ich mich mit Bienenfleiß darüber machte, Kants vier Hauptwerke zu exzerpieren. — Die erste Störung meiner Begeisterung für Erdmann brachte eine Predigt, die ich von ihm hörte, denn als ehemaliger Theologe bestieg er noch zuweilen die Kanzel; ich fand in seinem Kanzelvortrag zuviel kalte Begeisterung, unberedte Beredsamkeit und ungerechte Gerechtigkeit. Im zweiten Semester nahm meine Schwärmerei für ihn zunächst infolge seines Vortrags ab. Dieser war flüssig genug, aber uns floß wenig durch ihn zu, das wir nicht schon in seinen gedruckten Büchern vor uns hatten; denn er rühmte sich, nicht zu den Professoren zu gehören, die es übersähen, daß Gutenberg den Bücherdruck erfunden hätte, er hatte den Inhalt seiner Vorlesungen zum Teil in umfassenden Werken veröffentlicht. Da er außerdem nicht selten sich wiederholte, was allerdings oft der Gegenstand mit sich brachte — doch hätten die Wiederholungen nicht Stereotypien sein sollen — so fand ich seine Vorlesungen bald lang und breit, aber nicht eben tief. Allmählich brachte mich aber auch ihr Inhalt in entschiedene Opposition. Was von diesem in offenem Gegensatz zu der christlichen Lehre stand, konnte ich wohl noch hinnehmen; aber widerwärtig wurde mir ein kokettes Tänzeln auf dem Boden, vor dem jeder die Schuhe ausziehen soll als vor heiligem Lande. Mich erfaßte nun um so größere Erbitterung, je betörter ich einst

von dem mir gebotenen Flittergold gewesen war. Die Freundschaft mit Bertling führte mich dazu, Lotzes Mikrokosmus zu lesen, dessen dritter Teil eben damals erschienen war, sehr zur Enttäuschung der Herbartianer, die Lotze bis dahin als zu ihnen gehörig angesehen hatten. Die Herbartsche Philosophie war nicht im Dozentenkollegium vertreten, hatte aber doch eifrige Vertreter in Halle, besonders Allihn und einen jungen Juristen von Meyern, mit dem ich in nahe Beziehungen trat. Durch ihn wurde ich gereizt, mit dieser dem Hegelianismus schroff gegenüberstehenden Philosophie mich zu beschäftigen. Ich machte mich zuerst durch einige kleinere Schriften mit ihr bekannt und suchte dann tiefer in sie einzudringen, indem ich ihre Metaphysik durcharbeitete. Die ruhige Schärfe dieser von Illusionen, wie ich sie bei dem Hegelianismus überreichlich kennen gelernt hatte, sich fernhaltenden Weltanschauung schien mir auf Verstand und Gemüt einen reinigenden Einfluß auszuüben, und, was mir die Hauptsache war, sie zwang die Religion nicht, sich blindlings in ihr Prokrustesbett zu legen, von ihr sich willenlos ausreden oder verstümmeln zu lassen. Daß ich doch nicht Herbartianer wurde, war die Folge des wachsenden Umfanges meiner morgenländischen Studien.

Als ich um die Zeit meines Abiturientenexamens meine Absicht aussprach, nach Halle zu gehen, wurde mir geantwortet: Was wollen Sie da? dort sind nur alte Leute. In diesem Einwand lag etwas Richtiges. Doch einen Dozenten habe ich dort gefunden, der damals in seinen besten Mannesjahren stand, aber auch als Mann den Eindruck eines Jünglings machte, den Orientalisten Richard Gosche. Er hat kein „Hauptbuch" geschrieben, und die Spur seiner Wege ist bereits verwischt, denn es war ein allzu weites Gebiet,

auf welchem er arbeitete. Aber wenn er der Nachwelt nichts überliefert hat, der Mitwelt hat er desto mehr geboten, teils durch Artikel, die in angesehenen Zeitschriften erschienen oder auch Tageszeitungen, in denen sie erschienen, zu Ansehen brachten, teils durch Vorträge vor einem weiteren Publikum. In seinen Vorlesungen war er durch den Gegenstand derselben beschränkt auf eine sehr kleine Zuhörerschaft. Im ersten Semester las ich bei ihm eine Schrift eines arabischen Grammatikers und sodann die berühmten Gedichte des altarabischen Dichters Taabbata Scharran, den ich schon durch D. Baur in Hamburg, der sich eingehend mit ihm beschäftigt hatte, kennen gelernt hatte; mein einziger Gefährte in diesen Vorlesungen war der spätere Professor August Müller. Sehr interessant war für mich auch die Geschichte der nachbiblischen hebräischen Poesie, und einen völlig neuen Sprachtypus lernte ich kennen im Türkischen. Später habe ich bei Gosche spanisch-arabische Kulturgeschichte und Persisches, besonders Firdusi, getrieben, sowie den Koran und den Diwan des königlichen Dichters Amrulkais gelesen; inhaltsreich war eine Enzyklopädie der arabischen Philologie, die Gosche vortrug. Natürlich konnte ein so umfangreiches Kolleg nicht in einem Semester beendet werden, zumal da, wenn ich sein einziger Zuhörer war, das Zustandekommen mancher einzelnen Vorlesung scheiterte. Denn es kam vor, daß ich mich verspätete und der Professor wieder nach Haus gegangen war, oder daß der Professor sich verspätete und ich nach Haus gegangen war, oder daß wir uns zwar zusammenfanden, aber Gosche sein Heft vergessen hatte. Es kam auch vor, daß ich krankheitshalber einige Wochen fehlte, und, wenn ich mich deshalb entschuldigte, Gosche mich dringend bat: „Bitte, seien Sie noch et-

was länger krank!“ Kleinliche Genauigkeit lag ihm überhaupt fern, obwohl es ihm an tüchtigem philologischem Wissen nicht fehlte. Seine Persönlichkeit hatte etwas sehr Frisches und Erfrischendes in jenen Jahren, da er, das Haupt von dunklen Locken umwallt, die Stufen zum Katheder mutig emporsprang; — nachher versank er, auch aus körperlichen Gründen, in Mißmut bis zum Lebensüberdruß. Aber damals wirkte seine noch jugendliche Weise sehr günstig auf mich ein, zumal da er sich meiner sehr herzlich annahm, weil ich ihm durch Tholuck warm empfohlen war, so daß ich auch an dem geselligen Leben seines gastfreundlichen Hauses Anteil nehmen durfte. — Einen Gegensatz zu Gosche bildete Arnold, dem die Mühsal des Lebens die jugendliche Lebendigkeit genommen hatte. Im ersten Semester trieb ich unter seiner Anleitung Samaritanisch und Syrisch; im Samaritanischen tappten wir beide im Dunkeln, denn da die Denkmäler dieses aramäischen Dialekts nur im Konsonantentext vorliegen, war meinem Lehrer oft beinahe ebenso ungewiß wie mir, welche Aussprache wir einer Wortform geben sollten; erst später ist durch Petermann die traditionelle Aussprache bekannt geworden, und seitdem weiß ich, daß z. B. das erste Wort des alten Testaments, das wir bekamavta aussprachen, vielmehr awkamma-uta zu sprechen ist. Beim Syrischen waren wir auf sicherem Boden, desgleichen beim Äthiopischen; wie treulich er sich meiner annahm, geht beispielsweise daraus hervor, daß er auch in den Ferien Äthiopisch mit mir las, außer wenn das Wetter allzu verlockend war.

In der Geschichte der Sprachwissenschaft hat einen berühmteren Namen als die beiden erwähnten Orientalisten der große Sprachvergleicher Pott, der sich Bopp an die

Seite stellte, und wohl nicht mit Unrecht, denn was Bopp für die Grammatik getan hat, hat Pott für das Lexikon geleistet. Mit diesem Ruhm ist zugleich der Tadel, den man gegen diesen hochverdienten Mann erheben kann, gegeben; denn ein Lexikograph wird immer in Gefahr kommen (und mehr als die andern der vergleichende Lexikograph), über der wahrhaft ungeheuren Masse des Materials die Schärfe in der Behandlung des Einzelnen zu verlieren. Wir haben bei Pott auffallende Szenen erlebt; so hatte er uns einmal die Auffassung der Fünfzahl bei Afrikanern, Ostasiaten und Turaniern erklärt, wandte sich dann zu den Semiten, bog noch eben ab zu den Kopten, sprang dann hinüber zu den Indern, diesen folgten die Eranier, die Kelten, die Slaven, aber als er endlich zu den Griechen kam, war ihm seltsamer Weise ihre Benennung der Fünfzahl augenblicklich entfallen, doch restituierte sein Ansehen das Baskische bost und bortz, das Lettische peezi, das Ungarische öl und besonders das Etruskische ci. Ein anderer Mangel seines Unterrichts trat uns in seinen Abschweifungen entgegen, die uns fast regelmäßig zu einer Reise um die Welt zwangen. Besonders schlimm erging es uns, wenn er auf seinen Streit mit Georg Curtius kam; dieser Streit schien ihn außerordentlich alteriert zu haben. Es handelte sich darum, ob in der indogermanischen Ursprache, dem „Proethnischen," schon Zusammensetzungen der Verba mit Präpositionen existiert hätten, was Pott bejahte, so daß er in einem nach seinem Ursprung dunklen (etwa lateinischen) Worte den ersten Konsonanten als Rest einer Präposition erklärte; Curtius leugnete es und stellte damit zugleich die Richtigkeit einer großen Anzahl von Etymologien, die Pott verfocht, indem er die Wurzeln zerschnitt, in Abrede. Ein dritter

Mangel seines Unterrichts war, daß er sich persönlich seinen Schülern fernhielt, um seinen großen literarischen Arbeiten möglichst viel Zeit widmen zu können. Daher sammelten sich auch wenig Zuhörer zu seinen Vorlesungen. So las ich einige Stunden hindurch allein die Sanskrit-Anthologie von Lassen. Aber bald erklärte Pott, wenn nicht noch andere kämen, müsse er das Kolleg schließen. Ich erließ einen flehenden Anschlag am schwarzen Brett der Universität, und als dies ohne Erfolg blieb, bewegte ich einen Bekannten, der keinen Buchstaben Sanskrit verstand, auf meine Kosten als Statist der Vorlesung beizuwohnen; er las, während ich die „fünfundzwanzig Gespenstergeschichten“ aus dem Indischen übersetzte, irgend einen Roman. Auf diese Weise kam die mir wertvolle Vorlesung zu Stande; aber Chinesisch, das Pott angezeigt hatte, konnte ich nicht durchsetzen; als die erste Vorlesung beginnen sollte, öffnete Pott die Tür des Hörsaals, um sie sogleich wieder zuzuschlagen, öffnete sie dann noch einmal wieder, fragte mich, was mein Begehr sei? „Chinesisch von Ihnen zu hören,“ erwiderte ich; „lese ich nicht vor Ihnen allein,“ rief er ergrimmt und lief von dannen — er fürchtete wahrscheinlich, daß ich wieder einen Statisten auftreiben würde. So ist denn hier eine, besonders in den letzten Jahren, die China und Deutschland einander nahe gebracht haben, von mir bedauerte Lücke in meinen Sprachkenntnissen geblieben. Ich habe mich damit trösten müssen, daß Rückert (als dessen Enkel ich mich zuweilen ansah, da mein Lehrer Gosche sein Schüler gewesen war und mir viel von ihm erzählte), gleichfalls nie Chinesisch getrieben hat, vielmehr ruft er aus: „Nein, in der Sprachen Bergbau hab ich schon vom Leben gnug verloren.“

Potts Unterweisung reichte mir für die Kenntnis des Sanskrit nicht aus. Deshalb kam es mir sehr zu statten, daß Gosche mich mit einfachen Übungsbüchern versah, wie sie in Indien für den Gebrauch der Engländer herausgegeben sind; ich trieb also Sanskrit ungefähr in derselben Weise, in der ich als Kind zu meinem unvergeßlichen Genuß Französisch nach den Ahnschen Leitfäden getrieben hatte. Von größtem Vorteil aber ward mir der eindringende Unterricht, den mir Berthold Delbrück erteilte, der damals sich in Halle als Privatdozent etablierte. Auch die sehr angenehmen Abende, die ich in seiner jungen Häuslichkeit zubringen durfte, sind mir durch seine und seiner von der Insel Oesel gebürtigen Frau Liebenswürdigkeit in dankbarster Erinnerung geblieben.

Ich habe im Vorstehenden nicht alle meine akademischen Lehrer aufgezählt. Ich habe noch theologische Vorlesungen bei Beyschlag, Daehne, Jacobi, philosophische bei Schaller und Ulrici, literarhistorische bei Haym gehört. Über fünfzig Vorlesungen habe ich in den ersten vier Semestern gehört und beispielsweise in der letzten Woche des Sommersemesters 1867 stieg die Anzahl der Stunden, in denen ich Kollegien hörte, auf wöchentlich 64. Rechnet man zu jenen Vorlesungen hinzu, daß ich nicht wenige zeitraubende Privatarbeiten trieb, z. B. einige Schriften des Doctor seraphicus Bonaventura, Renans Geschichte der semitischen Sprachen, Spinozas Ethik und andere Standard works auf das Genaueste exzerpierte, so wird man den Vorwurf begreifen, den man mir gelegentlich machte, mein Universitätsleben sei die reine Ochserei, worauf ich erwiderte, daß ich wenigstens nicht blos Ochse, sondern auch Ochsentreiber sei. Aber der Vorwurf war nicht völlig begründet, das Studenten-

leben bot mir auch Freude; davon will der nächste Abschnitt erzählen. Hier will ich nur abschließend hinzufügen, daß mein Eifer, zu verschlingen, was an der voll besetzten Tafel der Universität nur irgend erreichbar war, mich beinah in Konflikt mit dem Universitätsgericht gebracht hätte. Denn mein Anmeldebuch, das für einen regulären Studenten während der ganzen Studienzeit ausreichen sollte, war gefüllt schon während der drei ersten Semester. Die Quaestur witterte hierin irgend einen Betrug, obgleich nicht abzusehen war, worin derselbe bestehen sollte, und unter polizeimäßigen Blicken wurde mein Anmeldebuch konfisziert. Ich erhielt hernach das Corpus delicti in erweitertem Umfang, doch ziemlich verwahrloster Gestalt wieder, zwar ohne bestimmte Vorwürfe, aber nicht ohne stumme Strenge der Behandlung.

Halle. Verkehr.

Wiewohl ich den anfänglichen Ratschlägen Tholucks, in den Wingolf einzutreten, nicht nachgegeben hatte, und trotz der „gehemmten Liebe“, die er bei mir konstatiert hatte, mangelte es mir nicht ganz an Verkehr. Von Hamburg war mit mir nach Halle gezogen Sorger, der später mit mir das theologische Examen bestand und jetzt Pastor in Geestemünde ist; mit ihm habe ich Pfingsten 1866 eine Reise durch Thüringen gemacht; damals zuerst betrat ich die Wartburg, die ich später noch so oft besuchen durfte. Sonst lernte ich im ersten Semester außer dem erwähnten August Müller, später Professor in Königsberg und in Halle, kaum jemand anders näher kennen als Andrée, jetzt Pastor in Barmstedt. Am Anfang des zweiten Semesters kam nach Halle Johannes Wichern. Wir hatten zusammen das Hamburger Johanneum besucht, aber uns nur sehr oberflächlich kennen gelernt. Ich sah in ihm den einseitigen Pietisten, er sah in mir den einseitigen Orthodoxen. So war ich gespannt, ob es zwischen uns in Halle zu irgend einem näheren Verhältnis kommen werde. Als Ankömmling hatte

er mir den ersten Besuch zu machen, und er machte ihn, wie ich wahrzunehmen glaubte, nicht ohne Befangenheit. Aber alsbald traten wir einander näher und haben viel glückliche Stunden mit einander verlebt. Ich gedenke an so manches Zusammensein im Saalschlößchen, gedenke an unsere Shakespearenächte — wir lasen mit einigen Engländern und Amerikanern Shakespeare von elf Uhr abends an bis zwei oder drei Uhr nachts —, ich gedenke an Dauermärsche, die wir unternahmen, beispielsweise an jene Fußwanderung von Halle bis Jena. Einmal hatte Johannes Wichern Besuch von seinem Vater; er hielt eine Rede vor Studenten und nahm mich mit bei einem Besuch im Provinzialgefängnis. Es war mir begreiflicher Weise von äußerstem Interesse, daß ich mit ihm in die Zellen der schwersten Verbrecher eintreten, sie ihre Unschuld versichern oder ihre Schuld verkleinern hören und Zeuge davon sein durfte, wie der alte Wichern seelsorgerlich mit ihnen redete. Zum Schluß versammelte Wichern die Gefängniswärter und die Zöglinge, welche in deren Familien verpflegt wurden, es waren taubstumme Knaben; und derselbe Wichern, der so ernst und ruhig zu den Gefangenen geredet hatte, vergoß Tränen in der Unterhaltung mit den taubstummen Kindern. Am Anfang des dritten Semesters wurden die Hamburger Theologiestudierenden Pauly und Preller meine Kommilitonen in Halle; der erstere stand bei uns wegen seiner ausgezeichneten Leistungen in der Schule in bestem Ansehen, er ist hernach mein lieber Kollege an St. Michaelis geworden; Preller war ein sinniger Jüngling, voll Anziehungskraft, weil voll Verständnis für fähige Knaben. Meine orientalischen Studien versetzten mich in freundschaftliche Beziehungen zu Paul von Moellendorf, der später im fernen

6*

Osten eine nicht unbedeutende politische Rolle gespielt hat; wir haben mit einander ziemlich viel Türkisch getrieben. In ganz besonders nahem Verkehr blieb ich stets mit Bertling, mit dem mich Tholuck auf so eigenartige Weise zusammengeschmiedet hatte. Unsere Freundschaft war um so merkwürdiger, weil unsere Interessen auf verschiedenartigen Gebieten lagen. Er beschäftigte sich viel mit Philosophie, aber für mein — ich will gern zugeben: nicht genügend ausreichendes Verständnis — versuchte seine philosophische Weltanschauung damals sehr disparate Elemente mit einander zu verbinden. Dagegen hatte er wenig Wertschätzung für meine orientalischen Studien; ich fürchte, er sah darin nicht viel mehr als Futter für meine Eitelkeit; wie weit er damit Recht oder Unrecht hatte, kann und will ich jetzt nicht mehr untersuchen. Ohne Tholuck wären wir beide einander wohl niemals nahegetreten; nun liebten wir einander und die Liebe hat nicht aufgehört bis auf den heutigen Tag — wobei ich allerdings nicht verschweigen darf, daß wir in der Hauptsache, in unserer christlichen Weltanschauung, übereinstimmten. Ich habe hernach, wie ich hier schon einflechten will, meinen Abschied von der Universität damit besiegelt, daß ich auf der Heimreise nach Hamburg in sein Elternhaus einkehrte und dort schöne Tage verlebte. Damals lebten noch seine auch von der Gemeinde (Badersleben in der Provinz Sachsen) hochverehrten Eltern, er selbst, mein Freund, hatte soeben sein Examen als Kandidat gut bestanden und wurde durch ein Transparent als Potestfactum (Kann-die-Tat) gefeiert; an fröhlichen Abenden wurden mit seinen Schwestern dichterische Bestrebungen gepflegt. Sein Elternhaus war ein Landpastorat, wie man es sich nicht schöner denken konnte; er selbst stimmte natürlich in dies mein

Urteil ein, meinte aber, er kenne ein anderes, das nicht weniger preisenswert sei — es war dasjenige, aus welchem er nicht lange Zeit hernach seine Karla heimholte. Sein Lebensweg führte ihn nach Bonn, nach Torgau, zuletzt in seines Vaters Amt und Gemeinde, wo ich ein Menschenalter später wieder sein Gast wurde; durch seine Schriften hat er sich in den letzten Jahren das Ansehen eines tief- und feinsinnigen Apologeten erworben.

Gesellschaftliches Leben fand ich in den Häusern der Professoren, denen ich näher trat, außerdem in dem Familienkreise der bekannten christlichen Dichterin Caecilie Zeller, der Verfasserin der „Lieder einer Verborgenen". Ihr Stiefsohn, ein Jurist, der durch Krankheit an der Übung seines Berufs gehindert wurde, trat in ein näheres Verhältnis zu mir. Ihm lag aufrichtig am Herzen, der neutestamentlichen Wahrheit auf den Grund zu kommen. Deshalb war es seine Absicht, die einzelnen Schriften des Neuen Testaments auf ihren Inhalt selbständig mit möglichster Voraussetzungslosigkeit und Genauigkeit zu untersuchen, indem er mit denjenigen anfing, die ihm am wenigsten Lehrhaftes zu enthalten, daher die ursprünglichsten zu sein schienen, mit dem Jakobus-, sodann mit dem ersten Petrus-Brief. Vergeblich hielt ich ihm vor, daß er das Wichtigste außer Acht lasse, nämlich den Gedankenkreis oder richtiger das Glaubensleben, das diese Briefe voraussetzen, zumal sie nicht beabsichtigen, Darlegungen eines abgeschlossenen und vollständigen Lehrbegriffs zu sein. Immerhin mußte ich meines — früh verstorbenen — Freundes Absicht nach ihrer Reinheit und Vorsicht hochschätzen. In der Familie seiner Stiefmutter, in der Allihn und Andere, die hernach als Herbartianer bekannt geworden sind, verkehrten, wurde viel

philosophiert; ein so angeregtes und anregendes Familienleben hatte ich noch nicht kennen gelernt. Wiewohl ich sehr gern Gast in diesem Kreise war, kehrte ich doch, wie oben bemerkt, vor dem Innersten der Herbartschen Philosophie um und nahm eher Teil an den allgemeinen Gesprächen, in denen die verschiedensten Gegenstände nicht ohne Geist oder doch Witz behandelt wurden, sowohl die drei Methoden der Kaffeebereitung wie die einzige Weise der Osterberechnung. Mir ist besonders im Gedächtnis geblieben, daß einst erörtert wurde, was man dann, wenn von Dingen die Rede sei, mit denen man völlig unbekannt sei, zu tun habe, um seine möglicher Weise beschämende Unwissenheit zu verbergen. Unsere Versammlung faßte den Beschluß, in solchem Fall zunächst zu widersprechen und durch diesen Widerspruch weitere Äußerungen über den unbekannten Gegenstand hervorzulocken. In der Folge kam es nicht selten vor, daß, wenn Jemand gegen irgend eine Behauptung lebhaften Widerspruch erhob, er von seinem Nachbar leise gefragt wurde, ob er von dem betreffenden Gegenstand wirklich eine Ahnung habe oder nur durch seine Opposition Bekanntschaft affektiere. Allerdings rührt ja viele Opposition in der Welt her von bloßer Unwissenheit.

Ich trage Bedenken von den Reisen zu erzählen, die ich mit meinen Freunden von Halle aus — sogar bis Prag — gemacht habe, denn Reisebeschreibungen ermüden meist noch mehr als die Reisen selbst. Und doch wäre ohne ein Bild unserer studentischen Ausflüge das Gemälde meines Lebens und Treibens in meiner Hallenser Zeit unvollständig. So will ich denn ein Beispiel davon geben in der Beschreibung einer kleinen Reise, die wir kurz vor dem Abgang von Halle im März 1869 nach dem Kyffhäuser

machten. Es war einer von den neun Frühlingstagen, die der März auch unserm nordischen Klima schuldig ist; Wichern, Pauly und ich fühlten den Drang, hinauszuschweifen, wohin, war uns gleich; aber am Bahnhof fanden wir den Zug nach Eisleben zur Abfahrt bereit, also hinein! Als wir wieder ausstiegen, lag Eisleben vor uns. Indem wir zur Stadt hinuntergingen, fühlten wir uns stark historisch angehaucht. Das Lutherhaus wurde aufgesucht; es wurde, da es dem Einsturz nahe gewesen war, restauriert, aber mit einiger Lebensgefahr kamen wir über Stellagen und rohes Gebälk in die Lutherstube. Hier herrschte Gräuel der Verwüstung. Das Autograph eines Briefes Luthers an Spalatin lag bestaubt und halb zerrissen an der Erde; andere Autographen sahen wir unter gebrochenen Glasrahmen. Aus einem Schranke holte der uns begleitende Zimmermann eine Menge Denkmünzen und zwei Ringe Luthers hervor, die ihm Katharina von Bora geschenkt haben sollte. Dann besahen wir noch die Andreaskirche und eilten von Eisleben weiter, zuerst unter dem Scheine der untergehenden Sonne, dann unter dem noch viel schöneren der Sterne. Der Abend war prächtig; nachdem wir dritthalb Meilen zurückgelegt, kehrten wir in Sangerhausen ein. Vor sechs Uhr brachen wir am anderen Morgen auf und sangen der aufgehenden Sonne von einer Höhe den ersten Gruß entgegen. Rastlos ging es vorwärts; Wallhausen und Roßla wurden nicht einmal eines Trunkes gewürdigt, erst in Kelbra versuchten wir das namhafte Bier dieses Städtchens in einem gedoppelten Frühschoppen. Zunächst galt es nun, die Rothenburg zu ersteigen, die westlich vom Kyffhäuser, südwestlich von Kelbra auf einem kegelförmigen Hügel liegt. Der Fußweg führte neben den Fahrweg her-

laufend, wie man uns sagte, in einer Stunde hinauf. Doch was kümmerte uns der Fußweg! Grad dör[1]), war unsere Losung. Wir stiegen im Wege der kürzesten Linie hinauf. Wir keuchten, aber ein Blick zur Ruine hinan ermutigte uns, in zwanzig Minuten waren wir oben. Ringsumher lohnte uns eine prächtige Aussicht auf die Goldene Aue; drinnen in der Ruine wuchsen starke Lindenbäume; drüben am andern Ende der kleinen Hügelkette winkte noch ungleich höher der sagenberühmte Kyffhäuser. Nachdem eine kurze Ruhe in der Burg uns gestärkt, brachen wir dahin auf. Der Weg führte auf dem Hügelkamm entlang. Schnell, freilich nicht ohne Anstrengung, wurde der Kyffhäuser erstiegen. Eben gedachten wir der alten Zeiten und malten uns den Burgherrn und die Edeljungfrau mit den prächtigsten Farben unserer Phantasie aus — als uns die Letztgenannte erschien. Aber nicht wie wir sie uns gezeichnet hatten! anstatt in roten mit Metallblechen verzierten Schnabelschuhen steckten ihre Füße in schlotternden Pantoffeln, das schmucke Mieder war zur schmutzigen Jacke gealtert, und auf der Nase trug das Burgfräulein eine mächtige Brille. Und doch war es die Burgjungfrau, die man uns schon in Kelbra gerühmt hatte, Riekchen, eine hochbetagte Nievermählte, die oben dem durstenden Wanderer einen Kaffee bereitete und Kelbraer Bier schenkte. Bald saßen wir bei ihr im warmen Stübchen angesichts der Marien- und Heiligenbilder, die den Schmuck ihres Zimmers ausmachten. Der Amtmann von Tilleda kam ebenfalls mit Frau und Kindern den Berg hinauf; das Fremdenbuch wurde gebracht, das der Name des Königs von Sachsen zierte, und es war Pflicht, ein Gedicht einzutragen:

1) durch.

Schlummre weiter, alter Kaiser!
Nicht verlasse deine Kammer!
Draußen schallt noch heute heiser
Rabenschrei und Volkesjammer.
Ach, daß ich in deiner Nähe,
Tief versenkt in deinen Schlummer,
Nicht der Tage Unglück sähe,
Nicht der Nächte langen Kummer!

Mit ehrlichem Mitleid sah Wichern mir ins Gesicht; „wie schade“, rief er, „daß du nicht einen rechten roten Demokratenbart trägst!“

Erquickt traten wir in die weithingestreckte Ruine hinaus, deren Grund schon der unglückliche Kaiser Heinrich IV. legte. Wie prächtig war der Ausblick! In nicht allzuweiter Ferne leuchtete im Sonnenglanz der noch schneebedeckte Brocken; hinter uns dunkelte der Forst an den Abhängen der Hügelketten, der noch des Frühlings wartete. Die Großartigkeit der Sage durchdrang uns; wir sagten uns, Barbarossa sei dem deutschen Volke, was dem Volke Israel sein Elias. Alle vaterländischen Lieder, die uns bekannt waren, erschollen über die Goldene Aue hin. Stundenlang dauerte diese Begeisterung; endlich schwang sie sich zum Übermut hinüber. Riekchen mußte der Amtmannsfamilie und uns ihre Flaschen jeglicher Form und Größe herbeischaffen; als wir um fünf Uhr aufbrachen, saß sie auf dem Trockenen. Um halb sieben Uhr wollten wir in Wallhausen sein, um noch am Abend mit dem Zuge nach Halle zurückzukehren. Wieder ging es nach der Losung: Grad dör! Doch diesmal bekam es uns nicht gut. Von Vorsicht konnte nicht die Rede sein; so gerieten wir unter die Dornen. Der vorgehaltene Arm schützte notdürftig das Gesicht, aber die Hände bluteten, als wir unten ankamen.

Lauf, Sprung, Sturz, Fall waren nicht mehr zu unterscheiden. Endlich konnten wir uns unten einen Augenblick verschnaufen, dann ging es mit möglichster Geschwindigkeit vorwärts. Tilleda war erreicht; jetzt Brücken. Dann war die Chaussee von Brücken nach Wallhausen zu passieren, die ihre eigentümliche Geschichte hat. Hier hat viele Jahre lang ein moderner Christophorus die Wanderer auf seinen Schultern durch den grundlosen Schmutz hindurchgetragen. Als er sein Arbeitsfeld verlassen hatte, half man sich eine Zeit lang mit einem Kahn. Nun war dieser zu Grunde gegangen. Uns lag also das Wagnis ob, zu Fuß hindurchzuwaten, und wir haben's gewagt. Mit welchen Beinkleidern wir davonkamen, daran geht die Schilderung im Gefühl ihrer Ohnmacht stumm vorüber; genug, daß ich nachher viel Not hatte, meinen Hut zu reinigen. Welche Genugtuung verschaffte uns einige Tage nachher der Anblick einer Annonce in der Norddeutschen Allgemeinen und im Hallischen Courier, in der ein Kongreß zu Eisleben — nicht um die Verbesserung jener Chaussee, denn das sei zu viel verlangt — aber um die Aufstellung von Warnungstafeln bat, die dem Reisenden die naive Benutzung dieses Weges verbieten sollten. Wir steckten übrigens noch gerade in dieser Benutzung, als der Nordhäuser Zug daherbrauste. Als wir nach Wallhausen kamen, war er längst wieder auf und davon. Wir mußten also in Wallhausen über Nacht bleiben und konnten erst am andern Morgen nach Halle zurückkehren.

Tholuck aber hätte, wenn wir ihm diesen Ausflug geschildert hätten, wieder die Hände zusammengeschlagen und gerufen: Wie ist es möglich! wie ist es möglich!

Tübingen.

Ich hatte mich entschlossen, Ostern 1868 Halle zu verlassen, und meine Wahl war auf Süddeutschland und zwar auf Tübingen gefallen. Schmeichelhaft war mir die Aufnahme, die meine Wahl bei meinen Professoren fand. Ich hatte meine Arbeitsfelder so viel wie möglich gesondert gehalten; so kam es, daß fast jeder meiner Lehrer meinte, mich für sich in Anspruch nehmen zu müssen. Pott sah mich als zukünftigen Sanskritisten an und lobte, daß ich in Tübingen Roths, des berühmten Vedenforschers, Schüler werden wolle; Arnold konnte es nicht begreifen, weshalb ich nach Tübingen ginge, weil dort keine semitischen Sprachen getrieben würden, und ich sei doch einmal Semitist; Schlottmann widerriet Tübingen dringend, weil dort Roth mich dem Studium des Alten Testaments entziehen werde, auf das mich doch meine ganze Entwicklung hinweise. Müller fragte mich, ob es wahr sei, daß ich nach Tübingen gehen wolle, um dort Beck nicht zu hören — denn Beck war damals für Viele der Magnet, der sie nach Tübingen zog, Müller sagte sich aber, daß, wer bei ihm mit Freuden ge-

hört habe, nicht wohl ein Schüler des einseitigen Biblizisten Beck werden könne. Allerdings, Beck zog mich nicht; meine theologischen Interessen waren überhaupt zurückgetreten. Allerdings, ich trug Verlangen, Roths Schüler zu werden. Beck war, als ich nach Tübingen kam, durch Krankheit verhindert, seine Vorlesungen zu beginnen; das hielt freilich viele, die seinetwegen dorthin gekommen waren, nicht zurück, sofort für ihn in Schwärmerei zu geraten; diese ungenügend motivierte Schwärmerei veranlaßte mich vielmehr zur Opposition. Als ich dann Beck hörte und Zeuge der sehr scharfen Urteile wurde, die er über Andersdenkende fällte, beispielsweise über den seiner Persönlichkeit wegen von mir hochverehrten de Wette, wurde es mir geradezu unmöglich, fernerhin seine Vorlesungen zu besuchen; entweder hätte ich ihm laut widersprechen oder krank werden müssen; da ich das eine nicht durfte, das andere nicht wollte, blieb ich aus seinen Vorlesungen fort. Als ich in späteren Jahren Becks „Gedanken aus und nach der Schrift“ in mich aufnahm, hat sich mein Urteil über ihn wesentlich geändert. Mit Vergnügen hörte ich Oehler, obgleich von ihm dasselbe galt, was ich oben von Riehm und Schlottmann gesagt habe; als nach seinem Ende sein berühmtestes Kolleg, in dem er, wie er selbst sagte, den Ertrag seiner Lebensarbeit mitteilte, die biblische Theologie des Alten Testaments, die ich bei ihm hörte, veröffentlicht wurde, hatte man in weiten Kreisen die Empfindung, daß dies Buch schon bei seinem Erscheinen veraltet sei. Palmer hörte ich wenig. Infolge des Interesses, das ich von meiner Kindheit her dem Katholizismus geschenkt hatte, freute ich mich, daß mir Gelegenheit geboten war, auch katholische Theologie zu hören; besonders viel habe ich bei Hefele, dem nachherigen Bischof von Rotten-

burg, gehört, aber mir sagen müssen, daß er als Dozent weit zurückstand hinter den protestantischen Lehrern der Kirchengeschichte. Manchen unfeinen Scherz hat er gemacht, der das wiehernde Gelächter seiner Zuhörer erregte, viele Behauptungen gewagt, für die er nur scheinbar einen Beweis liefern konnte, z. B. wenn er diktierte, daß Melanchthon zur Zeit, da Luther auf der Wartburg saß, „von den Zwilkauer Propheten arg in die Enge getrieben, bei einem Bäcker in die Lehre gegangen sei, um im Schweiße seines Angesichts sein Brot zu verdienen.“ Im persönlichen Verkehr sprach Hefele sich tolerant, ja unbestimmt aus: „Sie werden manches bei mir anders hören, als Sie es gewohnt sind,“ sagte er zu mir, „aber das ist ja nicht das Schlimmste in der Welt, daß man verschiedene Meinungen hat.“ Einst fragte ich ihn nach der Unfehlbarkeit des Papstes — es war noch im Jahre 1868; er vermied es, diese Frage zu beantworten, und erklärte nur, die Kirche habe darüber noch nicht entschieden. Infolge dieser Äußerung durfte ich mich nachher wundern, daß er diesem Dogma längere Zeit widerstrebte. Gern erinnere ich mich, wie Hefele einmal mit mir und einigen andern Studenten das frühere Cisterzienserkloster Bebenhausen besuchte und mit Genauigkeit bis ins Einzelne erklärte. Diesem Nachmittage und früheren Besuchen in Bamberg und Nürnberg, sowie einigen kunstgeschichtlichen Werken, die ich durchgearbeitet hatte, verdankte ich nach und nach eine eingehendere Kenntnis der kirchlichen Kunst des Mittelalters; ich suchte diese Kenntnis aufzufrischen und zu ergänzen, indem ich jeden Sonnabend eine Stunde lang die schönen großen Kupferwerke der Universitätsbibliothek besichtigte, welche Denkmäler der mittelalterlichen Kunst enthielten. Übrigens sprach Hefele von einigen

unter den letzten Päpsten vor der „Kirchentrennung“ als von „Wölfen, die in den Schafstall Christi geschlichen seien.“

Einen trefflichen katholischen Dozenten lernte ich in Himpel kennen, bei dem ich Armenisch trieb. Das führt mich auf die Fortsetzung meiner orientalischen Studien in Tübingen. Bei Roth las ich in seinem schön am Neckar gelegenen Hause früh sieben Uhr Rigveda und Atharvaveda, sowie auch Avesta. Die kleine Zuhörerschar, die sich hier um den runden Tisch in seiner Studierstube zusammenfand, war merkwürdig zusammengesetzt; außer mir ein Finne und ein junger katholischer Priester. Im Wintersemester war der Priester (er hatte bereits kürzere Zeit eine Gemeinde im Schwarzwald versehen) mein einziger Studiengenosse. Mehrere Arbeiten brachten uns einander näher; wir hatten jeder einen Teil einer indischen Handschrift vom Jahre 1659 nach unserer Zeitrechnung zu erklären, die nicht in der für das Sanskrit üblichen Devanagari-, sondern in bengalischer Schrift uns vorlag; Freude hatten wir an dem Inhalt der Handschrift nicht, denn sie enthielt ein Opferritual, das uns kein Interesse abgewann. Aber da der Priester und ich die gleichen Hilfsmittel miteinander gebrauchten, traten wir in freundschaftlichen Verkehr, der durch gelegentliches Geplänkel nicht gestört, sondern erfrischt wurde; ein Beispiel dafür lasse ich folgen: Als ich einst zufällig seinen Cyprian in die Hand nahm, sagte er nachdrucksvoll: „Schon Cyprian hat von der Einheit der Kirche geschrieben!“

„Aber nicht darnach gehandelt!“ entgegnete ich.

„Um so mehr gilt sein Wort,“ sagte mein katholischer Freund, „wenn er es ohne Rücksicht auf seine eigenen Umstände geschrieben hat.“

„Um so weniger gilt sein Wort," erwiderte ich, „wenn er nicht einmal selbst darnach lebte!"

Unser Verkehr setzte sich später im Briefwechsel fort, bis das Vatikanum dazwischen trat; von da an schwieg er und ist meiner Kunde entschwunden. Bei Roth hörte ich auch vergleichende Religionsgeschichte, ein damals berühmtes Kolleg; ich vermißte aber bei der Fülle des mitgeteilten Materials die leitenden Gesichtspunkte. Endlich habe ich bei Roth noch zum dritten Mal Sanskritgrammatik gehört. — Auch die Gelegenheit wollte ich mir nicht entgehen lassen, bei Grill ein indisches Drama zu lesen, Malavika und Agnimitra, ein an ergötzlichen Szenen reiches Lustspiel des Kalidasa.

Für meinen Fortschritt in semitischen Sprachen wurde mir von großer Bedeutung Euting, damals Bibliothekar des Stifts, der bekannten Bildungsanstalt für evangelische Theologen. Auch als Stiftsbibliothekar hat er mir viel Förderung bereitet. Durch ihn wurde mir die Möglichkeit, die gesamte Stiftsbibliothek kennen zu lernen. Man wird darüber lächeln, daß ich mir die Mühe gab, von etwa zwanzigtausend Büchern jedes einzelne in die Hand zu nehmen, aufzuschlagen und wieder an seinen Ort zu stellen; ich meine aber dabei manches gelernt zu haben: ungefähr dasselbe inbezug auf Bücher, was man inbezug auf berühmte Menschen lernt, wenn man sich bemüht, sie von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Wenn später im theologischen Examen in Hamburg ein Examinand sehr sachkundig beispielsweise über Kants Kritik der reinen Vernunft oder Schleiermachers Glaubenslehre zu urteilen wußte, dann aber auf die Zwischenfrage, ob er dies Werk je mit eigenen Augen gesehn, der Wahrheit gemäß mit Nein

antworten mußte, so war dies doch kläglich — und ich habe dies und Ähnliches oft erlebt. Ich habe übrigens nicht nur die Stiftsbibliothek, sondern auch einen Teil der Bibliothek des katholischen Konvikts, zu der ich gleichfalls freien Zutritt hatte, in ähnlicher Weise kennen gelernt; in dieser Bibliothek fand ich Polyglotten und Kirchenväter in nicht geringer Menge, eine Hinterlassenschaft der württembergischen Klöster. Als Roths Schüler und Günstling standen mir sogar in der Universitätsbibliothek weitgehende Freiheiten zu.

Diese Bücherkenntnis war doch das geringste von dem, was ich Euting verdankte. So lange er Stiftsbibliothekar war, wohnte er nicht weit von mir, und es war möglich, durch eine eigentümliche Vorrichtung von seiner Wohnung drahtlos in die meine zu telegraphieren, wenigstens wenn es dunkel war, so nämlich, daß ein plötzlicher Lichtschein in meiner Wohnung mir anzeigte, daß er mir etwas zu sagen oder zu zeigen habe, etwa ein neu erschienenes Buch, das uns ein höheres Licht über etwas bisher Dunkelgebliebenes versprach. Wichtiger noch war, daß er mit mir nachbiblisches Hebräisch trieb, beispielsweise die Makamen des Harizi, des hebräischen Nachahmers des durch Rückerts Nachbildung bekannt gewordenen arabischen Hariri. Desgleichen beschäftigten wir uns mit dem Phönizischen, da Euting selbst mehrere hundert Inschriften in Paris und London abgeklatscht hatte; unsere phönizischen Studien hatten den Erfolg, daß es uns möglich war, in eine alte Steinfliese eine phönizische Inschrift einzumeißeln, welche mitteilte, daß Phönizier, in unsere Neckargegend gekommen, dort Tubit (daher der Name Tübingen!), den Adler an Schönheit, die Tochter ihres Häuptlings, in

üblicher Weise bestattet hätten. Auch malten wir Koranverse auf Porzellantassen und brannten sie im chemischen Laboratorium ein, um sie arabischen Scheichen zu übersenden. Jene hebräischen und phönizischen Studien haben wir in einem Zimmer getrieben, das Euting sich in einem Turm der alten Burg Hohentübingen eingerichtet hatte; an die rohen Wände ringsumher hatte er eine Ansicht von Konstantinopel gezeichnet. Das war ein romantisches Quartier! Durch die Sparren der Decke blinzelten nachts die Sterne auf ihn hernieder, am Tage weinten die Wolken des Himmels über ihn mitleidige Tränen, und zu jeder Zeit fragte ihn der Wind mit pfeifender Stimme: Noch immer hier? Aber er vertraute im Kampfe gegen die freien Töchter der Natur, die Elementargewalten, auf Talismane, die ihm aus Alexandria zugesandt waren und, wenn diese wirkungslos blieben, auf sein Kaffeegeschirr und seine Tschibukpfeife. Abendlich wagte ich mich mit einer kleinen Laterne hinauf, klopfte bei der Frau des Torwarts und antwortete auf ihre Frage mit einer verabredeten Losung, wurde von Euting in irgend einer orientalischen Sprache, gewöhnlich in der Leschana suryaya urhaya maryanaya, der herrlichen syrisch-edessenischen Sprache begrüßt mit: Friede sei mit dir! dann lasen wir, beide in ein norwegisches Rentierfell gewickelt, Petachja von Regensburg oder Abarbanel oder Abulfaradsch — sonntäglich gab es als Extragericht eine neue phönizische Inschrift. — Euting war schon damals ein namhafter Mann. Als ich einst für eine Arbeit acht Taler erhalten hatte und selbstbewußt ihm damit unter die Augen ging, schlug er mich mit der goldenen Medaille, die ihm der König von Württemberg für die Veröffentlichung eines mandäischen Werkes verliehen hatte. Später ist er, wie

manchem Leser bekannt sein wird, ein berühmter Arabienreisender geworden. Den ersten Teil der Beschreibung seiner Reise durch Arabien hat er veröffentlicht. Mehr als einmal hat er mich in Hamburg besucht und meine Kinder durch seine Kalligraphie, die er ebenso gut durch ein Zündholz wie durch eine Schreibfeder ausübte, in Erstaunen gesetzt; im vorvorigen Jahr besuchte ich ihn in Straßburg, wo er jetzt Oberbibliothekar der Universitätsbibliothek ist, und ließ mir manche seiner Schätze zeigen, z. B. die erste syrische Mumie Europas, die er heimlich aus dem Orient mitgebracht, von der ihm aber die Türken nicht weniger heimlich ein Bein entwendet hatten, auch den von ihm sorgfältig mit arabischer Inschrift versehenen Stein für seine Grabstätte, den er jetzt noch in seiner Schlafstube aufgestellt hat; ein Plätzchen auf einer Höhe mitten im Schwarzwald hat er sich vom König von Württemberg für den Ort seiner letzten Ruhe erbeten.

Nicht geringe Förderung versprachen wir uns von einem neusyrischen Handwerksburschen Audischu, der nach Tübingen verschlagen war. Er hatte sich aber viele Jahre im Nordosten Kleinasiens, unfern Konstantinopels, aufgehalten, sodaß er des Türkischen (freilich nicht des „beredten Türkischen" sondern vielmehr des Anatolischen) kundiger war als seiner Muttersprache; genauer betrachtet bot er das merkwürdige Beispiel eines Menschen, der aus mancherlei Sprachen manches sich angeeignet hatte, aber über keine genügend verfügte. Professor Merx, damals in Jena, empfahl ihn uns zwecks Erlernung des Neusyrischen, das zu jener Zeit noch wenig bekannt war und interessant ist durch originelle und glückliche Neubildungen. Aber Grammatisches von ihm zu lernen war unmöglich; so er-

fragten wir von ihm wenigstens allerlei Lexikalisches. Wir stellten ein kleines Vokabular zusammen. Da unser Lehrer kein Deutsch verstand, so mußten wir zu verschiedenen andern Sprachen unsere Zuflucht nehmen und doch seine Antworten vorsichtig prüfen. So fragten wir ihn nach dem neusyrischen Namen der Milchstraße. Das türkische Wort dafür kannte er nicht; wir suchten ihm altsyrisch, das er von seiner Kirche her einigermaßen verstand, zu beschreiben, was wir unter der Milchstraße verstehen. Nun gab er uns den Ausdruck keschtimaran. Aber wir schöpften Verdacht und fragten ihn, ob keschtimaran bei Tage oder bei Nacht sichtbar sei? „Bei Tage", antwortete er, er hatte uns also den Ausdruck für Regenbogen gesagt. Nun begann eine neue Schilderung der Milchstraße. Endlich ging ihm ein Licht auf; er fragte, ob die Milchstraße ein Weg von vielen Sternen sei? Fröhlich bejahten wir diese Frage, worauf er uns erwiderte, die Syrer hätten viele Namen für Sterne und Sternbilder, er kenne aber diese Namen nicht. Wenigstens lernte ich bei dieser Gelegenheit ein wenig katechisieren. Als Audischu später, durch mehrere Studenten verführt, auf die Wege des Lasters geriet, mußten wir ihn fahren lassen. — Durch seine Vermittlung wurde ich mit dem Neugriechen Dimitri Marulis bekannt; damals begann das Neugriechische mein Interesse auf sich zu ziehn, das ich ihm bewahrt habe bis heute. Mit Marulis las ich das 5. Buch Mose, das er neugriechisch übersetzte; er ist später mein Gast in Kiel geworden. Er hat versucht, mich in sein fernes Vaterland zu ziehen; aber meine Wege hatten sich bereits, dank der göttlichen Weisheit, anders wohin gewandt. Auch mit Franzosen trat ich durch den Pfarrer Pressel, von dem weiterhin die Rede

sein wird, in Verkehr, wie in Halle Tholuck mir den Umgang mit Engländern und Amerikanern vermittelt hatte; einen französischen Schweizer unterrichtete ich im Arabischen und las mit ihm Lokmans Fabeln. Und sogar einem Spanier durfte ich näher treten, einem früheren Mitgefangenen des Bekenners Matamoros, namens Tarasco.

Erlebnisse auf der Kanzel.

Als ich mich entschied, Theologie und morgenländische Sprachen zu studieren, hatte ich die Absicht, dereinst in den geistlichen Stand einzutreten. Man begreift allerdings, daß in dieser meiner Absicht mich die Tatsache erschütterte, daß der mir zunächst stehende Geistliche, Pastor Sengelmann, sein Amt freiwillig aufgegeben hatte, weil er überzeugt war, daß dies Amt unter den in Hamburg obwaltenden Verhältnissen nicht zum Segen der Gemeinde und zu seiner Befriedigung verwaltet werden könne. Demzufolge hatte es nichts Verlockendes für mich, Pastor in Hamburg zu werden, aber die Predigttätigkeit überhaupt war doch das Ziel, dem ich zusteuerte. Doch bei wohlmeinenden Freunden stieß ich auf die Ansicht, daß ich nie imstande sein würde zu predigen. Ich sprach gewöhnlich leise und hatte die üble Gewohnheit, meine Sätze unvollendet zu lassen oder nicht in korrekter Weise zu Ende zu bringen. Man widerriet mir so nachdrücklich, den Beruf eines Predigers ins Auge zu fassen, daß ich selbst an meiner Befähigung für diesen Beruf irre wurde. Aber versuchen wollte ich

es doch, ob es mir möglich sei, von der Kanzel eine Rede zu leisten, und ich benutzte daher in meinem vierten Semester die Gelegenheit, eine Weihnachtspredigt zu halten. Es sollte in Trotha geschehen, einem alten Flecken bei Halle, der sich rühmte, von flüchtigen Trojanern gegründet zu sein, die freilich, um die Existenz des neuen Trojas unter den grimmen Achäern nicht ruchbar werden zu lassen, in dem Namen ihrer neuen Heimat einen Buchstaben geändert hätten. Das Gedächtnis dieser Predigt wird mir stets ein ermutigendes Beispiel dafür bleiben, wie auf eine Zeit großer Bangigkeit unaussprechliche Freudigkeit folgen kann. Zu der Bangigkeit, die meinem Erstlingsversuche vorausging, trug die Beurteilung bei, die meine Predigt fand, als ich sie ordnungsgemäß dem Superintendenten Dryander vorlegte. Wie er sich schonend ausdrückte, war zugleich ihr Vorzug und ihr Fehler, daß sie in ihrem Inhalt zu hoch sei. Dies Urteil war gewiß sehr zutreffend, obwohl ich mich damals mit allerlei Reflexionen zu verteidigen suchte. Trotz dieser Selbstverteidigung sagte ich mir, das Bild einer Dorfkirche mit einem jungen Menschen oben auf der Kanzel, der mit schwächlicher Stimme unfaßliche Demonstrationen doziert, und einer schlafenden Landgemeinde auf den Bänken unten habe nichts Verlockendes. Aber eine edle Volkstümlichkeit ließ sich nicht aus dem Ärmel schütteln. So kam es, daß ich am Weihnachtsabend bei aller Freude an der Bescherung im Tholuckschen Hause des dunklen Hintergrundes dessen, was mir bevorstand, bewußt blieb, und daß ich am nächsten Morgen schon um vier Uhr erwachte und mein bitteres Loos im Allgemeinen und meine hohe Predigt im Besonderen zu überdenken anfing. Und wenn auch der Weg nach Trotha in der frischen Winterluft mich erquickte, so

fielen alle Sorgen mir nur noch um so schwerer aufs Herz, als der Trothaer Pastor Liebau mich, während vom Turm das Glockengeläut herüberklang, mit dem Ornat umkleidete; bekümmert ging ich in die Sakristei hinein.

Zuerst hatte ich die Liturgie zu halten. Ein paar langsame, fast wankende Schritte führten mich zum Altar. Als ich aber zu den Worten kam: Unsere Hilfe steht bei dem Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat — war es mir fast unmöglich, solch ein Wort mit stammelnder Zunge, bebendem Herzen auszusprechen. Es gab mir plötzlich volle Freudigkeit, mehr als alles Zureden der Menschen, mehr als meine eigenen verständigen Gedanken, mehr auch als meine Gebete. Und nicht allein alle Bangigkeit war verschwunden, sondern auch meine Stimme wurde lauter und stärker, als ich sie je gekannt hatte. Bei der Verlesung des Kirchengebets, mit dem die Liturgie schloß, hatte ich schon Geistesgegenwart genug, die Fürbitte für die Königin und die Königin Witwe, die jene Agende (von 1822) nicht erwähnte und die ich daher anfangs übergangen hatte, in einem extemporierten Satze an einer nicht ganz ungeeigneten Stelle nachzutragen. Als ich die Kanzel bestiegen hatte, sah ich die Kirche vor mir stark gefüllt, doch durchweg mit Leuten städtischen Ansehens, denn die ländliche Bevölkerung, meist weniger bemittelt, zog den zweiten Festtag vor. Die städtische Tracht machte mir die Leute vertrauter. Ich sprach langsam und laut; die unverwandte Aufmerksamkeit fast aller bürgte mir dafür, daß ich, wenigstens im Großen und Ganzen, verstanden wurde; der Blick der Andacht läßt sich ja leicht unterscheiden von dem Blick des starren Erstaunens. Je weiter ich in meiner Predigt fortschritt, desto mehr verlor ich alle Besorgnis, stecken zu bleiben, alle Blödigkeit;

am Schluß meinte ich, fortan werde alle Kanzelfurcht mir fern bleiben.

Diejenigen meiner Freunde, die über Weihnachten in Halle geblieben waren, hatten beschlossen, Zeugen meines Versuchs zu sein; der mir damals als Theologiestudierender nahestehende Piutti, jetzt ein Meister der kirchlichen Musik in Leipzig, wollte Organistendienste verrichten; die andern verbargen sich hinter der Orgel, um nicht mir sichtbar zu werden und mich zu stören. Aber als meine Predigt besser von Statten ging, als ich gehofft und sie geahnt hatten, als jedem Vorsatz sein Nachsatz ordnungsmäßig folgte, als ich gar meine Stimme erhob wie eine Posaune, steckte einer meiner Freunde nach dem andern den Kopf hinter der Orgel hervor, um sich davon zu überzeugen, daß kein anderer als ich der Kanzelredner sei. Besonderes Aufsehen aber machte, daß ein wohlbeleibter Bäcker gleich rechts von der Kanzel auf dem Chor in Tränen ausbrach, aus welchen Gründen, ist stets unbekannt geblieben, da ich es wirklich auf diesen Erfolg nicht angelegt hatte; man schrieb es jedenfalls seiner Rührung durch meine Predigt zu. Von nun an wurde ich wegen meiner Befähigung für die Predigt unter meinen Bekannten konsiderabel; man rühmte mich wohl geradezu als den, bei dessen Kanzelvortrag der dicke Bäcker von Trotha geweint habe; ich will nicht leugnen, daß dieser Ruhm mir wohl tat und daß ich hinfort gern die Gelegenheit benutzte, wieder einmal zu predigen.

Dies geschah beispielsweise in Wankheim bei Tübingen in Vertretung des Pfarrers Pressel, des Verfassers der bekannten Briefe von Priscilla an Sabina, der es liebte, mit uns Studenten zu verkehren, auch in der Neckarmüllerei in Tübingen ein theologisches Kränzchen gebildet hatte, dem

besonders Ausländer angehörten, doch nahm auch ich gern an den Übungen desselben teil. Oft pilgerten Wichern und Pauly und ich am Sonntagmorgen über den Blaesiberg, bis wir auf das „Schträßle“ kamen, das auf Wankheim ausmündet. Unterwegs gab es allerlei Disputationen, sei es um die Verkehrtheiten von Strauß und Renan, sei es um die Vorzüge der wilden und der gefüllten Rosen gegen einander abzuwägen; darüber kamen wir meist zu spät und mußten eine Zeitlang im Vorhof stehen, wie zu Zeiten der alten Kirche die Gefallenen. Doch huschten wir bei Beginn der Predigt hinein und hörten dann eine lange Homilie mit vielen Beispielen und manchem andern, das auch nur so herbeispielte. Kamen wir dann, nachdem wir noch an der malerischen Erscheinung der sonntäglich geputzten Dorfkinder uns gefreut hatten, nach Tübingen zurück, so wurden wir begrüßt von dem Mittagschoral, den die Stadtzinkenisten vom Turm bliesen, und unter seinen Klängen eilten wir zur Himmelei, d. h. zur Frau Pauline Himmel, die uns das Mittagsmahl bereitet hatte. Mehr als einmal lasen wir dort in der Zeitung, daß in Stuttgart ein musikalischer Genuß zu haben sei, und machten uns auf den Weg, um den etwa fünf Meilen weiten Spaziergang nach Stuttgart zurückzulegen. Nachdem wir dort unsern Durst nach Musik gesättigt und auch sonst Durst und Hunger befriedigt hatten, gingen wir die Nacht hindurch nach Tübingen zurück. Wurde man des Wanderns müde, so war der Reihe nach jedem erlaubt, ein Lied anzustimmen, in das die andern einfielen. Nahte der Morgen, so lebten wir die ganze Schöpfungsgeschichte durch; Gott schied wieder Licht und Finsternis, aus dem Nebel traten Himmel und Erde auseinander und auf Erden Land und Wasser;

die Vögel fingen an die Luft zu bevölkern, und endlich trat ein Mensch uns entgegen, von uns mit dem fröhlichsten: Grüß Gott! als unseres Gleichen anerkannt. — Solche Erinnerungen weckt in mir der Name Wankheim; aber ich hatte ja die Absicht, von meiner dortigen Predigt zu erzählen. Sie mißglückte mir, noch ehe sie gehalten wurde, denn der wackere Pressel korrigierte sie von Anfang bis zu Ende in der Weise durch, daß an die Stelle der blühenden Ausdrucksweise, in der meine Jugendlichkeit sich gefiel, die schlichteste Einfachheit eines alten Schwaben trat und von all meiner Rhetorik nur Eine hohe Säule stehen blieb, eine Anführung aus Psalm 139. Das war ein schwerer Kummer für mich; aber es sollte noch Schwereres folgen.

Als ich in den Sommerferien 1868 auf dem Wege einer schönen Rheinreise nach Alsterdorf bei Hamburg in Sengelmanns Haus zurückgekehrt war, wurde ich aufgefordert, in der Kapelle der inzwischen aufgeblühten Alsterdorfer Anstalten zu predigen, und gern folgte ich dieser Aufforderung. Ich muß sogar eingestehen, daß die Aussicht mir schmeichelte, vor manchen, die mich in Hamburg kannten, auf der Kanzel mein Licht in einer sie überraschenden Weise leuchten zu lassen. Vorsichtig genug verfuhr ich in meiner Vorbereitung; ich verwandte alle Mühe auf die Ausarbeitung der Predigt, die ich am Gedenktag der Schlacht bei Leipzig halten sollte, der fünfzig Jahre lang in dem gut deutsch gesinnten Hamburg durch einen besondern Festgottesdienst gefeiert worden war, damals zwar kirchlich nicht mehr berücksichtigt wurde, aber da der 18. Oktober diesmal auf einen Sonntag fiel, in Betracht kommen durfte; so memorierte ich auch die Predigt mit allem Fleiß. Nun war die Stunde der Predigt gekommen, und vor mir saßen die, an deren Urteil mir nicht wenig

lag und die ich für mich einzunehmen gedachte. Nicht mit einem der gewohnten apostolischen Grüße wollte ich meine Predigt beginnen, sondern sogleich einen festlichen Ton kräftig anschlagen mit dem Worte aus Psalm 103: Lobet den Herrn, ihr seine Engel, ihr starken Helden. Fatal war es, daß ich bei diesem Anfangswort mich versprach und sagte: Lobet den Engel, ihr seine Herren. Aber ich korrigierte das Versprechen alsbald. Doch wird man es mir glauben, daß auch bei jedem der folgenden Sätze in ähnlicher Weise eine sinnstörende Verwechslung mir begegnete? Es war, als säße ein Dämon auf meiner Zunge und vertauschte unablässig Subjekt und Objekt. An meiner Vorbereitung lag es nicht; mein Gedächtnis ließ mich nicht im Stich; ich war imstande, jeden Satz in richtiger Weise zu wiederholen. Aber davon war die natürliche Folge, daß die Predigt die doppelte Länge gewann; und daß auch die Gesichter meiner Zuhörer immer länger wurden, indem sie Zeugen dieser neuen Art von Kanzelberedsamkeit wurden, läßt sich begreifen. Nicht aber läßt sich schildern, was in meinem Herzen vor sich ging. Ich will nur noch hinzufügen, daß ich nach Schluß der Predigt der Gemeinde ankündigte, jetzt möge Numero 5 Vers 767 gesungen werden; daß ich aufgab, dies letzte Versprechen zu verbessern; daß ich aus der Sakristei ins Freie stürzte und alsbald mich aus dem Staube machte, um von Hamburg nach Tübingen zurückzukehren. Und auch dort wirkte der beinahe tötliche Eindruck des vollkommenen Mißerfolgs in mir nach. Ich verließ mein Stübchen nur aus den notwendigsten Veranlassungen und sah es als eine Unmöglichkeit an, jemals wieder die Kanzel zu betreten.

Ich lebte nun erst recht in meinen morgenländischen Studien und hatte den heißen Wunsch, lebenslang ihnen

allein und womöglich in der Stille leben zu können. Wenn jemand mir die bescheidenste Einnahme, etwa fünfhundert Gulden jährlich, hätte zuwenden wollen, sodaß ich, ohne irgend eines Amtes warten zu müssen, nur der Dichtung und Weisheit des Morgenlandes hätte mich hingeben können, das wäre für mich ein beneidenswertes Dasein gewesen. Ich bat Sengelmann, falls er einen edeldenkenden Mann fände, der durch eine solche Zuwendung mich unendlich glücklich und sich um die Welt verdient machen wolle, die ich dann nie mit mündlichen oder schriftlichen Produktionen behelligen werde, so möchte er mir die Freudenbotschaft zu meinem Geburtstage mitteilen. Wie sich bald zeigen wird, kam ich ziemlich nahe daran, mir eine derartige Pension auf Lebenszeit sichern zu können, doch zerschlug es sich. Etwa sieben Jahre später aber habe ich dies mein Ideal im buchstäblichen Sinn zu Grabe bringen müssen. Als ich Pastor in Kiel war, wurde ich aufgefordert, am Grabe eines Barons Rehbinder Gebet und Segen zu sprechen. Rehbinder war der Sohn eines dänischen Gesandten im Morgenlande, der seine Lebensbeschreibung veröffentlicht und am Schluß derselben erwähnt hat, seinen Sohn hoffe er so erzogen zu haben, daß er seinem Vaterlande gute Dienste leisten werde. Dieser Sohn hatte sich im Jahr 1816 als junger Mensch in eine Mietwohnung in der Vlämischen Straße in Kiel begeben und diese Wohnung, die aus einem einzigen Zimmer bestand, in dem er Tag und Nacht weilte, nicht wieder verlassen, bis er aus ihr 1874 zu Grabe gebracht wurde. Das Haus, in welchem seine Wohnung lag, hatte mehrere Male den Besitzer gewechselt; er, der eine nicht bedeutende Leibrente bezog, war wie ein Stück Inventar von den neuen Eigentümern mit übernommen wor-

den. Sein Zimmer lag nach einem stillen Hof hinaus; aber er hatte die Fenster verklebt, um selbst von dieser Außenwelt nichts sehen zu müssen. Seine letzte Mietsherrschaft, mit der ich befreundet war, nahm sich liebenswürdig des Einsiedlers an; ein Töchterchen des Hauses brachte ihm Süßigkeiten, die sein Wohlgefallen fanden; diesem kleinen Mädchen sagte er: „Mein Kind, bitte Gott, daß er mich aus diesem unruhvollen Leben hinwegnehme.“ Wenn selbst ein solches Leben unruhvoll ist, so haben ich und meinesgleichen nicht Grund, über die Unruhe ihres Lebens zu klagen! — Wer sich der Einsamkeit ergiebt, ach, der ist bald allein, sagt unser Dichter. Man hatte den Baron Rehbinder längst vergessen. Als er nach ganz kurzer Krankheit gestorben war und ich, bewegt durch die Eigenart dieses Menschenlebens, mehrfach von ihm sprach, erinnerten sich die ältesten Leute in Kiel an ihn als an Jemand, von dem sie in ihrer Jugend hatten reden hören, und wunderten sich, daß er nicht schon lange verstorben sei. Ich trat mit einer eigentümlichen Ehrfurcht in das Zimmer, in dem ein langes Menschenleben verdämmert war. Rehbinder war Orientalist gewesen; eine Anzahl von Werken aus dem Gebiet der indischen Philologie bildeten seinen einzigen Nachlaß — diese Werke waren meist nicht aufgeschnitten, also nie gelesen worden. Es war Rehbinders einziges Vergnügen gewesen, in seinem Zimmer auf und abzugehen; der Stab, auf den er sich dabei gestützt hatte, war noch immer nicht abgenutzt. An einem kalten Wintermorgen um acht Uhr stand ich an seinem Grabe, Leidtragende waren nicht zugegen. Ich aber sagte mir: Solch ein Leben stand mir einst als wünschenswert vor der Seele — freilich, die Bücher wären in meinem Besitz wohl nicht ungebraucht geblieben; solch ein Leben

in tiefster Stille, und doch nichts desto weniger unruhvoll — ich befahl die Seele des bemitleidenswerten Einsiedlers Gott dem Herrn, dankbar dafür, daß mein Lebensgang so ganz anders geleitet worden war.

Aber in den letzten Wochen vor Weihnachten 1868 fühlte ich mich verzagt und menschenscheu; am wenigsten erschien es mir möglich, jemals wieder die Kanzel zu besteigen. Nur Schleiermachers hundertjähriger Geburtstag warf einen lichten Schein in meine Dunkelheit; mit Schleiermacher habe ich damals eifrig mich beschäftigt und regelmäßig Sonntags eine Predigt von ihm gelesen, darnach, gleichsam als Gegengift gegen diesen modernen Alexandriner, eine Homilie des Antiocheners Chrysostomus zu mir genommen. — Da kommt ein unbekannter Student am Tage vor Weihnachtsabend zu mir und erzählt mir, daß der Pfarrer Steudel in Hundersingen auf der Rauhen Alb durch Erkältung gehindert sei, zu Weihnachten zu predigen. Eine Vertretung sei nicht möglich; seine Gemeinde sei auch insofern übel daran, als sie von katholischen Gemeinden umgeben sei, also nicht in einem Nachbarort die Predigt hören könne. Wenn ich mich nicht bereit erklären wolle, ihr mit Gottes Wort zu dienen, so werde sie die Predigt am hohen Fest entbehren müssen. Das war ein Notfall, in dem ich nicht nein sagen konnte. Sogleich ging ich an die Vorbereitung meiner Predigt. Am 24. früh mußte ich ein Stück mit der Eisenbahn fahren, nachher hatte ich die Post zu benutzen, um dort erst etwa sieben Uhr abends anzukommen. Ich fühle es noch, wie in der dunklen Frühe die winterliche Frische meine nach der Nachtarbeit heiße Stirn erquicklich anwehte. In der Post fuhr mit mir zusammen ein junges Mädchen. Bald kam ich mit der

muntern Schwäbin in rege Unterhaltung. Sie war Katholikin und klagte mir, daß ihr Beichtvater sie von einer Sünde nicht habe absolvieren wollen. Ich verwunderte mich darüber, bis sie mir erklärte, ihr Beichtvater habe verlangt, daß sie von der Sünde lassen solle, das könne und wolle sie aber nicht. Nun glaubte ich mich auf die Seite ihres Beichtvaters stellen zu müssen, bis sie mir gestand, das sei ihre Sünde, daß sie einen evangelischen Verlobten habe. Unter derartigem Gespräch verging der Wintertag, und im Dunkel langte ich in dem hochgelegenen Pfarrhaus von Hundersingen an. Dort war gut sein, wiewohl man deutlich bemerkte, daß das noch junge pfarrerliche Ehepaar mit irdischen Gütern nicht gesegnet war. Am ersten Weihnachtstag hielt ich mit viel Angst und Not meine Predigt — o welch ein Held war ich sonst auf der Kanzel gewesen! — aber dafür machte mir diesmal der Dämon auf der Zunge nichts zu schaffen. Nach der Predigt erstieg ich eine Höhe oberhalb des Pfarrhauses und erblickte bei klarem Wetter dort zum erstenmal die Kette der Schweizer Alpen. Nachmittags hielt ich Kinderlehre; ich begann sie mit der Frage: „Nun, liebe Kinder, was feiern wir heute für ein Fest?“ Zu meinem Schrecken wurde ich zur Antwort auf diese Frage allgemein ausgezischt — nicht sogleich verstand ich, daß die ganze Schar einstimmig antwortete: „S' ischt Chrischtfescht!“ — Die übrigen Stunden des Tages vergingen in angenehmer Unterhaltung mit Pfarrer Steudel und seiner Frau. Natürlich handelte es sich in dem Gespräch der schwäbischen Pfarrersleute mit dem Tübinger Studenten bald um den gefeierten Professor Beck; Steudel verehrte ihn hoch. Ich aber erklärte mit der Weisheit der grünen Jugend, nur dann könne ich die Hochschätzung Becks

billigen, wenn man zugleich mit ihm den großen Kritiker Ferdinand Christian Baur auf sich wirken lasse und die höhere Vermittlung über diesen Gegensätzen suche — man sieht, daß ich nicht vergeblich drei Semester lang bei dem Hegelianismus in die Schule gegangen war. Da leuchtete das Angesicht der Frau Pfarrer Steudel auf; sie war beglückt, zu ihrem Mann sprechen zu dürfen: „Nun, du hast ja auch bei Baur gehört!“

Die winterliche Frische hatte es mir angetan; von Hundersingen entlassen, nachdem man mir die Taschen mit Springerle und Lebkuchen vollgestopft, machte ich noch eine kleine Reise und kehrte so nach Tübingen zurück, neubelebt und frisch ermutigt. Allerdings ist mir die Furcht vor dem Predigen geblieben bis heute, und zuweilen stieg sie auf einen sehr hohen Grad. Ein Jahr später mußte ich am Weihnachtsmorgen bei Glatteis von Alsterdorf nach Hamburg gehen, um dort in einer Hamburger Kirche zu predigen; da verfiel ich auf den sündlichen Wunsch, mir möchte unterwegs ein Beinbruch passieren, damit ich vollgenügenden Grund hätte, nicht auf die Kanzel zu steigen. Zwei Jahre später, als ich auf dem Lande Pastor war, überraschte mich der Küster am Sonntagmorgen mit dem Verlangen, die Lieder für den Gottesdienst anzugeben. „Was? Lieder? heute?“ fragte ich. „Ja“, sagte der Küster, „es ist so weit, der Gottesdienst soll in einer halben Stunde beginnen.“ Und ich hatte in der stillen Einförmigkeit des Landlebens sogar nicht einmal gemerkt, daß Sonntag war! Lieder ließen sich schnell auswählen, aber woher die Predigt nehmen? Aber schon war es nötig, zur Kirche hinüberzueilen. Seltsamer Weise war es mir nicht möglich, so schnell die Stiefel anzuziehen; ich mußte sie unter dem Talar verbergen und auf Morgen-

schuhen in die Sakristei hinübereilen. Da saß ich nun und bemühte mich an meinen Stiefeln, und indem ich Fuß und Stiefel vor mich hinstreckte und über beide hinaus den Blick meiner Angst durch ein Fenster der Sakristei zu der bereits versammelten Gemeinde hinausdringen ließ, erblickte ich zu meinem tötlichen Schrecken in der vordersten Bank Tholuck, der aus Halle herübergekommen war, um als Hörer mich zu überraschen. Da erreichte meine Not einen solchen Siedepunkt, daß — ich erwachte, denn ich hatte diese fatalste aller Situationen nur geträumt. Aber das war ein Traum von viel tausend Träumen. — Ich vergönne in diesen Erinnerungen aus meinem Leben dem Scherz gern einen breiteren Raum; wollte ich Bekenntnisse nach Art des Augustinus schreiben, so müßte ich darlegen, welche Bedeutung diese Predigtnöte für mein inneres Leben gewonnen haben. Davon will ich nun schweigen, will nur andeuten, daß ich sehr dankbar bin für alle Angst und Not, die ich vor meinen Predigten und während derselben gehabt habe, und für alle Demütigung, die ich nach ihnen empfand.

In Schleswig-Holstein, wo die Sitte herrscht, wenn drei Bewerber um eine Pfarrstelle zur Wahlpredigt zugelassen sind, sie an demselben Sonntag nacheinander predigen zu hören, fragte ich einmal den Prädikanten, der soeben die dritte Predigt gehalten hatte, mit welchen Gedanken er die Kanzeltreppe hinaufgegangen sei. „Ich habe mir gesagt," antwortete er, „nun will ich den beiden andern den Kuchen wegputzen." Er drückte sich sogar noch etwas derber aus. Solche Siegesgefühle habe ich, wenn ich den Predigtstuhl erstieg, nie kennen gelernt.

Zu Ende ging nun mein zweites Semester in Tübin-

gen und damit meine Studienzeit, die im Ganzen nur sechs Semester gewährt hatte. Ich will hier noch nachtragen, daß ich mit meinen nächsten Freunden Wichern und Pauly von Tübingen aus in schöner Sommerzeit einen Besuch bei Pfarrer Blumhardt in Boll gemacht habe. Es war eine Entdeckungsreise; wir hatten von den wunderbaren Heilungen, die er vollzog, so viel gehört, daß wir uns selbst überzeugen wollten, wie es sich mit diesen Wundern verhielt. Voll Erwartung standen wir vor dem ansehnlichen Gebäude, dessen Giebel mit den Buchstaben W und P geschmückt waren; Wunder-Pfarre wurden diese Initialen meist gedeutet, die in Wirklichkeit die Anfangsbuchstaben der Namen des Königspaares waren. Blumhardt nahm uns sehr gastfreundlich auf; er war in seiner Erscheinung durchaus das Gegenteil eines wundertätigen Magus; auch in seinen geistlichen Reden und Tischandachten herrschte äußerste Natürlichkeit. Aber unter den anwesenden Gästen wurde so viel Wunderbares beredet, erwartet und nach ihrer Versicherung auch erlebt, daß wir drei Studenten uns zuweilen aus dieser mystischen Luft anderswohin retten mußten. Wir nahmen uns umsomehr vor, Blumhardt selbst zu fragen, ob er überzeugt sei, wunderbar heilen zu können, und als er einmal des Abends sich freundlich zu uns setzte, begannen wir das Examen mit der Frage, ob nach seiner Ansicht heutzutage überhaupt noch Wunder geschähen? Er antwortete, nach seiner Ansicht hätten die Wunder im apostolischen Zeitalter nicht blos eine Bedeutung für die durch sie Geheilten gehabt, sondern zugleich und zumeist für die Stärkung und Ausbreitung der ganzen Gemeinde Christi; heutzutage würde ein Einzelwunder für die Kirche Christi im allgemeinen nichts austragen; daher sei er geneigt, an-

zunehmen, daß Wunder, wie einst durch die Apostel, jetzt nicht mehr geschähen. Doch müsse und wolle er diesen Gegenstand ausführlicher mit uns besprechen, wozu sich Gelegenheit bieten werde, wenn wir ihn Tags darauf, da er nach Stuttgart fahren müsse, in seinem Wagen zu begleiten willig seien, denn er habe gehört, daß wir am folgenden Tage abzureisen gedächten. Wir waren mit dieser Aussicht hoch zufrieden, denn hatten wir Blumhardt bei uns im Wagen, dann mußte er mit der Sprache heraus. Aber am nächsten Tage hielten zwei Wagen vor der Tür, und Blumhardt ließ uns sagen, er müsse mit einem Besessenen zusammenfahren und stelle uns den andern Wagen zur Verfügung, indem er uns zugleich herzlich Lebewohl sage. — Sehr lehrreich waren mir die Besuche, die ich im Winter in der Idiotenanstalt zu Stetten bei dem Inspektor Landenberger und in der Gemeinde Korntal bei Pfarrer Staudt machte. Auch die Stundenhalter habe ich bei gelegentlichen Wanderungen durch die Dörfer kennen gelernt.

Anfang März 1869 hatte ich meine Freunde noch einmal bis in die späte Nacht bei mir; am folgenden Tage war ich, wie schon manchmal vorher, zum Mittagessen bei Roths eingeladen, und unmittelbar nach den schönen Stunden dieses Zusammenseins, bei welchem Roth mir sein Bild schenkte und sogar das meine sich ausbat, begab ich mich zur Eisenbahn, um Tübingen zu verlassen. In Zerxheim traf ich mit Pastor Sengelmann zusammen, der mir entgegengereist war. Denn wie er mich einst zur Universität hinausgeleitet hatte, so wollte er mich auch wieder heimholen. Unterwegs machten wir noch einen Besuch bei Stutzer in Erkerode und bei Philipp von Nathusius in Neinstedt.

Alsterdorf.

„Vor Jedem steht ein Bild des, das er werden soll", sagt Rückert; mir war dies Bild in den Universitätsjahren nicht deutlich erkennbar, soviel aber glaubte ich zu sehen, daß ich in ihm keinen Hamburger Pastorenkragen trug; ich sagte damals, es müsse geradezu eine magische Umwandlung mit mir vorgegangen sein, wenn ich je dazu kommen sollte, Hamburger Pastor zu werden. Eher schien mir mein Beruf auf dem Gebiet der Mission zu liegen, vorzüglich der Mission in den mohammedanischen Landen. Diese Gedanken fanden lebhafte Zustimmung bei Tholuck. Überhaupt hatte ich großes Interesse für die Mission und nahm lebhaften Anteil an dem studentischen Missionsverein in Halle, dessen Gesichtskreis ich noch etwas zu erweitern suchte, indem ich darauf drang, daß er sich auch mit der Geschichte der katholischen Mission beschäftigen sollte; ich korrespondierte damals mit dem berühmten katholischen Volksschriftsteller Alban Stolz, um mir von ihm geeignete Werke zur Kenntnisnahme der katholischen Mission empfehlen zu lassen. In Hamburg fand mein Missionsplan freilich sehr wenig An-

klang. Vielmehr erwärmte mich Gustav Baur, damals Hauptpastor zu St. Jakobi, für den Gedanken, meine Universitätsstudien fortzusetzen, und zwar mich ganz den morgenländischen Studien zu widmen. Er war selbst Orientalist, interessierte sich daher für meine sprachlichen Arbeiten, begeisterte mich, indem er mir in seiner reichen Bibliothek herrliche Ausgaben z. B. des Mahabharata zeigte, und versprach, mir bei Fortsetzung meiner Studien tätige Unterstützung zu leisten. „Aber Sie sollen die Theologie nicht etwa verlaufen," sagte er; „machen Sie hier Ihr theologisches Examen (damals gab es in Hamburg wie vielerorten nur ein einziges Examen), so haben Sie mit der Theologie anständig abgeschlossen." Dieser Rat entsprach genau meiner innern Stellung zur Theologie; ich war ihr ja nicht abgestorben, am wenigsten war ich dem christlichen Glauben entfremdet, aber ich war mit meinen theologischen Studien auf einen toten Strang geraten. Meldete ich mich nun alsbald zum Examen, so war vorherzusehen, daß ich es im Lauf des Winters zu bestehen haben würde und Ostern 1870 wieder zur Universität hinausziehen könne. Aber inzwischen mußte ich für meine Mutter und für mich einen Erwerb haben. Dieser bot sich mir, indem ich die Stelle eines Oberhelfers in den Alsterdorfer Anstalten annahm.

Pastor Sengelmann hatte nicht weit von dem für Kinder, die in Gefahr der Verwahrlosung schwebten, bestimmten St. Nicolai-Stift 1863 ein kleines Haus für Idioten errichtet, und 1866 war es ihm möglich geworden, für diese Zöglinge einen geräumigen Neubau zu errichten. Im Jahre 1867 war Sengelmann freiwillig aus seinem Predigtamt an St. Michaelis geschieden, um ganz seinen An-

stalten zu leben. Die Anstalten wuchsen nicht nur von Jahr zu Jahr, sondern von Monat zu Monat, und Sengelmann fühlte sich einer Hilfe bedürftig. Dazu kam, daß er, obwohl er damals im kräftigsten Mannesalter stand, doch die Möglichkeit eines baldigen Abscheidens stets im Auge behielt, weshalb ihm der Gedanke willkommen war, sich einen Nachfolger in der Leitung seiner Anstalten heranzuziehen. Indem er mich als Oberhelfer anstellte, hegte er die Hoffnung, daß ich in die Anstaltsarbeit hineinwachsen würde. Das war wieder ein ganz andrer Plan, als ihn Gustav Baur für mich hegte; ich selber wies auch diesen Plan nicht gänzlich von der Hand, denn die Anstaltsarbeit hatte für mich viel Anziehendes; ich hatte ähnliche Anstalten kennen gelernt, war bereits mit den Alsterdorfer Anstalten einigermaßen zusammengewachsen und hatte während meiner Studienjahre Manches für dieselben geschrieben und veröffentlicht. Daß damals mein Herz diesem Zweige der Inneren Mission gehörte, das glaubt nicht leicht Jemand, der die armen Blöd- und Schwachsinnigen nur oberflächlich kennen lernt und sich von ihren körperlichen Deformitäten und geistigen Unvollkommenheiten abgestoßen fühlt. Aber jeder wird es glauben, der mit ihnen vertraut wird und dadurch Gelegenheit findet, sich davon zu überzeugen, daß sie der Liebe sehr bedürftig und fähig sind.

So habe ich denn ein glückliches Jahr als Oberhelfer in Alsterdorf verlebt. Zu meinem Wohlgefühl trug nicht wenig die Verschiedenartigkeit meiner Arbeiten und desgleichen der Zöglinge bei, an denen ich zu arbeiten hatte. Da gab es zu predigen, zu unterrichten, Wirtschaftsbücher zu führen, Gäste durch die Anstalten zu geleiten, an der Wochenschrift: „Der Bote aus dem Alstertal“ — mitzuarbeiten

und mancherlei mehr. Da gab es Zöglinge auf den verschiedensten Stufen der geistigen Entwicklung; ich hatte gesundsinnige, ja begabte Schüler und Schülerinnen zu unterrichten, ich hatte auch ein sorgsames Auge zu werfen auf arme menschliche Wesen, bei denen ein Erwachen des Geisteslebens nicht zu hoffen war. Mir steht noch vor der Seele jener Carl, welcher der Stifter der Anstalt genannt wurde, weil eine wiederholte Begegnung mit ihm in den ärmsten Gegenden Hamburgs den Gedanken in Sengelmann geweckt hatte, für ihn und seinesgleichen ein Asyl zu gründen; mit Freuden ließ Carl sich so nennen, denn er war einigermaßen eitel, und gern vergalt er die ihm gezollte Anerkennung mit einer Höflichkeit, die er leider nur durch unartikulierte Laute ausdrücken konnte. Wie Orestes und Pylades, so gehörten Carl und Hein zusammen, dieser Letztere, dem die Krämpfe, an denen er in frühster Kindheit litt, durch eine Pferdearznei vertrieben worden waren, der aber dafür stumm und stumpf geworden war, mit seinem Gesicht voll müder Melancholie, die freilich zuweilen einer Schabernaksmiene weichen konnte. Ferner gedenke ich an den roten und den schwarzen Max; in dem ersteren, der im Revolutionsjahr 1848 geboren und zu Ehren von Robert Blum und Max Dulon Robert Max genannt worden war, hatte sein Vater den künftigen Volksredner und Revolutionshelden zu sehen gehofft, aber er war nur ein sinnloser Schwätzer ohne Gleichen geworden, scheu vor jeder Arbeit, feig vor jeder eingebildeten Gefahr, sodaß er nicht den kleinsten Luftsprung wagte, aber unübertrefflich in einschmeichelnden Redensarten; der schwarze Max stand ihm an Geschwätzigkeit wenig nach und bettelte jeden Fremden an, in dem er einen sagenhaften Onkel Moses wiederzuerkennen glaubte, denn

er entstammte einer jüdischen Familie. Hermann war unermüdlich im Zerreißen und Zerstören und brachte bei seiner riesigen Körperkraft jeden in einige Lebensgefahr, der sich ihm näherte; Wilhelm war ein Bücherwurm, der von früh bis spät ins Lesen vertieft war, doch machte ihm das Lesen an sich Freude, vom Inhalt des Gelesenen hatte er keine Ahnung; er gehörte zu den gewiß seltenen Menschen, die niemals geweint haben. Adolf war adliger Herkunft und leugnete nicht, daß er sich auf den Umgang mit Menschen verstand; er liebte, wie viele Redner, Worthäufungen, sagte für „sehen“ „finden und merken,“ für „schön“ „tapfer und reizbar“, für „sein“ „kommen und fallen“; er war bereits in Amerika gewesen und tat sich viel darauf zu gut, hoffte auch dahin bald zurückzukehren, um sich auf Sklavenzüchterei zu legen; alles Europäische war für ihn nur ein matter Abglanz des Amerikanischen; als er einst den Zirkus Renz besucht hatte, meinte er, die dortigen Leistungen seien für eine so kleine Stadt wie Hamburg tapfer und reizbar, aber nicht zu vergleichen mit den amerikanischen Produktionen, da in Amerika jeder Bürger vom Staate gezwungen werde kunstzureiten. Linas Blödsinn war romantischer Art. Sie hatte eine leidenschaftliche Hingabe an Alles, was Musik heißt, sang sehr schön, flehte oft, daß man auf dem Klavier spielen möge — sie selbst berührte es nie, weil sie Disharmonien fürchtete; ging man auf ihre Bitte ein, so richtete sie den Blick verzückt nach oben und drehte sich langsam im Kreise. Auch alles Blanke, Leuchtende liebte sie und war geradezu verliebt in den Mond; mitten in der Nacht erwachte sie und bat: „Zeig mir den lieben Mond!“ fragte aber auch nach ihm am hellen Tage. Den Gegensatz zu ihr bildete Sophie, die in ihren Selbstge-

sprächen sich Fietje nannte — denn sie redete nicht mit anderen, sehr oft mit sich selber, meist über Essen: „Eßt sie was? Eßt Fietje was? Hä? Ja sie eßt Feinbrot“ — aber viel tausendmal hat sie diese Gedankenfolge wiederholt. Unbewegt blieb sie stehen an dem Orte, wohin man sie geführt hatte; aus freien Stücken sich fortzubewegen war ihr physisch möglich, erschien ihr aber als ein tollkühnes Wagnis, weshalb sie sich zuweilen nachdenklich fragte: „Kann sie laufen?“ Ich will schließlich nur noch Karoline erwähnen, eine Achtzehnjährige, im Wachstum so zurückgeblieben und zugleich von so kontraktem Körperbau, daß sie, die stets im Bett lag, nur die Größe eines kleinen Kindes zu haben schien, aber der Kopf war groß, das Gesicht hatte ausgeprägte, geradezu alte Züge, eifersüchtig verlangte sie, daß, wer in das Zimmer trat, an ihr Bett kam. Sie gehörte zu den ergreifenden Rätseln der Anstalten; ich habe manchen, der keine Gefühlsschwäche kannte, so z. B. den Hauptpastor D. Rehhoff, beim Anblick dieses armen Geschöpfes in Tränen ausbrechen sehen. Oft ist angesichts dieser Kinder, die keine Hoffnung auf Fortentwicklung darboten, gefragt worden: „Warum läßt Gott diese Ärmsten leben?“ Wir pflegten dann zu antworten: „Damit wir sie mit der Geduld der Liebe pflegen.“

Die Alsterdorfer Anstalten, sonst eine stille Elendsgemeinde, verwandelten sich einige Male im Jahr in Stätten froher Festfeier. Man feiert heutzutage in der schönen Sommerzeit manches christliche Fest im Freien; das hätte man am Anfang der sechziger Jahre in Hamburg, wo die Kirchlichkeit einen eigentümlich steifen Charakter trug, für eine pure Unmöglichkeit gehalten. Sengelmann hat die Christen Hamburgs zuerst vom Gegenteil überzeugt. Christliche Volks-

feste waren es, wenn im schönsten Sommer das Jahresfest gefeiert wurde und im Herbst das Erntefest. Auch der Oberhelfer hatte dabei sein Teil zu tun, denn es galt Aufführungen vorzubereiten, eine Kollation für viele hunderte zu veranstalten, also Bänke und Tische aufzuschlagen und im Voraus für Kaffee und Eßwaren zu sorgen, Verlosungen einzurichten und für Fahrgelegenheiten von und nach Hamburg zu sorgen. Wie oft haben wir dabei hoffnungs- oder sorgenvoll des Wetters wegen gen Himmel gesehen! Nun erblicken wir die lange Reihe der Omnibusse, und die Posaunenbläser begrüßen sie vom Balkon des Sengelmannschen Wohnhauses aus. Den ersten Teil der Feier bildet der Festgottesdienst. Für ihn ist die Kapelle viel zu klein, die Fenster werden ausgehoben, daß das Predigtwort zu den draußen Versammelten hinausdringt, oder der Gottesdienst wird auf einer Wiese oder einem abgeernteten Felde abgehalten. Dann folgt die Speisung, in den ersten Jahren unter einem großen Zelte; mit Scherz gewürzte Reden begleiten die Mahlzeit. Auf die Kollation folgt am Erntefest der Zug, das Banner voran, darnach der Erntewagen, Jung und Alt hinterdrein. An verschiedenen Punkten wird Halt gemacht, und wen der Geist dazu treibt, der hält eine kurze (oder auch eine lange!) Ansprache. Lustige Spiele werden von den Zöglingen vorgeführt, beispielsweise das beliebte Sacklaufen. Zuweilen gab es Überraschungen. Bei einem Erntefest kroch aus dem Erntewagen plötzlich ein Knabe hervor, der nach kurzer gereimter Ansprache grüne, gelbe und weiße Blätter unter die Menge warf; sie enthielten das fortan alljährlich gesungene Erntelied der Alsterdorfer Anstalten: O stille Flur, zum Tempel werde und fülle dich mit Lob-

gesang! Ein anderes Mal hielt ein in ähnlicher Weise plötzlich erschienener Knabe eine Ansprache in Versen, die den Erfolg hatte, daß der Kapelle ein Paar schöne Statuen geschenkt wurden. Welch ein Glanz liegt für meine Erinnerung auf diesen Festfeiern, die endlich mit dem schönen Alsterdorfer Abendliede schlossen: Abendruhe, sei willkommen! Still verglommmen ist der Sonne letzter Strahl; tief ersehnen deinen Frieden alle Müden, Stadt und Land und Berg und Tal.

Wie oft habe ich mich gefreut, wenn mich Geschäfte nach Hamburg gerufen hatten, bei der Rückkehr aufatmend das Gewühl hinter mir lassen und meiner damaligen Heimat zueilen zu dürfen, den Alsterdorfer Anstalten!

Das theologische Examen.

Zu dem, was mich manchmal nach Hamburg rief, gehörten auch die verschiedenen Akte des theologischen Examens. Mit diesem verfuhr man nicht nach einer in Paragraphen verfaßten Ordnung, sondern nach dem Herkommen. Es war erstens von uns dreien — denn ich hatte zwei Leidensgefährten — eine Abhandlung zu schreiben, und zwar in lateinischer Sprache, über die Frage, ob der Universalismus des Christentums auf Christum zurückgehe oder auf Paulus; zweitens eine Predigt zu verfassen über den Text Joh. 13, 1 ff. Mit der Predigt legte ich bei dem mir wohlgewogenen Rehhoff keine Ehre ein, denn er erklärte mir rundweg, am liebsten hätte er sie ins Feuer geworfen. Die Klausurarbeiten wurden aufgefaßt als kleinere Abhandlungen; ihrer waren deshalb nur zwei, von denen die eine in lateinischer Sprache geschrieben werden mußte; für jede waren sechs Stunden gegeben, übrigens mußten sie an demselben Tage im Hause des Seniors verfaßt werden. Eine plötzliche Dreistigkeit verführte mich zu dem Begehren, bei Anfertigung der Klausurarbeiten meine lange Pfeife rauchen

zu dürfen, da ohne diese eine wissenschaftliche Beschäftigung mir unmöglich sein würde. Der milde Senior Alt ging auf dieses Anliegen ein. Ich habe mir übrigens für diesen Zweck einen besonders guten Tabak gekauft.

Während in der deutschen Klausurarbeit die Grundsätze dargelegt werden sollten, nach denen kirchliche Streitigkeiten zu entscheiden seien, war das Thema der lateinischen Klausurarbeit intrikat: Paulus apostolus quid de mulieribus litteratis sentiat exponatur (die Meinung des Apostels Paulus über die Schriftstellerei der Frauen). Aber gerade solch ein Thema lag mir gut; ich meine darüber achtzehn Folioseiten geschrieben zu haben. In der Einleitung konnte ich von der Wertschätzung des weiblichen Geschlechts in der vor- und außerchristlichen und in der christlichen Welt im allgemeinen reden, im ersten Teil der Abhandlung besprach ich die paulinischen Stellen, die für das Thema ausgenutzt werden konnten, im größeren zweiten Teil aber gab ich einen Dialog, den der Apostel im Jenseits mit den Schriftstellerinnen der christlichen Zeit führte, zuerst mit der Kaiserin Eudokia und der Nonne Roswitha, zuletzt mit Marie v. Nathusius, der Verfasserin des Romans Eritis sicut Deus und meiner würdigen Freundin Caecilie Zeller — die beiden letzteren weilten damals allerdings noch im Diesseits. So ließ sich die Beantwortung der etwas seltsamen Frage behaglich ausspinnen.

Es folgte der dritte Akt, das mündliche Examen. Wie jeder, sah auch ich diesem mit Sorge und Hoffnung entgegen; doch waren meine Sorge und Hoffnung besonderer Art. Meine Hoffnung ging darauf hinaus, D. Baur, der einer meiner Examinatoren war, zum ersten Mal in vollem Ernste zu mir reden zu sehen; denn wie er fröhlichen Ge-

mütes und zugleich gegen mich günstiger Gesinnung war, hatte er bis dahin stets ganz oder halb scherzhaft mit mir gesprochen; ich sehnte mich aber geradezu darnach, daß er einmal in einem ernsthaften Ton mit mir verkehren möchte. Meine Sorge bestand nicht darin, daß ich fürchtete, das Examen gar nicht zu bestehen; aber als einst mein Pastor Sengelmann die theologische Prüfung absolviert hatte, im Jahre 1843, hatte er den ersten Charakter davon getragen, und nun wurde an mich das Ansinnen gestellt, gleichermaßen das Optime zu erringen, obwohl es inzwischen länger als ein Vierteljahrhundert nicht mehr erteilt worden war; man wiederholte diese Forderung so oft, daß ich voraussah, jeder andere Ausfall des Examens werde mir geradezu als Blamage angerechnet werden, und doch wußte ich sehr gut, daß ich, bei der Kürze meines Studiums und da ich so viel Allotria neben der Theologie getrieben hatte, einen derartigen Ausgang der Prüfung keineswegs erwarten könne. Darum begrüßte ich sorgenvoll den Examenstag, der auf meinen Geburtstag fiel. Am Abend vorher hatte ich noch einen Schüler ein lateinisches Extemporale schreiben lassen, für das ich den Briefwechsel des Plinius mit Trajan über die Christen gewählt hatte. Als nun das Examen mit der Prüfung in der Kirchengeschichte seinen Anfang nahm, betraf die erste Frage, die an mich gerichtet wurde, den Briefwechsel des Plinius mit Trajan über die Christen, und infolge meines guten Gedächtnisses war ich in der Lage, die beiden Briefe wörtlich herzusagen. Das war ein günstiger Anfang. Später ging es mir weniger gut, als D. Baur mit schalkhaftem Lächeln — meine Hoffnung ging also nicht in Erfüllung! — von mir eine sehr umständliche Auseinandersetzung über die Propheten des

Alten Testaments forderte. Ich faßte mich und präludierte einstweilen mit dem, was mir gegenwärtig war; als es aber anfing zu hapern, unterbrach Baur mich mit noch viel schalkhafterem Lächeln und erklärte, mehr als das Gesagte wünsche er nicht zu hören, und fuhr dann mit geradezu höchst schalkhaftem Lächeln fort, versehentlich habe er eine hebräische Bibel ohne Vokalzeichen mitgenommen, und er bitte mich, diese zu nehmen und ihm dafür die meine zu geben — denn — und nun fingen auch die andern Examinatoren mit ihm zu lachen an — ihm sei das lieber und mir sei es ja gleich! Ich stockte mehrere Male, als ich einen Abschnitt im Amos ohne Punkte lesen mußte, aber etwaige Fehler wurden von Baur scheinbar nicht bemerkt. So verlief das mündliche Examen, und wir, die Prüflinge, mußten uns zurückziehen, damit die Examinatoren den Ausfall der Prüfung feststellten. Damals wurden noch nicht wie heute die einzelnen Leistungen addiert beziehungsweise subtrahiert, die wichtigsten multipliziert und endlich das Ganze dividiert und auf dem Wege aller vier Spezies ohne Zutun der Examinatoren, vielleicht sogar zu ihrer Überraschung, die Gesamtzensur gewonnen; damals sahen die würdigen Herren freundlich einander an und wohlwollend hinaus auf die Zukunft der Examinanden. So konnte man damals mich von all meiner Sorge befreien; als wir wieder hereingerufen wurden, verkündigte mir Rehhoff nicht ohne Tränen der Rührung, daß man beschlossen habe, mir den ersten Charakter zu verleihen. Mich ergriff ein Schwindel, und ich hörte nur dumpf, aber nichtsdestoweniger wirkungsvoll, die hinzugefügte Mahnung, des Wortes zu gedenken: Der Herr widerstehet den Hoffärtigen, aber den Demütigen gibt Gott Gnade.

Mein Weg führte mich zuerst zu Pastor von Ahsen,

der etwas unschlüssig um mich herumging und eine Frage an mich richten wollte, die er doch nicht wagen mochte, um mir eine niedergeschlagene Antwort zu ersparen; so kam er, was sonst gar nicht in seiner Art lag, mit dem Wort nicht recht heraus, bis er endlich fragte: „Nun, Sie haben doch wohl die Eins?“ Als ich diese Frage, jetzt doch wider seine Vermutung, bejahte, umarmte und küßte er mich. Draußen in Alsterdorf aber gab es sogar ein Ständchen.

Freude ist zweierlei Art; man freut sich des Erreichten, das der Vergangenheit angehört, oder des Erwünschten, das eine ersehnte Zukunft eröffnet. Die zweite Art der Freude kann immer eine leise Bangigkeit in sich schließen, denn die Zukunft bleibt doch ungewiß. Die erste Art der Freude ist ungestört, denn ewig still steht die Vergangenheit. Dieser Art wird sein die Freude des ewigen Lebens. Und, so wenig ich sie damit vergleichen darf, dieser Art war auch meine Freude über den Ausgang meines theologischen Examens.

Aus der Zeit der ersten Liebe.

Wahl nach Curslack.

Am Tage nach dem bestandenen Examen erhielt ich, wie nach Hamburgischer Sitte alle Kandidaten, die Anzeige, daß ein Pfarramt vakant sei, und zwar in den Vierlanden. Ich zeigte meinem Pastor, dessen Oberhelfer ich ja auch nach dem Examen zunächst noch blieb, die Anzeige und sagte: „Nun merke ich doch, was ich davon habe, daß ich Hamburgischer Kandidat bin.“ „Und du wirst dich doch melden?“ antwortete mein Pastor. „Ich denke nicht daran!“ erwiderte ich. „Das würde ich doch nicht unterlassen,“ sagte er, „natürlich wirst du nicht gewählt, aber du hast Gelegenheit, einmal zu erleben, wie es bei solcher Predigerwahl hergeht.“ Das leuchtete mir ein, ich wollte gern etwas erleben, und ich machte mich auf, vorgeschriebener Maßen meine Meldüng persönlich auf dem Schloß in Bergedorf bei dem Amtsverwalter, der ersten obrigkeitlichen Person in den Vierlanden, einzureichen.

Es war Glatteis, als ich zum Bahnhof eilte, um von Hamburg nach Bergedorf mit der Eisenbahn zu fahren, und, wie ich so häufig in kleinen Dingen Unglück gehabt

habe, so passierte es mir, daß ich in der Nähe des Bahnhofs fiel und mir die Hand verwundete, sodaß sie stark blutete. Ich mußte in einer Apotheke mir das Blut stillen lassen und dann eilen, noch rechtzeitig zum Zuge zu kommen. Daß ich bei meinem Fall noch in anderer Weise Schaden genommen hatte, blieb mir selbst verborgen, bis ich auf dem Bergedorfer Schloß angekommen war und dort den Überrock ablegte. Denn nun stellte sich heraus, daß meine Toilette in Unordnung geraten war; der Hemdsknopf am Halse war verloren gegangen und mit ihm der Schlips, der den Schein einer Halsbinde erregte, und mein geheimnisvolles Inwendiges tat sich der Außenwelt auf. Als ich erschrocken diesen Schaden wahrnahm, kam bereits aus dem Zimmer des Amtsverwalters ein anderer Kandidat, der sich gleichfalls um die Curslacker Pfarrstelle bewarb, nach wohlvollbrachter Vorstellung heraus, und ich wurde angemeldet. Eile war not; ohne erst eine Entschuldigung zu stammeln, ergriff ich meinen Rivalen, würgte ihn, entriß ihm den Schmuck seines Halses und versah damit mich selbst. Der Andere war sprachlos und wehrlos solch einem scheinbar räuberischen Angriff gegenüber. Mir gelang die Wiederherstellung meiner Toilette nicht ganz in gewünschter Weise; denn die Enden des Schlips, der größeren Formats war, senkten sich nicht, wie sonst üblich, bescheidentlich rechts und links nach unten, sondern standen vatermörderartig nach oben. Daran ließ sich nichts mehr ändern, denn schon mußte ich in das Zimmer des Amtsverwalters eintreten. Der Amtsverwalter Kauffmann war ein bejahrter Herr von großer Liebenswürdigkeit; obgleich er meine Aussichten auf die vakante Pfarrstelle auf null taxieren mußte, oder gerade ebendeshalb, behandelte er mich mit besonderer Güte. Nur meinte

ich wahrzunehmen — doch vielleicht war es mein böses Gewissen, das mir diesen Gedanken nahelegte —, daß er weniger ernst als mich selbst meinen vatermörderartigen Schlips aufnahm, ja daß in seinen Augen etwas lag, das zu sagen schien: Diesen Teil Ihres Anzuges meine ich heute schon einmal gesehen zu haben. Diese Wahrnehmung trug eben nicht dazu bei, mir die nötige Unbefangenheit in meinem Auftreten zu ermöglichen; ich zog mich sobald als tunlich gedemütigt zurück, fand meinen beraubten Rivalen draußen kaum erholt von dem Schrecken über meine Gewalttätigkeit, erklärte ihm aber die Situation und bat ihn nach dem Grundsatze zu verfahren: Alles verstehen heißt alles verzeihen. Sodann kehrte ich wieder in meine Alsterdorfer Heimat zurück.

Je weniger ich meiner Bewerbung irgend welche Folge zuschrieb, desto mehr versetzte mich in Erregung, daß ich zu meinem Erstaunen plötzlich mich in Aussicht genommen sah für das Amt eines Prinzenerziehers. Der Herzog von Nassau (jetzt Großherzog von Luxemburg) suchte einen Erzieher für seinen jüngeren Sohn, und da ich ihm durch ich weiß nicht wen empfohlen war, schickte er einen Geheimrat nach Hamburg, mit mir über diese Angelegenheit zu verhandeln. Vielleicht war niemand in der Welt weniger geeignet für eine solche Stellung als ich, und nicht viele waren weniger geneigt, sie anzunehmen, als ich; aber, ich gestehe es offen, die äußeren Verhältnisse verlockten mich, insbesondere die Aussicht, nach vier Jahren und zur Hälfte schon nach zwei Jahren eine lebenslängliche Pension zu beziehen, in deren Bezug ich meinen Traum von einem Eremitenleben für morgenländische Sprachen, Weisheit und Dichtung verwirklichen konnte. Also machte ich mich daran, einen Plan für die Erziehung des Prinzen auszuarbeiten.

Um dieselbe Zeit schrieb mein neugriechischer Freund Dimitri Marulis an mich. Er hatte damals die kühnsten Hoffnungen für die geistige und endlich auch politische Wiedergeburt Macedoniens. Zu einem kleinen Teil sollte ich mitarbeiten, diesen Hoffnungen zur Erfüllung zu verhelfen; ich sollte eine Stelle an einem Gymnasium in Seres annehmen. Kein Stand ist mir jemals annehmlicher erschienen als der eines Gymnasiallehrers. Ich konnte daher auch dieses Anerbieten nicht gänzlich zurückweisen.

Sengelmann sah wohl ein, daß meines Bleibens im Amt eines Oberhelfers in Alsterdorf nicht war; dann erschien ihm als am meisten wünschenswert, daß ich Pastor, und zwar Landgeistlicher, würde. Dies hielten meine Gönner Rehhoff und Baur für das nachteiligste, das mir geschehen konnte, und machten mir ernste Vorwürfe, daß ich mich überhaupt gemeldet hatte. Baur wollte auch von der Anstellung in Seres nichts wissen, sie erschien ihm abenteuerlich und geradezu gefährlich. Dagegen meinte er, die Stellung am Hofe des Herzogs zu Nassau könne mich vorwärts bringen. Im stillen hoffte ich, wenn alles fehlschlagen würde, was doch leicht möglich war, Ostern 1870 wieder zur Universität zurückkehren zu können.

Inzwischen wurde für die vakante Pfarrstelle in Curslack der sogenannte Wahlaufsatz gebildet. Früher waren nach dem „beiderstädtischen“ Amt Bergedorf, zu dem die Vierlande gehörten, die Pastoren abwechselnd von den Senaten in Hamburg und in Lübeck entsandt worden. Es gehörte, wie man mir erzählt hat, zu den Errungenschaften des Jahres 1848, daß ein Pastor durch Juraten und Kirchenvorsteher der betreffenden Gemeinde unter Vorsitz des Amtsverwalters gewählt, von denselben auch für diese

Wahl der Auffsatz gebildet werden sollte, der die Namen derer enthielt, die zur Probepredigt zugelassen wurden. Bei Wahlauffsatz und Wahl war die Gemeinde Curslack mit 21 Männern beteiligt. Als Senior fungierte der Hauptpastor D. Rehhoff, indem er über die Bewerber Auskunft gab. Er suchte die schwierige Aufgabe, von mir nichts Ungünstiges zu sagen und doch eine etwaige Berücksichtigung meiner Bewerbung entschieden zu widerraten, in der Weise zu lösen, daß er den Curslackern sagte, ich sei ein Gelehrter und eigne mich deshalb nicht zu ihrem Pastor, denn sie wüßten wohl, wie das Sprichwort laute: Die Gelehrten — die Verkehrten. Der Eindruck, den seine wohlgemeinten Auseinandersetzungen auf die Curslacker hervorbrachten, war dieser: Den gönnen sie uns nicht, nun wollen wir ihn erst recht! Aber es gelang doch nicht, mich auf den Wahlauffsatz zu bringen, der vielmehr von drei andern Bewerbern gebildet wurde. Doch kam jemand auf den Gedanken, für den Fall, daß einer von diesen aus irgend einem Grunde seine Bewerbung zurückzöge, einen Suppleanten aufzustellen. Das war bis dahin nicht Sitte gewesen; jedenfalls aber empfahl es sich, als Suppleanten jemand zu benennen, der nichts Besseres beanspruchen konnte — fiat experimentum in corpore vili. So figurierte ich als Suppleant. Aber als dann wirklich Sorger seine Bewerbung zurückzog, weil er damals ein Amt in Holstein antrat, rückte ich auf und wurde zur Wahlpredigt bestellt. Nun hatte ich umschichtig einen Prinzenerziehungsplan, eine Probepredigt und eine Übersicht der mit der Idiotenanstalt in Alsterdorf verbundenen Landwirtschaft auszuarbeiten, und fand also genügende Gelegenheit, das Wort an mir zu erproben: Abwechslung ist ergötzlich.

Es war an einem Sonntag im Januar, als ich meine Probepredigt halten sollte. Von Curslack hatte man mir geschrieben, man würde mir nach der Eisenbahnstation Bergedorf einen Wagen schicken. So konnte ich meine Mutter mit mir nehmen. Als ich mit ihr nach Bergedorf gekommen war, stand richtig der Wagen für uns bereit, und meine Mutter stieg ein. Ehe ich gleichfalls einstieg, kam ein Ehepaar aus Hamburg heran und reklamierte den Wagen für sich. „Haben Sie einen Wagen bestellt?“ wurde ich gefragt. „Nein,“ mußte ich antworten, „aber man hat mir einen Wagen versprochen.“ „Aber ich habe den Wagen bestellt,“ erklärte der mir unbekannte Herr. Ich wandte mich an den Kutscher: „Für wen ist der Wagen?“ „Für den Kandidaten,“ antwortete der. Nun war ich meiner Sache sicher und forderte den fremden Herrn auf, den Fuhrwerksbesitzer selbst entscheiden zu lassen, wer mit dem Wagen nach Vierlanden fahren sollte. Ich fand auch nichts Bedenkliches darin, daß einstweilen das Ehepaar sich in den Wagen setzte, aus dem meine Mutter bescheidentlich ausgestiegen war. Langsam fuhr der Wagen in das Städtchen, sodaß meine Mutter und ich zu Fuß ihn begleiten konnten. Oben aus dem Giebelfenster seines Hauses sieht der Fuhrwerksbesitzer heraus, und ich frage zu ihm hinauf: „Für wen ist der Wagen?“ „Für den Kandidaten,“ antwortet auch der. „Zu, Kutscher!“ ruft gebieterisch der fremde Herr, instinktiv gehorcht der Kutscher, und fort rollt der Wagen.

Ich bitte den Leser zu verzeihen, daß ich den Hergang so ausführlich geschildert habe. Es ist nicht geschehen, um mich über das mir widerfahrene Unrecht zu beklagen. Das ist ja allgemein Sitte, daß man auf Reisen auch durch List, Lüge und Gewalttat seinen Vorteil zu Ungunsten Fremder

sucht. Ich habe nur die Verlegenheit begründen wollen, in der ich mich jetzt befand. Die Kirche zu Curslack lag eine Stunde weit von Bergedorf. Es war viel Schnee gefallen und infolgedessen nicht daran zu denken, daß meine sechsundsechzigjährige Mutter den Weg zu Fuß machen konnte. Sollte ich sie in Bergedorf zurücklassen und mich allein auf den Weg machen? Ich hatte eine dunkle Ahnung, daß ich den Weg sicher verfehlen würde, denn nie war ich in Curslack gewesen, und wohl bin ich mir der Gabe bewußt, auch auf dem einfachsten Weg mich zu verlaufen. Doch tröstete mich der Fuhrwerksbesitzer, daß er mir alsbald einen andern Wagen stellen werde. Ich brachte daher die erste Viertelstunde ohne Sorge zu. In der zweiten wurde ich etwas bedenklich, denn rechtzeitig konnte ich nur noch kommen, wenn der Wagen jetzt sich unverzüglich einstellte und die Pferde sich anstrengten. In der dritten Viertelstunde wurde ich bei dem Fuhrherrn ernstlich vorstellig, der sich aber damit entschuldigte, daß er die Pferde des glatten Weges halber zum Hufschmied habe schicken müssen, um die Hufeisen schärfen zu lassen. In der vierten Viertelstunde fuhren wir endlich fort und zwar nicht sehr schnell, das war, wie der Kutscher versicherte, nicht möglich.

Inzwischen hatte die Gemeinde sich zahlreich versammelt, der Küster und Organist hatte den Anfang des Gottesdienstes eine gute Viertelstunde hingehalten, darnach hatte er längere Gesänge ausgewählt und sie singen lassen; endlich, als der Kandidat nicht mehr zu erwarten war, ließ er sich eine Predigtsammlung aus seiner Wohnung holen, um eine Predigt vorzulesen. Da langte ich endlich in Curslack an, warf mich in die geistliche Tracht und eilte zur Kanzel hinauf. Daß ich diesmal um meine Predigt noch

etwas mehr Angst und Sorge hatte als sonst, läßt sich begreifen. Aber äußerlich ging sie ohne Anstoß von statten. In einem derartigen Fall hätte man gern hernach irgend ein Urteil gehört oder eine Andeutung eines solchen gefunden. Aber die Curslacker Juraten waren gänzlich zurückhaltend; der Küster aber war noch völlig eingenommen von der Verlegenheit, in die ihn mein spätes Kommen versetzt hatte; so kehrte ich wenig befriedigt zu meinen Schwach- und Blödsinnigen zurück.

Einige Wochen vergingen. Der Herzog hatte seine Entscheidung noch nicht getroffen. Ich saß über meinen Dekonomierechnungen — die mich in den ersten Monaten des Jahres besonders beschäftigten — in grüner Joppe und Stulpenstiefeln, meinem ländlichen Aufenthalt angemessen; da wurde mir eine Deputation der Curslacker angemeldet; der breite, behaglich seines Hufneransehens frohe Claus Harden, der kluge Kätner Carsten Mindt und der einzige, der von diesen dreien noch heute am Leben ist und zu meinen lieben alten Freunden zählt, der städtisch gebildete Hufner Hennig Rieck. Das Gespräch behandelte selbstverständlich zuerst die Witterung und darnach den weltweiten Unterschied zwischen Marsch und Geest; denn wenn die Curslacker aus ihrer tiefen Marsch auf die Geest kamen, wo auch Alsterdorf lag, so war ihnen, als wären sie in eine minderwertige Welt versetzt. Nachdem unsere Unterredung diese wichtigen Punkte zur Genüge erörtert, erklärten mir die drei Curslacker, man habe die Absicht, am nächsten Sonnabend mich einstimmig zu wählen; es würde mir vielleicht angenehm sein, dies vorher zu wissen. So schlossen sich mir auf einmal die akademischen Hörsäle, die Gemächer der Fürstlichkeiten, die vom romantischen Schimmer des

Morgenlandes beglänzten Räume der Hohen Schule zu Seres, und dafür tat sich mir auf die einfache Tür eines Vierländer Pfarramts. Daß ich mich dennoch hoch beglückt und sehr dankbar fühlte, kann man mir wohl nachempfinden.

Nun wurde mir endlich auch der Wunsch erfüllt, meinen Gönner D. Baur im Gespräch mit mir ganz ernsthaft zu sehen; denn er war sehr ungehalten über meine Wahl und rief: „Habe ich Ihnen nicht gleich gesagt: dabei bleiben Sie hangen?" Auch meine Freunde Wichern und Pauly schrieben mir Beileidsbriefe, auf die ich etwas erregt antwortete. Und als ich zu Rehhoff kam, seufzte er: „Ich hätte Ihnen gewünscht, daß dieser Leidenskelch an Ihnen vorübergegangen wäre." Aber der alte treue Mann irrte sich, der Leidenskelch war ein Freudenbecher.

Die Vierlande und Curslack.

Das merkte ich noch nicht, als ich nach meiner Erwählung meinen ersten Besuch in Curslack machte. Die Vierländer kamen mir sehr fremdartig vor, wozu auch ihre eigentümliche Tracht mitwirkte, die damals noch ziemlich allgemein war; eine Scheidewand stand zwischen ihnen und mir; daß ich an diese zurückhaltenden Menschen jemals recht herankommen könnte, war mir so zweifelhaft, daß ich hätte weinen mögen.

Überhaupt mangelte es nicht an allerlei Sorge. In Haus und Hof mußte manches meinem Vorgänger abgekauft werden; das machte eine namhafte Summe, welche aufzubringen mir so schwer wurde, daß ich das Gelübde tat, etwas ähnliches dermaleinst von meinem Nachfolger nicht wieder zu fordern. Mein Nachfolger wurde nach noch nicht zwei Jahren ein wohlhabender und gütig denkender junger Geistlicher; er wollte sich eine solche Summe von mir nicht schenken lassen, ich wollte sie von ihm nicht wieder annehmen, so entspann sich über den Mammon der Ungerechtigkeit zwischen uns ein nicht unedler Wettstreit. Die

Summe wurde endlich von uns beiden einem wohltätigen Zweck zugewandt.

Ein junger Pastor bedarf mancherlei, da er ein eigenes Hauswesen gründet. Ich war zwar nicht so arm wie Ulrich von Hutten, der, als er starb, nichts hinterließ als eine Schreibfeder; aber Hausrat war nicht in meinem Besitz. Sengelmanns nahmen es mir über den Kopf, daß eine Witwe, deren zwölfjährige Zwillingsöhne ich schon längere Zeit im Lateinischen unterrichtet hatte, mit mir nach Curslack zog, mein Haus einrichtete und das Hauswesen verwaltete, wofür ich ihre Söhne zu erziehen hatte. Diese Sorge für das Äußerliche war also beigelegt.

Als ich Frühlingsanfang mit meiner Hausdame und meinen Zöglingen in das Pfarrhaus eingezogen war, das übrigens recht verfallen mit seiner Rückseite sich müde an einen Schattenmorellenbaum lehnte, und als ich nun am Abend des ersten Tages in meiner kleinen Studierstube saß, die infolge der Gestalt ihrer Decke eine verdächtige Ähnlichkeit mit einem Sarge hatte — da merkte ich zum ersten Mal in meinem Leben, was Stille sei. In der großen Stadt, in der ich herangewachsen war, wird es niemals ganz still; selbst auf der Geest hört man wohl stets einen Laut. Aber in der Marsch herrscht, wenn der Tag vergangen ist, oftmals eine Stille, die so vollkommen ist, daß man meint sie hören zu können. Und während ich auf diese Stille lauschte, ahnte ich, daß es mir gut sei, in ganz einfache Verhältnisse versetzt zu sein, wo auch die gelehrten Studien für mich ihre Anziehungskraft verloren, weil sie in einem allzu seltsamen Kontrast mit meiner Umgebung gestanden hätten; wie ist es möglich Arabisch oder Sanskrit zu treiben in einem Vierländer Pfarramt! Ich fühlte, daß sich

alles, was mich in fremde Welten gelockt hatte, wie in weiter Ferne verlor. Ebendeshalb war Baur ungehalten gewesen, und hatte Rehhoff von einem Leidenskelch geredet. Aber wie förderlich war es mir, daß ich einmal all jene Lieblingsstudien vergessen und auf etwas ganz anderes mich besinnen konnte!

Am 27. März 1870, dem Sonntag Laetare, wurde ich von Rehhoff in der Curslacker Kirche ordiniert und in mein Amt eingeführt; niemand verachte deine Jugend, so ermunterte er den kaum Dreiundzwanzigjährigen. Meine Antrittspredigt hatte zum Text das Wort aus dem Jesaiabuch: Tröstet, tröstet mein Volk — und was dem folgt. Fünfundzwanzig Jahre später habe ich zu der Curslacker Gemeinde über dasselbe Wort geredet. Der schön geschulte Kirchenchor der Alsterdorfer Anstalten hatte mich begleitet und leistete sein Bestes. Nach beendigtem Gottesdienst hatte die Gemeinde ein Frühstück veranstaltet, das bis acht Uhr abends währte. Seitdem ist mir nicht mehr verwunderlich, daß in Italien die am Abend eingenommene Hauptmahlzeit pranzo heißt, was doch ursprünglich ein Frühstück bezeichnet.

Dem Sonntag Laetare folgten bald die Konfirmation, das Osterfest mit den kirchlichen Pflichten, die es dem Pastor auflegt, und überhaupt alle die Obliegenheiten, die das geistliche Amt ausmachen. Diese Erinnerungen sind nicht für angehende Geistliche geschrieben, wie das herrliche Buch, das mir ein benachbarter Amtsbruder zu meinem Ordinationstage schenkte, Büchsels Erinnerungen aus dem Leben eines Landgeistlichen, die ich damals immer wieder gelesen habe. Ich will daher auch nicht ausführlicher von meinen Erlebnissen und Erfahrungen im Amte handeln,

sondern nur kurzweg sagen, daß ich mich fühlte wie im Fegefeuer. „Was man nicht weiß, das eben brauchte man, und was man weiß, kann man nicht brauchen“ — dies Wort ging mir oft durch die Seele. Ich stand so gänzlich unvorbereitet vor allem der Seelsorge gegenüber, es war mir überaus schwer, das rechte Wort an Kranken- und Sterbebetten und vor den Leidtragenden zu finden, zumal da ich mich vor dem Gebrauch gesalbter Redensarten auf das Äußerste scheute und doch mein eigenes Wort mir ganz ungenügend schien.

Allerdings schwand der Eindruck bald, als ob meine Gemeindeglieder infolge ihrer Tracht und Sitten unzugänglicher oder doch zurückhaltender als andere Leute seien. Die Eigenart meiner Curslacker wurde mir vielmehr lieb, so daß ich gern bei ihr verweile.

Es gibt nicht viele Gegenden in Deutschland, die so eigenartig sind wie die Vierlande. Ihre fruchtbaren Fluren sind dem Elbstrom kaum früher als im zwölften Jahrhundert abgerungen, und zwar von Kolonisten, die wahrscheinlich aus den Niederlanden herbeigezogen sind; die Vierländer sind also Niederfranken, versprengt unter Niedersachsen; vielleicht hängen hiermit einige grammatische Eigentümlichkeiten ihrer Sprache zusammen (wi seggen anstatt des eigentlich niedersächsischen wi seggt), während es sich aus ihrer langen Absonderung von ihrer Umgebung erklärt, daß gewisse Ausdrücke bei ihnen sich erhalten haben, die anderswo verschwunden sind (wanken in der Bedeutung von gehen; dun bi = nahe bei; verzückt und entzückt für erschrocken u. dgl. m.). Im Jahre 1420 eroberten Lübeck und Hamburg in einem Krieg gegen Herzog Erich IV. von Sachsen-Lauenburg die Vierlande nebst Bergedorf und

Geesthacht; sie blieben „beiderstädtisches" Gebiet bis 1868; damals entäußerte sich Lübeck seines Anteils an der Mitverwaltung des Amtes Bergedorf. Aber als ich in Curslack Pastor war, war die Hamburgische Landgemeindeordnung hier noch nicht eingeführt, noch lag die Verwaltung in den Händen des Landvogtes und der drei Höftleute (Hauptleute). — Curslack war kein Dorf; es war eine empfindliche Kränkung der Vierländer, wenn ein unverständiger Städter ihre vier Ortschaften Dörfer nannte, sie hießen vielmehr Landschaften. Denn die Häuser lagen nicht nahe beieinander, wie es in Dörfern der Fall ist, sondern großenteils am Deich entlang, dort nämlich wo die langgestreckte Hufe an den Deich stieß. Nur um die Kirche herum scharte sich dorfähnlich eine Anzahl von Wohnhäusern; dieser Mittelpunkt der Landschaft wurde Stegel genannt. Eine Hufe gehörte der Kirche; sie bildete die Dotation des Pastors, der das Recht hatte, wenn er das Pfarrland selbst bestellen wollte, von den übrigen Hufnern (ursprünglich war er selbst einer von ihnen) Hand- und Spanndienste zu beanspruchen. Die Hufner, so auch der Pastor, hatten den Kätnern und Mietsleuten große Strecken Landes in Pacht gegeben; dort wurde Gemüsebau getrieben, Blumenzucht, vorzüglich Zucht von Maiblumen, deren Pflanzen bis nach Petersburg, ja nach Nordamerika verschickt wurden, und von Rosen, deren Knospen unmittelbar vor dem Aufbrechen gepflückt und an Apotheken verkauft wurden, ferner Erdbeerzucht, besonders die Zucht der wunderbar duftigen und wohlschmeckenden Vierländer Erdbeere, einer veredelten Walderdbeere. — Das Vierländer Bauernhaus hatte vorn, also nach dem Deich gerichtet, drei Zimmer, von denen das mittlere als Schlafzimmer diente, wenn nicht die Betten in die Wände des Wohn-

zimmers eingelassen waren, nämlich in Verschläge, die durch Schiebetüren verschlossen werden konnten. Sehr lang war die Hausdiele mit verschiedenen Stuben und weiterhin mit Stallungen; auch der Herd und die mächtigen Schränke hatten hier ihren Platz. Die Vorderseite des Hauses hatte oft kunstvolle Verzierung am Balkenwerk; auch die Ziegelsteine waren oft so vermauert, daß sie symmetrische Figuren bildeten. Die Hauptwände der Wohnzimmer zeigten in den Häusern der Wohlhabenderen Holztäfelung mit schöner Intarsienarbeit; solche Arbeit fand man auch an den Truhen und besonders an den Armstühlen, denen nie ein buntes gesticktes Sitzkissen fehlte; leider fing schon zu meiner Zeit das Sopha an, die kräftigen, bequemen Armstühle zu verdrängen. Auch die mächtigen Kachelöfen erfüllten nicht nur ihren eigentlichen Zweck, sondern dienten zugleich zum Schmuck der Stuben. Vor dem Hause war meist ein etwas steif angelegter Blumengarten. Die Kleidung der Vierländer ist so allbekannt, daß ich sie nicht zu beschreiben brauche. Weniger bekannt ist, daß bis in meine Zeit hinein die Wämser der Männer und die Strümpfe der Frauen in den vier Landschaften von verschiedener Farbe waren, sodaß der Eingeweihte sogleich erkennen konnte, aus welcher Landschaft jemand stammte. Sehr stattlich war der Gold-, Silber- und Granatenzierrat an den Hemdspangen und Brustketten der Frauen, wenn sie ihre Feiertracht angelegt hatten.

Stromabgerungen ist Land und Leben dieser Marschleute. Der Kampf gegen die Elbfluten hat bei ihnen zähe Beharrlichkeit zur Folge, die jemand, der die Vierländer nicht so liebt wie ich, vielleicht sogar Eigensinn nennen könnte. In dieser Beharrlichkeit hielten sie vor allem damals, also vor jetzt einem Menschenalter, fest an mancherlei eigenartigen

Sitten. Ich will dafür hier ein Beispiel mitteilen, indem ich das Fest schildere, das damals alljährlich zum Dank für die Erhaltung der Deiche gefeiert wurde, nämlich den Petritag am 22. Februar.

Nirgendwo sonst in der evangelischen Christenheit wird Petri Stuhlfeier festlich begangen; die Vierlande aber hatten, auch als dies Fest 1790 und wieder 1838 auf den nächsten Sonntag verlegt werden sollte, mit allem Nachdruck seine Beibehaltung an dem althergebrachten Tage durchgesetzt. Mit der angeblichen Inthronisation des Apostels Petrus in die Bischofswürde von Antiochia hat allerdings die Feier des Petritags in Vierlanden nichts zu tun, sondern sie erinnert an die traurigste Zeit der Geschichte des deutschen Volks. Im Februar 1620 nämlich hat Herzog Georg zu Braunschweig und Lüneburg, nachdem soeben infolge eines Prozesses, der seit 1488 gewährt hatte, den überelbischen Nachbarn von seiten des Kaisers ausdrücklich verboten war, die Vierlande mit Durchstechung des Deiches in Gefahr zu bringen, sich den Umstand, daß die Elbe zugefroren war, zu Nutzen gemacht, die vier Landschaften ausgeplündert und zwei von ihren Kirchen beraubt; dazu hat er den Gammer Deich an vier Stellen durchbrechen lassen und überhaupt einen vollen Monat hindurch übel gehaust, bis die Städte Lübeck und Hamburg „sich zur Defensive mit Reutern und Soldaten gefaßt gemacht und also die ihnen wider Recht entwältigten Ländereien durch die in allen gött- und weltlichen Rechten erlaubten Mittel rekuperieren wollen." Das Schlimmste aber, das in der Absicht der gewalttätigen Eindringlinge lag, nämlich die Verheerung der gesegneten Vierlande durch die Elbfluten, wurde damals durch Gottes Gnade abgewandt. Zum Dank dafür sollte

hinfort mit der Vereidigung der jährlich wechselnden Deichgeschwornen, die schon vor jenem Einfall, wahrscheinlich schon zu katholischen Zeiten, am Petritag stattfand, ein feierlicher Gottesdienst verbunden werden. In einer alten Kirchenordnung heißt es von diesem Gottesdienst: „Der Text der Predigt soll sein von Ergießung der Wasser, und wie Gott denselben ihre Grenzen gesetzet habe. Dabei den Leuten historischer Weise soll beigebracht werden, wie vor diesem die Elbe in den Vierlanden so großen Schaden getan, auch feindselige Menschen, wie eine Wasserflut, eingerissen, und viel Herzeleid angerichtet haben, damit sie alle zu herzlicher Danksagung für die Wohltat, so sie das vergangene Jahr genossen, auch zu herzlicher Buße, weil die Sünde des Landes Verderben ist, und inbrünstigem Gebet angetrieben werden; darnach sollen auch die Gesänge gerichtet sein."

Nur einmal ist es mir beschieden gewesen, den Petritag mitzufeiern. Der alte brave Landvogt Eggert Timm — in dessen Familie das Amt des Landvogts seit 1580, wie mir berichtet worden ist, sich vererbt hatte — und die drei Höftleute der Landschaft Curslack fanden sich vor dem Gottesdienst zu einem Frühstück bei dem Küster ein. Darnach ging es hinüber in die Kirche, die ganz gefüllt war; die Gemeinde machte einen ernsteren Eindruck als sonst, denn die Männer erschienen nicht in ihrer schmucken, farbigen Tracht mit den großen Silberknöpfen, sondern hatten die langen schwarzen Röcke übergezogen, die sie bei Leichenbegängnissen und Eidesleistungen trugen. Nach beendigtem Gottesdienst fuhr ich mit dem Küster auf offenem Wagen zum Hause des Landvogts; der Weg war kurz, aber die Feierlichkeit des Tages erforderte, daß er zu Wagen zurückgelegt wurde; Landvogt und Höftleute ritten voran. In

des Vogts Hause wurden wir alle mit einem Trunk willkommen geheißen, mußten uns dann aber gedulden, bis die neugewählten Deichgeschwornen aus der deichverbundenen Landschaft Altengamme herübergekommen waren; dann wurde der Willkommenstrunk wiederholt. Jetzt zog der Landvogt hinter dem großen Kachelofen ein Schwert hervor, trat im Geleit aller Anwesenden auf den Deich vor dem Hause, streckte das Schwert vor sich hin und sprach — hochdeutsch, was auffällig war, da sonst allgemein, auch mit Pastor und Küster, plattdeutsch geredet wurde —:

„Heute ist der Tag,
Daß ich Deichschwar werden mag,
Über Deich und Damm, Elbe, Wetter, Siel und Graben,
Und will tun dem Freund als dem Fremden,
Dem Fremden als dem Freund,
Keinen aus Freundschaft verschonen
Oder aus Feindschaft strafen.

Hat ein jeder das verstanden," so fuhr der Landvogt fort, „so legt die beiden vordersten Finger in der rechten Haud an das Schwert und sagt mir nach:

Was mir heute ist vorgehalten
Und ich wohl verstanden hab',
Demselben will ich treulich nachkommen,
Soviel es mir möglich ist,
So wahr als mir Gott helfen soll
Und sein heiliges Wort!"

Als die Deichgeschwornen im Chor mit dumpfem Murmeln diese Worte wiederholt hatten, sprach der Vogt: „Gratulir ok!" — „Danke!" antworteten die Deichgeschwornen in gleich ernster Kürze. Alle traten wieder ins Haus und setzten sich zu einer Mahlzeit nieder, deren Gerichte durch festes Herkommen bestimmt waren. Der Pastor leitete

die Mahlzeit durch Tischgebet ein; am Schluß der Mahlzeit sprach der Vogt auf Plattdeutsch: „Nu lat uns den Psalm singen!“ worauf alle sich erhoben und unter Führung des Küsters anstimmten: Nun danket alle Gott. Da das Haus des Vogtes auf dem Butenlande (vor dem Deich) lag, war es einem Hochwasser besonders ausgesetzt. An jenem Tag, an dem ich den Petritag mitfeierte, war das Wasser gestiegen, daß es einige Fuß hoch am Hause stand, was übrigens nicht ganz selten vorkam und nicht bedenklich war; denn es war nicht das Wasser des großen Elbstromes, sondern das der sogenannten Doven (tauben) Elbe. Immerhin wurden die draußen angebrachten Fensterläden zum Schutz geschlossen, und wir hielten unsere Mahlzeit bei Licht. Um so größeren Eindruck machte es auf mich, daß wir so zuversichtlich Gott im Loblied preisen konnten, während die Wasserfluten draußen gleichsam anklopften. — Nach der Mahlzeit und dem Kaffee, der ihr folgte, gingen wir nicht auseinander, sondern setzten uns um einen großen runden Tisch, in dessen Mitte ein mächtiger Bierkrug stand, aus dem jeder nach Bedürfen oder Vermögen trank. Der Küster las aus einer alten Landchronik vor, was in ihr von früheren Deichbrüchen und Überschwemmungen erzählt war; der Landvogt, der in der Geschichte der Landschaft wohl bewandert war, gab zu dem Vorgelesenen seine erklärenden Bemerkungen. So verging in der langsamen Weise, welche die Marschbewohner lieben, der Nachmittag, und der Abend kam heran. Der Vogt hatte uns nach herkömmlicher Weise zuletzt mit Tee und belegtem Butterbrot zu regalieren; aber es würde eine peinlich empfundene Verletzung der Gastfreundschaft gewesen sein, wenn er das Abendbrot hätte auftragen lassen, ehe der Pastor seine Uhr gezogen und

seine Meinung dahin geäußert hatte: „Nu is et all halbig negen, wi möt wol na Hus wanken.“ Sofort fiel der Vogt ein: „Wölt doch noch en Taß Tee drinken?!“ und jetzt konnte hereingebracht werden, was draußen schon länger vorbereitet war. — War am Petritag der Pastor Gast des Landvogts, so war es des Pastors Pflicht, diese Gastfreundlichkeit zu vergelten am Montag nach dem ersten Advent. Dann wurde die Kirchenrechnung aufgemacht; die Juraten hatten den Beckenertrag des ganzen Jahres zu zählen, eine langwierige und mühsame Arbeit, die dadurch nicht erleichtert wurde, daß sie dabei aus langen Kalkpfeifen rauchten; hernach wurden die Gemeindebeiträge zu den Kosten des Kirchenwesens bestimmt; zum Mittagessen erschien auch der Landvogt, und alles verlief, dem festen Herkommen gemäß, in ähnlicher Weise wie am Petritage.

Als ich Pastor in Curslack war, hatte man schon einen wichtigen alten Brauch abgeschafft, die große und kleine Umfahrt des Pastors und Küsters, die mit Einsammlung von allerlei Lebensmitteln verbunden war, wie sie die Gerechtsame des Pastors und Küsters von den Hufnern und Käthnern erforderten. In der Nachbargemeinde Altengamme wurden diese Umfahrten noch gehalten und gingen in ähnlicher Weise vor sich, wie Immermann sie beschrieben hat. Andere alte Sitten bestanden noch zu meiner Zeit, die jetzt gleichfalls lange geschwunden sind. So die Vermietung der Brautkronen durch den Pastor oder richtiger die Pastorin; ich hatte ja meine zukünftige, mir damals noch ganz unbekannte Frau zu vertreten. Am Abend vor der Trauung erschien die ehr- und tugendsame Braut im Pastorat, und ich ging mit ihr, die wohlgeklärte Stalllaterne in der Hand, nach der Landdiele, wo in einem mächtigen alten Schrank

drei Brautkronen verwahrt wurden, Kunstwerke von gemachten Blumen, Blättern und allerlei Flitter, eine Krone noch größer als die andere, freilich auch eine noch teurer als die andere. Sie wurden aus den Pappschachteln der Reihe nach herausgeholt, und ich drehte sie nach allen Seiten, um ihren Glanz im Licht der Stalllaterne lieblich spielen zu lassen; bei der Braut aber standen Hoffart und Sparsamkeit oft in hartem Kampf widereinander, bis sie sich für eine der Kronen entschieden hatte. Wenn sie für die Trauung eingekleidet wurde, fiel nach strengem Herkommen der Schmuck der Zöpfe; sie wurden abgeschnitten, über ihren Verlust tröstete sie die Brautkrone. Bräutigam und Braut traten nicht nebeneinander in die Kirche, sondern nacheinander von dem nächsten Verwandten geleitet; vor dem Altar verbeugten sich beide zuerst gegen den Pastor, darnach gegeneinander. Die Braut trug die Krone bei der Mahlzeit und hernach bei dem ersten Tanz, dem Tanz mit ihrem nunmehrigen Gemahl; darnach setzte sie den üblichen Kopfputz auf, und die Krone wurde von dem Pastor mit der einem solchen Kunstwerk schuldigen Vorsicht wieder nach dem Pastorat geschickt. — Zöpfe durften herkömmlicher Weise auch die Konfirmandinnen bei der Einsegnung nicht tragen; sie wurden sorgfältig unter der Haube und Hülle versteckt. Doch als ich das zweitemal konfirmieren sollte, schickten die Mädchen eine Deputation an mich, ob ich ihnen nicht gestatten wollte, mit sichtbaren Zöpfen zu erscheinen, weil die Konfirmandinnen früherer Jahrgänge darüber geklagt hatten, daß die seltsame Um- und Verwicklung des Haares ihnen heftige Kopfschmerzen verursacht habe. Ich ging auf den Wunsch der Konfirmandinnen ein und habe mich also dem Zopf freundlicher bewiesen als meine Vorgänger, habe aber damit eine alte Sitte abgeschafft.

Wie die Braut die Krone im Pastorat mietete, so mußte für die Täuflinge vom Pastor das Kirchspielzeug gemietet werden. Dies bestand aus Anzügen, welche die Trachten der Erwachsenen in kleinstem Maß nachahmten; auch hier gab es mehrere Sorten zu verschiedenen Preisen. Diese Anzüge wurden niemals den Täuflingen in Wirklichkeit angelegt; es hätte auch wohl allzu seltsam ausgesehen, wenn man einen Säugling genau so ausstaffiert hätte, wie die Alten sich zu kleiden pflegten; aber es war Gerechtsame des Pastors, für das Kirchspielzeug wenigstens den niedrigsten Satz zu vereinnahmen. Einmal ist es mir vorgekommen, daß ich, als ich für glückliche Geburt eines Kindes die übliche Danksagung gehalten hatte, hierfür belohnt wurde mit einem Sack Mehl. Nie bin ich auf eine Einnahme so stolz gewesen wie damals; ein Sack Mehl erschien mir doch viel köstlicher als etwa sein Wert in Geld; ich glaubte mich in ein früheres Zeitalter versetzt, wo man noch nicht beinahe alles mit Geld gut zu machen suchte. Deshalb wäre ich auch sehr erfreut gewesen, wenn die oben erwähnten Umfahrten noch nicht abgelöst gewesen wären. Aber was sollte die Bettelei! so sagten die Fortschrittsleute.

Ich muß abbrechen, will aber zum Schluß noch schildern, wie es mit den Beerdigungen gehalten wurde. War jemand gestorben, so wurde ein Bekannter des Verstorbenen, der aber nicht mit ihm nahe verwandt sein durfte, zu dem Pastor geschickt mit der feststehenden Formel: „Ick sall gröten von den und den, und den und den sin Fru (oder wer es sonst war) hett Fierabend makt.“ Sterben hieß Feierabend machen, denn Leben war Arbeiten; die Arbeit des Vierländers ist, vor allem zu gewissen Zeiten, außerordentlich dringend. Erdbeerenkultur war und ist ein

Haupterwerb in Vierlanden; meine hochbetagte treue Freundin Becke Burmester pflückt noch jetzt an einzelnen Tagen je hundert Pfund Erdbeeren und mehr; man denke, was das heißen will. Aber auch Rosenknospenkultur, die damals auf schier unabsehbaren Strecken betrieben wurde, und ähnliches erforderten zu bestimmten Zeiten des Jahres einen außerordentlichen Aufwand von Arbeit. Den Feierabend aber sah man erst im Sterben. War er eingetreten und mir angezeigt, dann mußte ich möglichst unverzüglich die Hinterbliebenen besuchen. Laute Klage gestattete man sich anstandshalber nicht. Selbst der Tod machte in Vierlanden nicht alle Menschen einander gleich. Ein verstorbener Hufner war, was man eine große Leiche nannte. Zu seinem Andenken wurde eine Feier in der Kirche veranstaltet, die einen gewöhnlichen Sonntagsgottesdienst an Besuch, auch an Länge übertraf. Denn nicht allein der Pastor tat sein Bestes, sondern auch der Küster. Der Küster und Organist beschrieb das Leben des Entschlafenen, und wenn es auch in der allergewöhnlichsten Weise vom Anfang bis zum Ende verlaufen war, so gelang es meinem Küster, es vier Folioseiten lang zu beschreiben. Ich hatte diesen Lebenslauf nach meiner Predigt vorzulesen; ich konnte nicht umhin, manche Redensart zu überschlagen, zum Herzeleid meines Küsters. — Nicht immer war man in Curslack und ist man allenthalben geneigt, aus der Leichenrede die Mahnung an das eigene Ende herauszuhören. Bei den „großen Leichen" in Curslack fand sich gern ein langgewachsener Mann aus einer Nachbargemeinde ein, der zufällig meinen Namen trug; er fühlte sich deshalb als meinen Vetter und war stolz auf mich. So war er einst bei einem feierlichen Leichenbegängnis gegenwärtig, saß in einer der

ersten Reihen und schwelgte in allem, was ich sagte. Mitten in meiner Rede wandte er sich an den, der neben ihm saß, mit einer Frage, hörte die Antwort und gab noch eine Erwiderung. Der Vorgang erregte meine Neugier. Tags darauf ging ich zu Tönnies Timmann im Heerweg, der sein Nachbar gewesen war, und fragte ihn: „Watt hett de lange Behrmann mitten in de Predigt to Ihnen seggt?" Der antwortete: „He frög mi: Wat krigt de Mann dafür? Ick sä: Tein Dahler. Da sä he: Hätt he ok verdeent. Denn sett he sick wedder torecht un hör ganz nipp*) to." — Damals zuerst, aber später noch oft habe ich mich überzeugen müssen, daß meine Worte einen ganz andern Eindruck hervorgerufen haben, als ich beabsichtigte.

*) Scharf, aufmerksam.

Getreue Nachbarn.

Zur Zeit meiner Curslacker Amtsführung besaß ich noch nicht jenes viel genannte, weit weniger gekannte Werk Knigges über den Umgang mit Menschen. Und hätte ich es auch besessen, ich hätte nicht aus ihm den richtigen Umgang mit den Curslackern kennen gelernt. Denn Knigge lehrt nicht, daß ein Vierländer Pastor Jeden seinerseits zuerst grüßen muß, und zwar weil er als Standesperson angesehen wird, denn in Vierlanden grüßt der Vornehmere den weniger Vornehmen zuerst; auch nicht, daß ein Vierländer Pastor nicht nur die Menschen, sondern auch die Häuser grüßen muß, schon deshalb, weil nur allzuleicht hinter irgend einem Fenstervorhang jemand ihn sehen könnte. Nicht Knigge hat mich dies gelehrt; ich hatte aber einen treuen Mentor auf dem Gebiet der Vierländer Sitte, nämlich meinen Amtsnachbar, Pastor Jänisch in dem mehrerwähnten Altengamme.

Jänisch und Frau waren betagte Leute. Er war Rationalist gewesen, als er nach Altengamme kam; aber sein Amt und seine Frau hatten ihn zu ganz anderer Überzeugung gebracht; er war nun ein überzeugter Lutheraner.

Seine Frau war einst schön gewesen, jetzt noch anmutig, immer liebenswürdig. Schwer hatten beide unter der Vereinsamung ihres Hauses gelitten, denn zu jener Zeit hielt nichts die Hamburgischen Landpastoren zusammen, als ihre Witwenkasse, deren Angelegenheiten aber so wohlgeordnet waren, daß man nur einmal im Jahr, am Montag nach dem Sonntag Exaudi, über sie zu verhandeln brauchte. Keine Visitation, keine gemeinsame Sitzung der Geistlichen, kein Kränzchen brachte irgend eine Abwechselung in die Eintönigkeit des ländlichen Lebens. Jänisch hatte sich mehr als einmal für ein städtisches Amt gemeldet; aber so würdig er auch der Berücksichtigung war, seine Meldungen waren vergeblich geblieben. Auch seine Frau hatte den Mangel an Verkehr schwer empfunden; beinahe war ihr das Herz gebrochen und der Sinn verwirrt, ehe sie sich darin als in den Willen Gottes ergab. Ihr einziger Sohn — Töchter hatte sie nicht — war damals Gymnasiallehrer in Dresden. — Mit meinem Vorgänger hatte Jänisch kaum irgend einen Verkehr gehabt. Meine Erwählung begrüßte er mit besonderer Hoffnung. Er drückte diese Hoffnung in den Worten aus, die er mir aus dem Brief an den Philemon als Widmung einschrieb in Büchsels Erinnerungen aus dem Leben eines Landgeistlichen: Ja lieber Bruder, gönne mir, daß ich mich an dir ergötze in dem Herrn; erquicke mein Herz in dem Herrn. Daß diese seine Hoffnung sich erfüllte, war von dem größten Gewinn für mich. Es wurde für mich unverbrüchliche Gewohnheit, jeden Montag Nachmittag nach Altengamme hinüberzupilgern. Die Wedem — so heißt in altem Vierländer Plattdeutsch das Pfarrhaus — war schon damals baufällig. Als ich drei Jahrzehnte später mit einigen Mitgliedern des Hamburgischen Kirchenrats das Haus inspizierte

und wir bei dieser Gelegenheit auf den Boden kamen, gerieten wir in Angst, daß das Haus alsbald über uns zusammenstürzen könnte. So mußte ich dafür stimmen, es durch einen Neubau zu ersetzen. Aber das Herz tat mir dabei weh, denn die Stätte meiner schönsten Erinnerungen wurde damit beseitigt. Als ich, ein blutjunger Curslacker Pastor, montäglich in das alte Pfarrhaus kam, sah ich dort nichts als friedevolle Gemütlichkeit bei aller Einfachheit. Goldene Stunden waren es, die mir dort beschert waren. Alles, was im Amt vorkam, wurde durchgesprochen. Über alles wurde ich belehrt, und zwar nicht so, daß ich mich als Schüler fühlte, Jänisch blieb stets Amtsbruder. Seine Frau war unermüdlich, mir alles wiederzuerzählen, was mich in jener Zeit meines Fegefeuers ermutigen und erquicken konnte. Nach der Unterhaltung zu Dreien zogen der alte und der junge Pastor sich zu irgend einem Studium in Jänisch' Arbeitszimmer zurück. Doch lasen wir auch mit seiner Frau einiges, das sich auf schöne Literatur bezog. Erst am späten Abend trat ich meinen Heimweg an. Allen wohlgesinnten Curslackern war es recht, daß ich mich an Jänisch und Frau anschloß. Vorzüglich seine Frau war auch in der Curslacker Gemeinde mehr als beliebt, wahrhaft geliebt. Ein treuer alter Mann sagte mir einmal: „Wenn Frau Pastorin Jänisch eine Tochter hätte, so würde ich Ihnen den Rat geben: gehen Sie heute noch hin und nehmen Sie die zur Frau."

Daß Jänisch mich in der Kenntnis der Vierländer Sitten unterwies, so daß ich keinen Anstoß zu geben brauchte, war durchaus nicht das Wichtigste, das ich ihm verdankte. Viel wichtiger war, daß er mich von einem gefährlichen Irrweg zurückbrachte. Wer, wie ich, aus engen Verhält-

nissen sich emporzuarbeiten hat, ringt darnach, Herr zu werden über all das Neue, das ihm entgegentritt und zunächst ihm imponiert. Ich meinte, dadurch zur Herrschaft über den neuen Inhalt meines Lebens, besonders auch über die Menschen meiner Umgebung zu gelangen, daß ich überall auf die Fehler der Verhältnisse und der Menschen Acht gab; etwas tadeln, jemand kritisieren zu können, das schien mir der Beweis meiner Überlegenheit zu sein. Durch Jänisch und besonders durch seine Frau bin ich eines Besseren belehrt worden. Nie haben sie mir vorgeworfen, daß ich doch eigentlich unausstehlich war, indem ich alles mit dem Scheidewasser der Kritik untersuchte; sie haben mich nicht einmal getadelt, aber durch ihr gewinnendes Beispiel haben sie mir bewiesen, daß es etwas viel Größeres ist, an allen Verhältnissen und Menschen das Gute herauszufinden, als das Verkehrte oder Mangelhafte; daß man hierdurch die Herrschaft vor allem über sich selbst gewinnt und dann auch soviel Herrschaft über andere, als nötig und nützlich ist — selig sind die Sanftmütigen, denn sie werden das Erdreich besitzen! — Das Zweite, das ich ihm verdanke, ist die Liebe zur lutherischen Kirche. Wenn die Hallische Theologie irgend einen Einfluß auf mich ausübte, so mußte ich mich als Freund der Union fühlen, und daran hätte Tübingen nichts ändern können, auch wenn ich dort mehr Theologie getrieben hätte. Es hing auch wohl mit meiner Jugend zusammen, daß ich wenig Sinn ins Amt mitbrachte für das historisch Gegebene, Feststehende. Meine Unterhaltungen mit Jänisch wandelten mich um. In seiner theologischen Überzeugung war nichts Flüssiges und Flüchtiges, alles stand ruhig auf festem Grunde. Das war mein allgemeiner Eindruck, der mich dann auch bewog, im Ein-

zelnen mich seinen Anschauungen anzuschließen. Meine bisherige Unionsgesinnung wurde zur Zeit meiner Amtsführung in Curslack für immer begraben.

So fand ich junger Pastor damals in der Nachbargemeinde gleichsam ein Elternhaus, wie ich es in gleicher Weise nie gehabt hatte.

Noch in ein anderes, andersgeartetes Pfarrhaus in den Vierlanden kam ich manchmal. Mein Küster forderte mich nicht selten auf, am Sonntagnachmittag mit ihm Pastor Lüders in Kirchwärder zu besuchen, dessen älteste Tochter er heimgeführt hatte. Es war ein schöner Spaziergang im Sommer, der Weg von einer guten Stunde nach der Wedem von Kirchwärder, und das Ziel war auch schön. Pastor Lüders war ein ehrwürdiger Greis und seine Frau überaus fürsorglich; die Töchter erfüllten das Haus mit Leben, eine von ihnen, Elisabeth, sang gern zum Klavier, das war meines Küsters und meine Freude. So einfach und einsam das Pfarrhaus in Altengamme war, so schmuck und belebt war dasjenige in Kirchwärder. Der Hausvater wurde von seiner Hausgenossenschaft mit so viel zärtlicher Liebe behandelt, daß er stets den Eindruck eines sehr glücklichen Mannes machte. Sein Friede verließ ihn auch nicht in ernsten Stunden. Ich bin einigemale nach Kirchwärder gerufen worden, weil es mit dem alten Herrn zum Sterben gehe. Auch dann fand ich ihn vollkommen ergeben in Gottes Willen. Aber er erholte sich jedesmal rasch wieder, dank der Fürsorge der Seinen.

Einst war ich zugegen, als der alte Pastor Lüders den alten Pastor Jänisch besuchte. Sie kamen auf das kirchliche Leben in ihren Gemeinden zu sprechen; ich hörte, wie es meiner Jugend geziemte, aufmerksam zu. Jänisch

erhob eine trauervolle Klage über viele Schäden des geistlichen und moralischen Lebens, wider die er nun Jahrzehnte vergeblich gekämpft habe. Dagegen pries Lüders die Zustände Kirchwärders, die, wenn auch nicht völlig, so doch einigermaßen dem entsprächen, was er wünschen und erwarten könne. Die beiden alten Herren so reden zu hören, setzte mich in Erstaunen; denn mir war nicht unbekannt, daß es in kirchlicher Hinsicht besser in Altengamme stand als in Kirchwärder. Aber das Leben des Pastors in Kirchwärder war eben ein Idyll, wie man es in vergangenen Zeiten in den ländlichen Pfarrhäusern vorausgesetzt und manchmal auch gefunden hat. Es ist kein Nachteil unserer Gegenwart, daß diese idyllischen Zustände von dem scharfen Wind der kirchlichen und sozialen Kämpfe hinweggefegt sind.

Verhältnis zur ersten Gemeinde.

In der Nacht vor dem ersten Pfingstsonntag, den ich in meiner Gemeinde feierte, schlief ich noch unruhiger als sonst. Das hätte sich daraus erklären lassen, daß ich am Pfingstsonntag wie überhaupt an den ersten Feiertagen zweimal zu predigen hatte; und ich habe bereits anderswo erwähnt, daß ich in der Nacht vor einem Predigttage fast immer an beängstigenden Träumen litt. Aber diesmal schien noch irgend etwas anderes meinen Schlaf zu stören, denn mir war, als sei ein rätselhaftes Geräusch um das Haus her.

In frühster Stunde erhob ich mich, um die letzte Vorbereitung auf meine Predigten zu vollenden, und trat, um meinen heißen Kopf zu kühlen, in die Morgenfrische meines großen Gartens hinaus. Da sah ich, was das Geräusch in der Nacht verursacht hatte. Denn mein Haus war ringsumher mit grünen Büschen lieblich aufgemait. Und als ich in einen kleinen Pavillon im Garten eintrat, fand ich dort ein schönes Sitzkissen auf der Bank und Blumen auf dem Tisch, und in Lauben fand ich die ersten Erdbeeren, die ersten neuen Kartoffeln in den Vierlanden. Da ging mein Herz hoch von froher Dankbarkeit gegen die Unbekannten, die mir diese Pfingstfreude bereitet hatten.

Ich war es gewohnt, von meiner Gemeinde auf den Händen getragen zu werden. Damals habe ich wohl gedacht, es könne nicht anders sein — warum sollten Gemeinde und Pastor einander nicht lieb haben? Später habe ich darüber nachgedacht, wie sich die Liebe der Curslacker Gemeinde zu mir erklärte; und ich glaube sie auf folgende Weise motivieren zu müssen. Ich war der erste Pastor, den die Vertreter der Gemeinde gewählt hatten; früher hatte man diesen Gemeinden ihre Pastoren gesetzt. Die Curslacker hatten mich gewählt gegen den Rat des Seniors, gegen die Stimme des Amtsverwalters, aber unter sich einmütig. Nun sahen sie es als ihre Pflicht an, für mich einzutreten. Sie taten es auch den übrigen Landschaften gegenüber. Die vier Landschaften hatten eine jede ihren eigenen Lokalpatriotismus; in Curslack bezeichnete man Neuengamme, das nur durch einen schmalen Elbarm von Curslack getrennt war, als ein anderes Land. In diesem „andern Lande“ war kurz vorher ein neuer Pastor angestellt worden; die Curslacker glaubten vorzüglich diesen ihren nächsten Nachbaren gegenüber daran festhalten zu müssen, daß ihr Pastor der beste sei. Ging dies doch so weit, daß Tönnies Timmann, der nach Berlin gereist war und davon erzählte, was alles er dort gesehen und gehört habe, als er auf eine Predigt von Kögel zu sprechen kam, ganz treuherzig meinte, mit ihrem Prediger seien ja natürlich die Curslacker besser beraten als der Kaiser.

Die Zuneigung der Curslacker setzte mich in Stand, einige neue Einrichtungen zu treffen — nicht viele, aber die kurze Zeit meiner dortigen Amtsdauer reichte ja kaum, mich, den Neuling im geistlichen Amt, in die alten Obliegenheiten desselben einzuleben. Das Erntefest wurde da-

durch ausgezeichnet, daß die schönsten Früchte der reichgesegneten Landschaft auf den Altartisch gesetzt wurden, während zwei mächtige Garben vor demselben kaum Platz für mich ließen. Den Weihnachtsabend schlug ich vor durch einen Gottesdienst zu feiern, bei dem die Kirche durch die Lichter eines mächtigen Weihnachtsbaumes erhellt werden sollte. Man trug anfangs Bedenken, auf diesen Plan einzugehen; der heilige Abend hatte sich bisher von den übrigen Abenden des Jahres nur dadurch unterschieden, daß an ihm mehr gegessen wurde als je; man meinte, das würden die Leute sich nicht verkümmern lassen. Aber trotzdem entbrannte eine Art Begeisterung für meinen Vorschlag; man wetteiferte, schöne Weihnachtsbäume geschenkweise anzubieten; gewählt wurde einer, der auf dem — verpachteten — Pfarrlande gewachsen war, also, wie man halb scherzhaft sagte, in heiliger Erde; im Triumph wurde er durch die Landschaft gefahren, und als am Weihnachtsabend die Tür des hell erleuchteten Gotteshauses geöffnet wurde, füllte es sich in wenigen Minuten, und ich konnte der aufmerksamen Gemeinde darlegen, wie dieser Baum unser Loos darstelle — wie er aus der Winternacht in das Gotteshaus gebracht in hellem Licht strahle, so seien wir aus einem nächtlichen Dasein ohne Gott in die Gottesgemeinschaft versetzt und würden erleuchtet durch das Licht der Welt. Selbst Maßregeln der Kirchenzucht konnte ich, ohne an der Liebe der Gemeinde Einbuße zu erleiden, mit einer Schärfe durchsetzen, die ich jetzt nicht wagen wollte, denn — der Alte ist milder.

Niemand verachte deine Jugend, hatte der Senior bei meiner Ordination gesagt; ich selbst habe sie wohl zuweilen zu sehr außer Acht gelassen. Zwar daß ich einmal einen

Schulverächter selbständig ins Gefängnis geschickt habe, dazu bin ich durch den guten alten Amtsverwalter verleitet worden; ich erzähle es hier, um an einem Beispiel zu zeigen, wie patriarchalisch unsere Verhältnisse waren. Ich hatte einen Mann aus der Gemeinde, der seinen Sohn beharrlich die Schule hatte versäumen lassen, ordnungsmäßig bei dem Amtsverwalter zur Anzeige gebracht. Der Angeklagte erschien darauf bei mir und vermeldete: „Ich soll grüßen von unserm Herrn Amtsverwalter, und was Herr Pastor mir auflegt, das soll ich leiden." Ich verwunderte mich zwar höchlichst über die mir eingeräumte strafrichterliche Kompetenz, wollte mich aber meiner Aufgabe gewachsen zeigen und erklärte mit tiefernstem Gesicht: „Das geht denn diesmal nicht anders, ich kann Ihnen nur die Wahl lassen zwischen einem Taler Strafe und einem Tag Gefängnis." Worauf der Mann erwiderte: „Wenn Herr Pastor denn so gut sein möchte und mich zu einem Tag Gefängnis verdonnern wollte, so würde mir das ganz recht sein." Denn er sagte sich, daß er an einem Tage Freiheit schwerlich einen Taler verdienen könnte, und zog auch die freie Kost, welche er als Gefangener haben würde, in Betracht. Ich verurteilte ihn also in erster und letzter Instanz zu einem Tage Gefängnis, stellte ihm übrigens anheim, wann er diesen seinen Tag in Bergedorf absitzen wolle. Etwas unangenehme Empfindung hatte ich freilich dabei, einen meiner Mitmenschen, ja meiner Gemeindeglieder für einen Tag seiner Freiheit beraubt zu haben. Es traf sich aber, daß ich dem Verurteilten am Morgen des Tages begegnete, den er sich für seine Gefangenschaft erwählt hatte; er hatte eine Mütze aufgesetzt und trug schonsam in ein geblümtes Taschentuch eingeschlagen den Zylinder, den er beim Einzug in den Kerker

tragen wollte, denn die gute Sache sollte auch ein gutes Ansehen haben; fröhlich grüßte er mich und kündigte mir an: „Nun gehe ich ins Loch!“ Da beruhigten sich meine Gewissensbisse, der Mann war völlig zufrieden — was kann man von einem Verurteilten mehr verlangen?

Schwerer fiel ins Gewicht eine andere Überschreitung meiner Befugnisse. Hergebrachter Weise wurden die Kinder, wenn sie nicht etwa krank waren, im Hause des Pastors getauft; bei der Taufe waren nur die Gevattern gegenwärtig, die Eltern trafen inzwischen die Vorbereitung zur häuslichen Nachfeier der heiligen Handlung. Damals war noch mit der Taufe die Namengebung verbunden. Einst wurde mir ein Kind mit dem Bemerken ins Haus gebracht, es solle Erna getauft werden. „Erna?“ rief ich aus; „wie ist es möglich, in den Vierlanden Mädchen mit einem solchen Namen zu versehen! Wir haben hier andere, viel schönere Namen, zum Beispiel Alcke, Ancke, Becke, Gesche; wer nicht Geschmack genug hat, diese echten Vierländer Namen zu wählen, für den bleiben noch andere gute; genug, ich werde das Kind nicht Erna, sondern vielmehr Anna nennen.“ Und so geschah es, und der wahrscheinlich in Romanen wohlbelesene Vater vernahm hernach zu seinem Kummer, daß sein Kind keine Erna, sondern eine Anna geworden sei. Tags darauf kam er zornig zu mir; ich erklärte ihm, wenn er auf eine nachträgliche Änderung des Namens bestehe, müsse er sich an den Amtsverwalter wenden. „Das ist doch wohl noch nicht die rechte Stelle,“ erwiderte er, „ich werde sogleich an den Hamburger Senat gehen.“ Er ging aber in Wirklichkeit an die Reform, eine fortschrittliche Tageszeitung, und in der Reform wurde dieser Fall „pfäffischer Herrschsucht“ gehörig vorgenommen, was zur Folge

hatte, daß ich allerlei anonyme Zuschriften erhielt, unter anderen einen Ausschnitt aus einer Zeitung, der erzählte, ein Buchdrucker in Amerika habe sein erstes Kind Initium (Anfang), sein zweites Finis (Ende), sein drittes Appendix (Anhaug), sein viertes Addendum (Zusatz), sein fünftes Erratum (Druckfehler) genannt; auch keine Kalendernamen! hatte der Einsender hinzugeschrieben. Ich wartete ein Vierteljahr; sodann ging ich selbst zum Amtsverwalter und bat ihn um ein Dekret, das mich befugte, meine Übereilung wieder gut zu machen. Der Vater des Kindes überbrachte es mir, und so wurde aus seiner Anna doch noch eine Erna.

Daß die Gemeinde und ich fest zusammenhielten, dazu trug ein gut Teil auch die Zeit bei, in der ich ihr zu dienen hatte. Es war die Zeit des deutsch-französischen Krieges. In meine stille Landgemeinde, wie in jede Gemeinde des deutschen Volks, wirkten die furchtbaren Erschütterungen der Jahre 1870 und 71 hinein. Auch wir haben zu Anfang des Krieges Bußtag gehalten, auch aus unserer Mitte zogen einige junge Männer mit hinaus, von denen einer nicht zurückkehrte, auch wir gedachten der gewaltigen Schlachten in unsern Gottesdiensten, und als die Nachricht vom Friedensschluß kam, schickte ich zuerst einen Boten nach dem Städtchen Bergedorf, um sicher zu sein, daß sie nicht verfrüht sei, als aber der Bote mit der Bestätigung der Friedensbotschaft zurückkehrte, ließ ich, obgleich schon die Nacht hereingebrochen war, die Glocken läuten, und alsbald antworteten die Glocken von Altengamme. Mancher, der schon die Ruhe aufgesucht hatte, fuhr empor, zuerst erschrocken, weil man das Sturmläuten in Veranlassung einer Feuersbrunst zu hören glaubte, sodann hocherfreut, und trotz der späten Stunde begann in der Umgebung der Kirche

ein frohes Leben. Später haben wir das Friedensfest gefeiert und unsere Friedenseiche gepflanzt. Am Vorabend des Festes war ich mit dem Landvogt bis zum Dunkelwerden auf dem Festplatze, wo alles bei den Vorbereitungen fleißig Hand anlegte. Als darnach der alte Landvogt nach Hause zurückgekehrt war, hörte er, daß soeben seine Tochter von einem Stege in die Dove Elbe gestürzt und ertrunken sei. Noch an demselben Abend spät erhielt ich die Nachricht und machte mich sofort zusammen mit dem Küster auf den Weg, um dem tief bekümmerten Vater Worte des Trostes zu sagen. Da saß er, wie es sich nach dem Herkommen geziemte, neben dem mächtigen Kachelofen auf seinem Stuhl in voller Selbstbeherrschung, nur ein dumpfes Stöhnen verriet zuweilen seinen Schmerz. Das warf auf unser Friedensfest einen tiefen Schatten.

So bin ich in Freud und Leid mit der Gemeinde Curslack zusammengewachsen, als mit der ersten Braut meiner Seele, und unser Zusammenhang währt fort bis auf den heutigen Tag, weshalb von dieser Gemeinde in den folgenden Abschnitten noch wiederholt wird die Rede sein müssen.

Erste Wahl nach Hamburg.

Der alte würdige Pastor von Ahsen zu St. Michaelis in Hamburg trug sich mit Gedanken an eine sommerliche Reise, konnte aber nicht recht zum Entschluß kommen, wohin er reisen wollte. Einstweilen benutzte der fleißige Greis ein paar Mußestunden, um aus der heiligen Schrift sich Worte auszuwählen, die von Tod und ewigem Leben handelten; er gedachte sie bei Leichenreden zu benutzen. Dann schickt er sich an, seinen Schwiegersohn Sengelmann in Alsterdorf zu besuchen, und besteigt zu diesem Zweck ein Alsterdampfboot, in dessen innerem Raum er sich behaglich hinsetzt. Es war eine Frau auf dem Schiff, die einst von ihm getraut worden war; er hatte sie nicht bemerkt, sie aber hatte ihn alsbald erkannt und freute sich an seiner ehrwürdigen Gestalt, die er selbst scherzhaft zu rühmen pflegte: Vom Scheitel bis zur Sohle ist kein Fehl an mir. Während die Frau den Blick liebender Ehrfurcht auf ihm ruhen läßt, schläft der Greis ein und entschläft.

Unter großer Beteiligung der Gemeinde war er bestattet worden; selbst die Juden aus den Elbstraßen hatten seinem

Sarg das Geleite gegeben bis zur Kirchtür. Nun sollte seine Stelle wieder besetzt werden. Einige Kirchenvorsteher dachten an mich, weil man gehört hatte, daß ich zu meiner Gemeinde in einem guten Verhältnisse stünde. Sie kamen hinaus nach Curslack, um mich predigen zu hören; es wäre ihnen beinahe übel ergangen, denn die Curslacker waren ungehalten bei dem Gedanken, daß die Hamburger Herren mich wegholen wollten. Die tonangebenden Männer des Kirchenvorstandes zu St. Michaelis wollten jedoch von mir noch nichts wissen.

Mir lag es fern, mich für die Vakanz an St. Michaelis zu melden. Denn Sengelmann hatte widrige Erfahrungen gemacht, die mir geradezu Furcht vor einem Pfarramt an St. Michaelis einflößten. Auch fühlte ich mich zufrieden und glücklich in meinen einfachen ländlichen Verhältnissen. Aber jene Kirchenvorsteher, die sich von dem Wunsch der Curslacker, mich zu behalten, hatten überzeugen müssen, brachten mich auf den Wahlaufsatz, ohne daß ich mich gemeldet hatte. Als ich das erfuhr, ging ich zu meinem väterlichen Freunde Jänisch, um mit ihm darüber zu sprechen. Ihm tat es persönlich weh, mich zu verlieren, dennoch sagte er: „Lassen Sie es sich gefallen!“ Aber ich sah im Auge seiner Frau Tränen, die sie umsonst zu verbergen suchte. Da entschloß ich mich, in Hamburg die Streichung meines Namens von der Wahlliste zu verlangen.

Ich fuhr nach Hamburg und suchte einen jener Kirchenvorsteher auf, die für mich eingetreten waren, den frommen alten Möhring. Er sagte mir, gerade an demselben Tage sei der Aufsatz derer gemacht worden, die eine Wahlpredigt halten sollten, und ich sei unter diesen. Nun müsse man allerdings meinen Namen streichen, wenn ich es verlange;

er fordere mich aber auf, zu bedenken, daß ich damit vielleicht über meine ganze Zukunft entscheiden würde; ob ich sicher sei, es nie zu bereuen, daß ich mich gewaltsam an Curslack festgeklammert hätte? Übrigens sei meine Erwählung selbstverständlich nichts weniger als gewiß; doch würde ich mich durch eine Wahlpredigt bei den Hamburgern wieder einmal ins Gedächtnis bringen. Diese Vorstellungen des trefflichen Mannes machten auf mich Eindruck. Ich beschloß, eine Wahlpredigt zu halten.

Als ich sie geschrieben hatte, ging ich nach Altengamme und las sie Jänisch und seiner Frau vor. Die Predigten, die ich regelmäßiger Weise in Curslack gehalten habe, standen hernach bei mir selbst so wenig in Ansehen, daß ich mit ihnen getan habe, was der Senior Rehhoff mit meiner Examenpredigt tun wollte — daß ich sie ins Feuer gesteckt habe. Aber bei meiner Wahlpredigt für St. Michaelis ist mir wohl besondere Hülfe von Oben zu Teil geworden. Jänisch erklärte mir kurzweg: „Auf diese Predigt hin werden Sie gewählt." Und als ich sie gehalten hatte, fragte Rehhoff mich, wann ich das neue Amt würde antreten können? Und ich wurde gewählt.

Dann kam der Abschied von Curslack. Eine Frau dieser Gemeinde sagte zu der Frau Pastorin Jänisch: „Wenn er gewußt hätte, wie lieb wir ihn haben, wäre er doch bei uns geblieben. Wenn er spät Abends von Altengamme zurückkam, stand mein Mann auf und sah ihm nach und wünschte ihm Gottes Segen." Meine alte treue Freundin Frau Becke Burmester war vor der Wahl nach Hamburg gereist und mehrere Male um die große St. Michaelis-Kirche herumgegangen und hatte sich dann weinend auf die Stufen vor dem Portal niedergesetzt. Aber es hilft nichts,

hatte sie sich gesagt, daß wir versuchen, ihn für uns loszubitten; denn wenn sie merken, wie gern wir ihn behalten, dann wollen sie ihn erst recht.

Aber am Tage meiner Einführung in mein neues Amt wollten meine Getreuen doch nicht fehlen. Sie kamen in nicht geringer Zahl.

Ich war sehr glücklich, daß in Curslack ein trefflicher Mann mein Nachfolger wurde. Er blieb nicht lange, aber auch sein Nachfolger wirkte in gleichem Geiste, und nach dessen frühem Tode nicht minder der jetzige Pastor in Curslack, mein Freund Töner.

Übrigens bin ich nicht ganz von Curslack geschieden. Bei der Restauration der Kirche hat man am Deckel der Kanzel meinen von Künstlerhand in treuer Ähnlichkeit geschnitzten Kopf angebracht. Ich sehe nieder auf die Treppe, die ich so oft mit Bangigkeit emporgestiegen bin, und auf meine Nachfolger.

Meine erste Amtsführung in Hamburg.

Fünfzigmal größer als Curslack war die Gemeinde, in deren Dienst ich am Epiphanienfest 1872 eingeführt wurde; achtzehntausend Einladungskarten hatte ich zu meiner Einführung auszuschicken, da ich nicht, wie bisher Sitte, länger als eine Woche in der Gemeinde herumfahren und durch einen Diener in jeder Familie wollte anfragen lassen, ob sie meinen Besuch anzunehmen willens sei. Selbstverständlich, so bemerke ich für nicht hamburgische Leser, war ich nicht der einzige Pastor dieser übergroßen Gemeinde, vielmehr wirkten in ihr ein Hauptpastor und drei Pastoren außer mir. Das Amt des Hauptpastors und dasjenige der Pastoren unterschieden sich dadurch, daß dem Hauptpastor vorzüglich die Predigt, besonders die Hauptpredigt zustand, den Pastoren der Vollzug der Amtshandlungen.

Zu meinem Vorteil hatten meine Spezialkollegen die amtsbrüderliche Einrichtung getroffen, mir außer der mir zunächst zufallenden Abendpredigt am Mittwoch die Vertretung des Hauptpastors, der in seinem Alter nicht mehr allsonntäglich predigte, an jedem zweiten Sonntag zuzuwei-

sen. Dies machte mich nicht allein bei dem kirchlichen Teil der Gemeinde bekannt, sondern nötigte mich auch, einen besondern Fleiß auf meine Predigten zu verwenden. Eine hohe Aufgabe — und eine solche war es für mich, daß ich alle vierzehn Tage die Hauptpredigt zu halten hatte — ist stets eine edle Gabe. Ich glaube sagen zu dürfen, daß die Besserung meiner Predigtweise, von der die Wahlpredigt zeugte, anhielt bei meiner Antrittspredigt; als sie herkömmlicherweise gedruckt war, wurde sie schnell ausverkauft, und der Druck mußte wiederholt werden; ja die Besserung wirkte nach bei den folgenden Predigten. Auch als die Reihe meiner Hauptpredigten aufhörte und ich im Seemannshause für die Seeleute zu predigen hatte, kamen zwar so gut wie keine Seeleute, aber sonst doch zahlreiche Zuhörer, so daß der freilich nicht sehr geräumige Saal sie nicht fassen konnte und ein gut Teil der Zuhörerschaft draußen stand oder auf den Treppen saß. Das störte die Hausordnung, und fortan wurde, wenn der Saal gefüllt war, unten an der Haustür verkündigt, es könne niemand mehr zugelassen werden, alles sei besetzt. Im folgenden Winter hielt ich am Nachmittag Predigten in der großen Kirche, die besonders für die Konfirmanden und ihre Angehörigen bestimmt waren; das war der Anfang der Konfirmandengottesdienste, die noch heute gehalten werden. Ein besonderes Plätzchen nehmen in meiner Erinnerung die Predigten ein, die ich vor Auswanderern hielt. Sie wurden durch den Auswanderermissionar und seine Gehilfen in später Abendstunde durch die versuchungsreichen Straßen der ihnen unbekannten Großstadt zusammengebracht, eine mitleiderregende Gemeinde, arm an allem, nur reich an Hoffnungen für die Welt jenseits des Ozeans. Der Predigt lausch-

ten sie mit großer Andacht, ja Rührung; viele waren nachher bereit, das heilige Abendmahl zu nehmen; dann schieden wir, die wir für eine Stunde einander so herzlich nahe gekommen waren, auf Nimmerwiedersehen.

Aber der Schwerpunkt der Tätigkeit eines Pastors im Unterschied vom Hauptpastor lag im Vollzug der Amtshandlungen. Dieser Vollzug wich damals mehrfach ab von dem, der jetzt, nach mehr als dreißig Jahren, Sitte geworden ist. Alle Taufhandlungen und die meisten Trauungen wurden in den Wohnungen der Betreffenden vorgenommen. Da nun, weil die Bevölkerung des St. Michaelis-Kirchspiels größtenteils nicht wohlhabend ist, die meisten dieser Amtshandlungen am Sonntagnachmittag gewünscht wurden, so war ein einigermaßen beliebter Pastor am Sonntagnachmittag ein abgejagter Mann — denn jede Familie des Kirchspiels konnte unter den Pastoren frei den wählen, von dem sie die Taufe oder Trauung vollzogen zu haben wünschte. Mein Kollege Ritter wurde infolge seines frischen, fröhlichen, in gutem Sinn populären Auftretens bei weitem am meisten gewünscht; aber auch ich hatte an gewöhnlichen Sonntagnachmittagen etwa zwölf Taufen und Trauungen zu vollziehen, und diese Zahl stieg zuweilen auf das doppelte. Manche Pastoren waren, keineswegs nur deshalb, weil ihnen die Last der Arbeit zu groß wurde, gegen den Vollzug der Taufen und Trauungen in den Wohnungen eingenommen; vorzüglich weil diese geistliche Praxis ihm verwerflich erschien, hatte Sengelmann sein Amt an St. Michaelis niedergelegt. Mir erschien es doch als förderlich, daß man Gottes Wort in die Wohnungen der Leute hineinbringen konnte. Freilich war man dabei auch wohl Anfechtungen ausgesetzt. Es war noch vor der Einführung der Zivil-

standsgesetzgebung. Wenn später diejenigen, die in ihrer unkirchlichen Gesinnung so weit gingen, Taufe oder Trauung zu verwerfen, diese kirchlichen Akte einfach unterließen, so wurden dieselben damals auch von solchen verlangt, die für ihre religiöse Bedeutung weder Verständnis noch Empfindung hatten. Zwar existierte in Hamburg die fakultative Zivilehe, aber diese wurde doch nur von ganz ausgesprochenen Gegnern des Christentums oder von solchen gewählt, deren Trauung zu vollziehen die Geistlichen sich weigern mußten. Mir begegnete es am zweiten Sonntag meiner Amtsführung in der St. Michaelis-Gemeinde, daß bei Vollzug einer Trauung den Anwesenden der zum mindesten erforderliche Ernst fehlte. Sowie ich dies merkte, unterbrach ich die Handlung, schwieg längere Zeit und erklärte, daß ich, sobald ich irgend etwas Ungeziemendes wahrnehmen würde, die Wohnung verlassen müßte, ohne die Trauung vollzogen zu haben. Dies mein Auftreten schützte mich für die Zukunft, da es viel besprochen wurde. Nicht selten ist es mir übrigens begegnet, daß ich, wenn ich in den Kreis der versammelten Gesellschaft zuerst eintrat, die Empfindung hatte, nicht nur in völlig fremder, sondern geradezu in feindseliger Umgebung zu sein; aber wenn ich meines Amtes gewartet hatte, wenn ich dann noch etwa zehn Minuten mit den Leuten mich unterhalten hatte, wenn ich besonders die Kinder zu mir gerufen und sie nach Namen und Alter, auch wohl nach ihrem Schulbesuch gefragt hatte, nahm ich endlich Abschied mit dem Eindruck, mich unter guten Freunden wohlgefühlt zu haben.

Ich will eingestehen, daß die körperliche und besonders die geistige Frische bei einem Dutzend von Amtshandlungen oft nicht mehr ausreichte, sodaß ich es geradezu willkommen

hieß, wenn bei der sechsten oder siebenten nicht alles glatt abging, vielmehr dies oder jenes mir in den Weg trat, das mich etwas erregte und dadurch meine Kräfte wieder anspornte. Ja, es war auch, wie man heutzutage sagt, das Milieu des Aktes oft so miserabel, daß, wenn ich es mir wieder vergegenwärtige, es mir doch als Fortschritt erscheint, wenn jetzt die in Rede stehenden Handlungen zu einem großen Teil in der Kirche oder im Hause des Pastors vorgenommen werden. Ich erinnere mich an die Taufe eines Kindes in einem der ärmsten Höfe unseres Kirchspiels. Es war in einer Bude, also einem Gelaß zu ebener Erde ohne Holzfußboden. Eigentliche Mobilien gab es hier nicht, das nötigste hatte man nicht ohne eine gewisse Erfindungsgabe ersetzt. So war ein Besenstiel in die Lehmerde hineingerammt und ein Brett obenaufgenagelt worden — das war der Tisch. Eine Holzkiste, die offenbar zuweilen als Kohleneimer gedient hatte, wurde für ein zweijähriges Kind als Laufkorb oder Wagen benutzt. Eine Bank, deren Hälfte gelegentlich als Feuerung verwandt sein konnte, diente, indem das abgebrochene Ende auf den kleinen Kanonenofen gelegt war, als Sopha. Die Eltern, noch ganz junge Leute, durchaus gesund und erwerbsfähig, sahen glücklich genug drein; sie hätten gewiß einen besseren Hausrat haben können, aber sie zogen einem derartigen Besitz andere Annehmlichkeiten ihres Lebens vor. Der eine Gevatter hatte auf dem eben erwähnten Sopha Platz genommen; ihm war nicht wohl zuzumuten, Gevatter zu stehen, wie der technische Ausdruck lautet, denn er hatte nur ein einziges Bein, und das künstliche Bein, dessen er sich sonst bediente, hatte er zu seiner Erleichterung abgeschnallt. Sonst war gerade dieser Herr die Zierde der Gesellschaft; denn während die

übrigen Anwesenden mit ihrer Toilette nicht eben glänzten, trug er einen blauen Frack mit goldenen Knöpfen, und aus seiner Brokatweste blühte ein Jabot hervor; ich irre wohl nicht in der Annahme, daß er sich für die Feier einen Theateranzug geliehen hatte. Ich tat, was meines Amtes war, und wurde sodann gastlich eingeladen, mit der Gesellschaft aus dem einzigen Weinglas zu trinken, über das der Haushalt verfügte, doch leistete ich darauf Verzicht und verabschiedete mich bald. Ich sehe noch den Blick, mit dem der Vater des Kindes mir zum Abschied die Hand reichte — dies war in solchen Schichten der Bevölkerung der Moment, wo dem Pastor die sogenannte Gebühr verabfolgt wurde —; er drückte mir ein Päckchen in die Hand und blickte mich dabei an voll Dankbarkeit, mit einem innigen Flehen, seine Gabe nicht zurückzuweisen, mit der hartnäckigen Versicherung, wenn seine Gabe auch verhältnismäßig hoch sei, so hätte ich sie doch verdient — das alles lag in seinem Blick, und daneben noch ein ganz kleinwenig schalkhafte Freude. Ich ging; und als ich hernach das Resultat seines Händedrucks untersuchte, war es eine ganze Zeitung, kunstvoll fest zusammengelegt, aber etwas anderes war es nicht als die Zeitung.

Das war lachendes, um nicht zu sagen hohnlachendes Elend. Ich schließe diese Schilderung mit einer Szene anderer Art. Ein Ehepaar war mit einem neugeborenen Kind und einem etwa vierjährigen Knaben von Amerika herübergekommen und in einem kleinen Gasthof im Hafen eingekehrt. Die Leute wollten nach dem Süden Deutschlands weiterreisen, zuvor aber das Kleine taufen lassen. Sie erkundigten sich also bei dem Wirt, was zur Taufe notwendig sei. „Etwas Konfekt“, sagte er, „und ein Pastor.“

„Wieviel Konfekt?“ fragte der Fremde. „Nun, für Sie und Ihre Frau und den Jungen und den Pastor je ein Stück, sind zusammen vier Stücke.“ Er gab also den Auftrag, vier Stücke Konfekt zu besorgen und den Pastor. Die Wahl des Pastors fiel auf mich. Auf einem kleinen Tisch stand eine Waschschüssel und der Teller mit den vier Stücken Konfekt; der langbärtige Vater hielt sein Kind zur Taufe, denn von Gevattern hatte der Wirt nichts gesagt. Ich sprach über das Wort: Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir. Die noch sehr schwache Mutter fing an zu schluchzen, dem Vater rann eine Träne nach der andern in den Bart; ungerührt blieb nur der Vierjährige, sein Sinn stand nach etwas ganz anderem als nach meiner Rede oder nach dem, was mit dem Schwesterchen geschehen sollte — er schlich herzu und nahm sich das Stück Konfekt, das ihm zukam; doch der Appetit kommt beim Essen, er nahm auch das zweite Stück, trotz der mißbilligenden Blicke seines Vaters, und das dritte, und endlich das vierte; so waren wir beide zugleich fertig, er mit dem Konfekt, ich mit dem, was ich zu tun hatte, bei den Eltern aber kämpften Rührung und Ärger miteinander — ich bin doch auch ohne Konfekt noch gern bei ihnen geblieben und habe mich mit ihnen gut verstanden.

Solche und ähnliche Erlebnisse brachte fast jeder Sonntag. Am Abend nach vollendetem Tagewerk schüttete ich den Sack meiner Erfahrungen bei meinem Kollegen Bertheau und seiner jungen Frau aus oder auch bei jener meiner treuen mütterlichen Freundin, Frau Dr. Schaedtler, der Schwester unseres Kirchspielsherrn Senator Dr. Kunhardt. Denn sie lud mich wohl nach schweren Arbeitstagen ein, um mich auch körperlich zu erquicken, und tischte mir einmal herrliche

Austern auf — aber soweit war ich damals noch nicht gestiegen, Austern verzehren zu können, diese Bildungsstufe erreichte ich erst in Kiel; ich erkannte ihren guten Willen dankbar an, bat aber um Entschuldigung für meine Unfähigkeit, ihn für mich auszunutzen.

Jene Jahre waren wohl die letzten, in denen eine bis dahin in Hamburg erhaltene Beichtpraxis geübt wurde, nämlich die Privatbeichte. Jeder Pastor hatte in der Kirche seinen eigenen Beichtstuhl und konnte an jedem Sonnabendmittag in demselben aufgesucht werden, sicher geschah das in der stillen Woche; dann kamen Einzelne oder Familien in den Beichtstuhl, die Rede konnte auf ihre besonderen Bedürfnisse eingehen, die Beichtkinder konnten ihre Beichte selbst sprechen, und ich vergesse nicht, wie ein alter Offizier, der lange in Ostindien gedient hatte, regelmäßig selbst in freigewählten Worten über seinen Seelenzustand sich aussprach, stehend, mit niedergeschlagenen Augen, wie einst der Zöllner im Tempel. Diese Privatbeichten dauerten in der stillen Woche zuweilen einige Stunden; am Charfreitagnachmittag fanden sie während des Gemeindegottesdienstes statt; da die Beichtstühle inmitten der Kirche angebracht waren, scholl Gesang und Predigt in sie hinein, und das Aus- und Eingehen der Beichtenden mußte für den Gottesdienst störend sein. Ich bedauere doch, daß die Privatbeichte jetzt völlig aufgehört hat; mit ihr ist ein Stück echter Seelsorge in Wegfall gekommen. Die stille Woche war überhaupt so sehr besetzt mit amtlichen Verrichtungen, daß ein ordentlicher Pastor ganz in diese aufging. Das war eine herrliche Zeit; dann dachte ich auch nicht einmal mehr an die Zeitung.

Anders und zwar besser geworden ist es in einem

Menschenalter mit der Fürsorge für die Konfirmanden. Schon mit ihrer Anmeldung. Damals war es (außer in der entschieden kirchlichen oder in der gebildeten Bevölkerung) ein Ausnahmefall, wenn Eltern ihr Kind bei dem Pastor zur Konfirmation anmeldeten. Die Konfirmanden meldeten sich selber an, ja sie entschieden auch selbst über die Wahl des Pastors, der sie einsegnen sollte, und die meisten ließen sich leiten von dem Gesichtspunkt, bei wem man am wenigsten auswendigzulernen habe, wenn sie nicht einfach sich von dem breiten Strom ihrer Genossen treiben ließen. Die Pastoren standen der Überzahl der Meldungen ziemlich machtlos gegenüber. Mein Kollege Ritter, der damals von meinen Spezialkollegen die größte Zahl der Konfirmanden hatte, versuchte bei einem Volksschullehrer dahin vorstellig zn werden, daß er auf seine Schüler einwirken möge, damit sie sich wenigstens zum Teil bei mir anmeldeten. Der Lehrer erzählte mir davon, fügte aber hinzu: „Das nutzt ihm nichts, Ritter kriegt den ganzen Brassen." Und es war so; am Morgen des ersten Tages kam die Sturmflut der Konfirmanden dahergebraust, um sich in sein Haus zu ergießen. Nur einer schlug sich seitwärts von der Menge zu mir. Er glaubte es sich und mir schuldig zu sein, sich bei mir anzumelden. Er hieß nämlich auch Behrmann. Immerhin hatte ich das erste — und einzige — Mal, daß ich in meiner damaligen Amtsführung konfirmierte, die ansehnliche Zahl von etwa hundertundzwanzig Knaben und Mädchen zu unterrichten und einzusegnen. Was für eine kirchliche Festwoche war aber die Konfirmationswoche! An vier Wochentagen fand die Konfirmation in feierlichen Gottesdiensten statt; die große Kirche war gewöhnlich ganz gefüllt; die Einsegnung geschah jedesmal

unter Assistenz von wenigstens zwei Kollegen dessen, der seine Konfirmanden unter die vollberechtigten Gemeindeglieder aufnahm; bei meinem Kollegen Ritter rasselten die Wagen stundenlang vorher zur Kirche. Nichts war damals populärer als diese Feiern; wieviel geistlichen Sinn und religiösen Wert diese Popularität hatte, das will ich nicht weiter untersuchen.

Wenn ich jahraus jahrein in diesem Amt verblieben wäre und die Zahl meiner Amtshandlungen sich allmählich gesteigert hätte, so wäre ich vielleicht ganz in ihnen aufgegangen und den wissenschaftlichen Neigungen früherer Jahre auf immer untreu geworden. Damals kam es noch nicht so weit. Ich hatte mit dem trefflichen Oberküster, dem Kandidaten des Predigtamts Stöter, und mit meinem Kollegen Kreibohm allwöchentlich eine Art wissenschaftlichen Abends; wir lasen die Schriften der apostolischen Väter und einige Schriften Tertullians. Ich schrieb sogar eine kirchliche Streitschrift zur Verteidigung eines mit Unrecht angegriffenen gleichaltrigen Amtsbruders — aber von meinen kirchlichen Streitigkeiten soll in diesem friedlichen Buch nicht die Rede sein. Das Wichtigste ist, daß ich nicht lange in meinem Amt zu St. Michaelis verblieb. Der Propst und Hauptpastor zu St. Nicolai in Kiel, Jensen, war Generalsuperintendent in Holstein geworden; sein Pfarramt sollte wieder besetzt werden. Ich erhielt einen anonymen Brief aus Kiel, der mich aufforderte, mich um dies Amt zu bewerben; „ich bitte Gott“, so hieß es in dem Brief, „daß er Sie von dieser Bitte, die eine unbekannte Hand Ihnen ans Herz legt, nicht wieder loskommen läßt, bis Sie sich zu dem Pfarramt an St. Nicolai in Kiel gemeldet haben.“ Ich tat, was man mit anonymen Briefen zu tun hat, ich ließ den Brief unbeachtet. Gelegentlich ersah ich aus den Zeitungen, daß

man für die Kieler Vakanz einen Wahlaufsatz gebildet hatte und daß Wahlpredigten gehalten worden seien; dann hörte ich nichts weiter von der Sache. Ich hielt die Vakanz für besetzt. — Da hatte ich eines Sonntags die Frühpredigt gehalten und darauf Rehhoffs Hauptpredigt besucht; in der Sakristei sagte er mir: „Mommsen und Jensen sind heute in Ihrer Frühpredigt gewesen.“ Ich kannte die genannten Herren nicht. „Nun, der Konsistorialpräsident und der Generalsuperintendent aus Kiel.“ „Wie gut“, sagte ich, „daß so hohe Herren sich so früh erbauen wollen.“ „Ja“, erwiderte Rehhoff, „sie wollen Sie nach Kiel haben.“ „Aber daran ist nicht zu denken“, antwortete ich, „ich bin ja Hamburger!“ „Schieben Sie das nur nicht so schnell zur Seite“, sagte Rehhoff, „das ist ernstlich zu überlegen.“

Wirklich kamen hernach die beiden Herren zu mir und boten mir die Kieler Pfarrstelle an. Einiges sprach in mir ernstlich dagegen; ich hatte große Bedenken, Hamburg zu verlassen. Aber nun stieg vor mir die Aussicht auf, mein Lebenlang auf eine vielleicht noch immer wachsende Fülle von Taufen, Trauungen, Konfirmandenstunden alle meine Zeit und Kraft verwenden zu müssen und so früh schon eingesargt zu werden in stets gleichartige Stückarbeit. Ja, wenn Gott das von mir verlangte — aber wenn er mir einen andern Weg zeigte, warum sollte ich mich wehren ihn zu gehen? Das Ende meiner Erwägungen war nach einigen Tagen, daß ich mich bereit erklärte, in das Kieler Amt einzutreten, und wiederum nach einigen Tagen hatte ich meine Berufung in Händen. Als ich aber zuletzt im Kirchenvorstand zu St. Michaelis erschien, überraschte mich Bürgermeister Weber mit einer sehr gütigen Ansprache, an deren Schluß er bedeutungsvoll mir zurief: „Auf Wiedersehen!“

Epilog.

Aus der Zeit der ersten Liebe — der geneigte Leser wird längst verstanden haben, weshalb dies dritte Buch meiner Erinnerungen diese Überschrift trägt, auch wenn er sie im Anfang mißverstanden hätte. Aus der Zeit der frischen Begeisterung für die beiden ersten geistlichen Ämter, die ich nur so kurze Zeit verwaltet habe, daß diese Begeisterung nicht durch Enttäuschungen abgekühlt werden konnte, wollte ich hier erzählen. Wenn aber jemand diese Überschrift mißverstanden haben sollte, so soll auch sein Mißverständnis hier zu seinem Recht kommen.

Mein Hauswesen war in Hamburg geblieben, wie es in Curslack gewesen war. Dieselbe Frau führte es, ihre Söhne lebten noch immer in meinem Hause, obgleich ich sie inzwischen konfirmiert hatte, worauf der eine in die Kaufmannslehre, der andere, der Theologie zu studieren gedachte, in das Johanneum eingetreten war. Ich fühlte kein Bedürfnis, mich zu verändern; es konnte mit meinem Hauswesen so bleiben, wie es war. Da kam die Veränderung über mich gegen meinen Willen. Es ist mir nicht leicht,

davon zu schreiben; die Scheu, meine eigensten Erlebnisse jedermann mitzuteilen, drängt sich mir begreiflicher Weise nirgendwo so sehr auf wie hier. Aber ich erinnere mich daran, daß ich einmal auf der Wartburg bei Gelegenheit der Eisenacher Kirchenkonferenz den zu ihr versammelten Kirchenfürsten und besonders den Kirchenfürstinnen von meiner Verlobung erzählt habe; nun mag das dort Erzählte auch hier Platz finden.

Eine meiner Schülerinnen war mir ans Herz gewachsen durch die Treue ihrer Hingebung an meinen Unterricht. Aber mit ihren Eltern, mit ihren häuslichen Verhältnissen war ich ganz unbekannt. Ich wehrte mich gegen mein Gefühl. Ich suchte es zu bekämpfen, indem ich im Sommer nach dem schönen Gremsmühlen ging, um dort in der unvergleichlichen Waldnatur still zu werden. Aber man muß seine Liebe nicht in den Wald tragen, wenn man ihrer Herr werden will, dort wird sie unüberwindlicher als irgendwo sonst. Auch der fröhliche Verkehr mit dort weilenden Hamburger Gästen nutzte mir nichts.

Es war meine Überzeugung — allen jungen unverheirateten Amtsbrüdern will ich zugeben, daß sie ein bloßes Vorurteil ist —, ein Pastor auf Freiersfüßen sei keine würdige Gestalt. Wie sollte ich übrigens in das mir unbekannte Haus meiner Schülerin plötzlich hereinbrechen? War es doch schier unmöglich, erst einmal einen Faden anzuspinnen, der dann allmählich, mit andern vereinigt, ein festes Seil werden konnte. Vielleicht stand es doch in meiner Macht, im Laufe der Zeit meine Zuneigung zu bewältigen.

Nun kam meine Berufung nach Kiel an mich heran, und in ihrer Folge hatte ich von Hamburg Abschied zu nehmen. Damit hörte dann die Möglichkeit, meine Schü-

lerin wiederzusehen, der ich ohnehin schon ein halbes Jahr und darüber nicht begegnet war, gänzlich auf. Auch das beeinflußte mich bei meiner Entscheidung für Kiel. Und ich hielt meine Abschiedspredigt auf der St. Michaelis-kanzel.

Da sagte ich mir: Jetzt bist du eine kurze Zeitlang kein Pastor, jetzt also würdest du deiner Würde keinen Eintrag tun, wenn du dich verloben wolltest. Und ferner sagte ich mir: Jetzt hättest du Gelegenheit, in das Haus deiner Schülerin einzutreten, um einen Besuch zu machen, der als Abschiedsbesuch sich einleiten könnte, um möglicherweise als Antrittsbesuch zu enden.

Ich machte mich auf den Weg, indem ich Gott bat, diesmal noch mehr als sonst meine Schritte recht zu leiten. Im Millerntor, durch das ich kam, saß ein Bettler. Als guter Protestant machte ich mir zuerst klar, daß man mit guten Werken sich keine besondere Gunst von Gott erkaufen kann; und als ich mir dies recht deutlich gemacht hatte, gab ich dem Armen einen Taler, in der, wenngleich unprotestantischen, Hoffnung, auch dadurch ein wenig zum Gelingen meines Vorhabens beizutragen.

Ich fing damit an, von dem Vater meiner Schülerin Abschied zu nehmen. Das Gespräch kam auf seine Tochter, und er sprach die Befürchtung aus, sie werde noch manche Enttäuschung erleben müssen, denn sie habe zuviel Vertrauen und Hingebung. Da erklärte ich, es sei guter Rat vorhanden, sie vor Enttäuschung zu schützen, ich sei gerne erbötig, soviel in meinen Kräften stehe, sie davor zu bewahren, indem ich sie mit mir durchs Leben nähme.

Dann wurde das junge Mädchen gerufen und kam

in der Erwartung, zum Abschied noch gute Ermahnungen von mir zu hören. Aber sie vernahm etwas ganz anderes.

Kaum waren wir untereinander einig, so kam Besuch, und zwar Besuch zum Bleiben. Da mußte ich das Feld räumen, denn unsere Verlobung sollte noch jahrelang geheim bleiben; war doch meine liebe Braut noch viel zu jung. Also mußte ich mich auf den Rückweg machen und konnte nur noch die eine Bitte an sie richten, mich einmal du zu nennen.

Sehr selten haben wir uns in der Folgezeit gesehen, zwei oder dreimal im Jahr auf wenige Stunden. Aber das Leben läßt sich heiter an, wenn man den sichern Schatz im Busen trägt.

Aus den Kieler Amtsjahren.

Meine Umgebung in Kiel.

Eine kleine reinliche Stadt, viel besser als Hamburg — so lautete vor dreißig Jahren das Urteil eines Kielers über seine Vaterstadt, während die Studenten begeistert sangen: Kiel am schönen Ostseestrande ist die schönste Stadt im Lande. Kiel hatte damals nicht den dritten Teil der Bevölkerung, die es heute hat, und selbstverständlch bei weitem nicht so viel Bedeutung und Leben, wie jetzt dieser Marinestation eignet, da wir von höchster Stelle aus unterrichtet sind, daß Deutschlands Zukunft auf dem Wasser liegt. Nur wenn der ersehnte und gefürchtete Kieler Umschlag gekommen war, die Oktave des Epiphanienfestes, der Termin, an dem alle Rechnungen bezahlt wurden oder bezahlt werden sollten, wenn die Umschlagsfahne vom Turm der St. Nicolai-Kirche ausgesteckt wurde und der Türmer einen schönen Umschlagschoral in alle vier Winde blies, wenn der Markt voll Umschlagsbuden stand und die Umschlagsharfenistinnen zu ihrem Instrument das seelenvolle Lied sangen: In der Heimat ist es schön — dann stand das Straßenleben nicht zurück hinter dem „Hamburger

Dom". Sonst konnte es dem, der von Hamburg herüberkam, beinahe dörflich vorkommen in Kiels Straßen. Wenn ich aber abgebogen war in die unansehnliche Gasse, in der meine Amtswohnung lag, und in mein zurückgelegenes Haus eingetreten war, das gänzlich eingesponnen war von mächtig wuchernder Clematis und hinaussah auf einen großen Garten, der sich bis an den kleinen Kiel erstreckte, einen Ausläufer der Kieler Föhrde, dann fühlte ich mich, wiewohl im Mittelpunkte der Stadt, doch wie in ländlicher Einsamkeit. Wie liebte ich dies mein Haus, das mir in seiner tiefen Stille, in seiner grünen Hülle wie eitel Poesie vorkam!

Ich hatte nun eine stattliche Einführung durchgemacht. Vor dem Altar von St. Nicolai hatte ich gestanden zwischen dem Bürgermeister Mölling und dem Propsten Hansen; der erstere hatte mich förmlich der Gemeinde vorgestellt und mir meine Berufung überreicht, der andere hatte eine herzliche Rede an die Gemeinde und mich gerichtet, in der er daran erinnerte, wie weise mein berühmter Vorgänger Claus Harms gesagt habe: „Ein Anderer ist ein Anderer," daß daher die Gemeinde mich nicht messen dürfe an meinem unmittelbaren Vorgänger, dem zum Generalsuperintendenten berufenen Jensen. Wohl war es nötig, dies zu beherzigen! Denn Jensen gehörte zu den Männern, die mir durch ihre natürliche Beredtsamkeit am meisten imponiert haben; wehe mir, wenn man mich an ihm gemessen hätte! Aber er hatte noch andere große Vorzüge. Dann hatte ich meine Antrittspredigt gehalten; ich mußte mir sagen, daß sie nicht meinen Wünscheu und Absichten entprach, die Gemeinde aber hörte in lautloser Stille zu, und als gegen den Schluß aus den dunklen Wolken die liebe Sonne hervor-

brach und mich mit ihrem strahlenden Licht blendete, da konnte ich doch die Predigt in heller Fröhlichkeit schließen. Am Nachmittag gab ich ein Festmahl, unter dessen fünfundzwanzig Teilnehmern der Oberpräsident Baron von Scheel-Plessen zugegen war. Als ich einige Tage zuvor ihm pflichtschuldig meine Aufwartung machen wollte und der Kammerdiener, der mir erklärte, Seine Exzellenz wolle mich empfangen, mir den Überzieher abnahm, brach ich in Gelächter aus; anstatt des Frackes hatte ich mich mit meinem Hausrock geschmückt. Diese Unachtsamkeit hinderte den hohen Herrn nicht, meiner Einladung zu folgen und kurz darnach mich aufs Schloß einzuladen, auch meine Predigten regelmäßig zu hören, seinen Sohn in meinen Konfirmandenunterricht zu schicken und sich zu meiner Beichtgemeinde zu halten.

Sechs glückliche Jahre durfte ich in meinem Kieler Amt verleben, glücklich, weil ich alles hatte, was zum täglichen Brot gehört, auch fromm Gemahl und fromme Kinder, diese freilich erst später, aber von Anfang an fromme und getreue Oberherren, gute Freunde, getreue Nachbarn und desgleichen. Bei dem Worte „desgleichen" gedenke ich meiner Amtsbrüder. Kiel hatte damals vier Pfarrbezirke, jeder war einem Pastor zugewiesen. Wir vier Pastoren waren recht verschiedenartig, auch hinsichtlich unserer Theologie. Hansen, der zugleich Propst war, zeichnete sich aus durch Feinsinnigkeit im Denken und Reden, durch große Liebenswürdigkeit im Verkehr; er und seine jugendlich fröhliche Frau haben sehr viel dazu beigetragen, mir meinen Eingang zu erleichtern, meinen Aufenthalt zu verschönen. Jeß war klug und vornehm, jeder sah in ihm einen zukünftigen Generalsuperintendenten — der unerforsch-

liche Rat Gottes nahm ihn früh hinweg, sodaß er das Ziel nicht erreichen konnte; auch er ist mir stets freundlich begegnet. Harries, welcher der entschieden liberalen Richtung angehörte, war von großer Herzensgüte, sodaß man in seiner Nähe, in seiner Familie sich nicht anders als wohl fühlen konnte. In Frieden haben wir vier Amtsbrüder nebeneinander gestanden; das Hauptverdienst davon ist Hansen zuzuschreiben. — Getreue Nachbarn fand ich. Links wohnte die alte Mutter Brandes, eine fünfundachtzigjährige Greisin, stets freundlich und gütig; vor mehr als vierzig Jahren hatte sie bei einer Feuersbrunst ihren Mann und einen Sohn verloren — wenn das Gespräch darauf kam, suchte sie noch immer nach einem Wort für das unsagbar Schreckliche. Rechts wohnte in der Nähe der alte Konferenzrat Ratjen, Professor und zugleich Universitätsbibliothekar; wie oft hat er in meinem Garten unter meinem mächtigen Kastanienbaum mit mir oder allein gesessen; seine Frau wurde der meinigen eine mütterliche Freundin. — Bei den frommen und getreuen Oberherren in Luthers Erklärung der vierten Bitte gedenke ich vorzüglich des Generalsuperintenden Jensen. Er war nicht bloß beredt, sondern auch klug, wie allgemein zugestanden war; freilich glaube ich gemerkt zu haben, daß ein gut Teil seiner Klugheit darin bestand, daß er andere zu überraschen wußte. Kam nämlich aus irgend einem Winkel Holsteins etwa ein biederer Landpfarrer ad audiendum verbum zu ihm, so hatte dieser sich tagelang vorher in Gedanken zurechtgelegt, welche Antworten Seine Magnifizenz ihm auf seine Frage geben könne, und legte dann die verschiedenen Antworten in seiner bereits vorher wohlgesetzten Rede zur Auswahl vor; aber Jensen überraschte ihn, indem er we-

der die eine, noch die andere Antwort zu der seinen machte, sondern irgend eine dritte, auf die der Fragende nicht vorbereitet war, sodaß er sich überwältigt zurückziehen mußte. Daher schlage ich noch höher als Jensens Klugheit seine Herzensgüte an, die er mit vollem Maße über mich ergossen hat. Darin stand ihm seine Frau nicht nach, eine Gattin, wie Gott sie nur für ihn geschaffen hatte, so weise in ihrem Umgang mit ihm, in ihrer Kunst, ohne Sentimentalität, aber in herzlichster Liebe, ihn aus tiefer Niedergeschlagenheit aufzurichten, ihn in schweren Leiden zu trösten. Aber wieviel Freundlichkeit haben beide mir erwiesen! Wer zählt die Abende, die ich bei ihnen zugebracht habe! Wie manche Stunde hat auch Jensen in meinem Garten, sogar, wenn ich nicht zu Hause war, in meiner Studierstube an meinem Schreibtisch gesessen! Wie bereit war Jensen stets, wenn ich unpäßlich war, für mich zu predigen! Wenn ich daran zurückdenke, fühle ich Gewissensbisse, weil ich ihm lange nicht dankbar genug gewesen bin — ein junger Mensch hat gewöhnlich nur wenig Fassungskraft für das, was ein bedeutend älterer Mann tut, wenn er sich wie ein Gleichgestellter zu ihm herabläßt und für ihn eintritt. Aber auch anderer frommer und getreuer Oberherren gedenke ich: des Schleswiger Generalsuperintendenten Godt, eines Mannes von herrlicher Erscheinung, Gesinnung und Bildung, den man, sowie man ihn kennen lernte, als Vater liebte und ehrte, und des Konsistorialpräsidenten Mommsen, der mir als die personifizierte Rechtschaffenheit erschien.

Ich will nicht versuchen, die Freunde aufzuzählen, an die mich der Name Kiel erinnert. Es könnte mir nicht genügen, nur ihre Namen zu nennen und einige wenige Worte hinzuzufügen. Zehn Jahre lang nach meinem Ab-

schied von Kiel habe ich es vermieden, am Tage mich dort sehen zu lassen — nur um abendliche Vorträge zu halten, bin ich hinübergereist, habe die Freunde versammelt gesehen und bin alsbald wieder nach Hamburg zurückgekehrt; den einzelnen zu begegnen wäre mir zu wehmütig gewesen; wohl aber bin ich einmal, als ich von Kopenhagen zurückkam, vor vier Uhr morgens langsam durch die Straßen von Kiel gewandert, um niemand zu sehen und an alle zu denken; geradeso wandert meine Erinnerung jetzt an den einst wohlbekannten Familien Kiels vorüber, nennt keinen Namen laut und denkt still vieler. Doch eine Trias betagter christlicher Frauen sei hier genannt, untereinander bluts- und geistesverwandt: Frau Klemm, Frau Wiechers, Frau Brauer; diesen edlen Jüngerinnen Jesu stand ich innig nahe, Frau Wiechers aber war den Meinen und mir bis an ihr Ende eine Mutter.

Was mein Leben im Kieler Amte besonders anregend machte, war der Umstand, daß ich Menschen aus den verschiedensten Sphären zu begegnen hatte; ich könnte Personen von fürstlichem Stande nennen und auch viele Bilder sozialen Elends zeichnen. Ich will aber hier nur hervorheben, daß ich nicht nur eine städtische, sondern auch eine ländliche Gemeinde zu versehen hatte; und da ich so überaus glücklich in meinem ersten, dem Pfarramt in den Vierlanden gewesen war, so begreift man, daß ich besonders gern mich nach den Dörfern Hassee, Russee, Hasseldiecksdamm hinausrufen ließ. Für diese war ich auch Schulinspektor, und bei dem guten Verhältnis, in dem ich zu den dortigen Lehrern stand, erwuchsen mir aus dieser Stellung viele Freuden. Allerdings auch mancherlei Aufgaben. Am wichtigsten Tag des Schuljahrs, dem österlichen Examen,

hatte ich eine ganze Reihe von Rollen zu spielen. Zuerst war ich der schweigsame Schulinspektor und hörte drei Stunden lang dem Unterricht zu. Darauf wurde ich der segnende Schulinspektor, denn ich zog aus meinem Rock Geschenke für die fleißigsten Schulkinder hervor und zeichnete diese zu ihrer Freude und zu noch größerer Freude ihrer anwesenden Eltern aus. Aber alsbald wurde ich der grausame Schulinspektor, denn von den Kindern, die von dem regelmäßigen Schulunterricht während des Sommers dispensiert werden sollten, um auf Arbeit gehen zu können, wies ich nach kurzer Prüfung die meisten ab, worüber die Eltern, die sich dazu eingefunden hatten, laut murrten. Nun verwandelte ich mich in den scherzhaften Schulinspektor, indem ich mit den Landleuten eine Sitzung hielt und sie auf humoristische Weise zu solchen Beschlüssen zu bewegen suchte, die der Schule zum Heil gereichten; gelang mir dies nicht, waren die Leute allzu knickerig, so trat ich wohl auf als der zornige Schulinspektor. Sogar ein wandernder Schulinspektor bin ich zuweilen gewesen, indem ich die Schulwege der Kinder inspizierte, um sie nach ihrer Länge und Güte beurteilen zu können. Alles darf ich dahin zusammenfassen, daß ich mit dem ländlichen Teil meines Pfarrbezirks im besten Einvernehmen stand. Haben doch die Bewohner von Russee mir versprochen, am dortigen See mir eine Villa zu bauen, und diejenigen von Hassee machten sich anheischig, sie mit Mobiliar auszustatten. Freilich sollte beides erst nach fünfundzwanzig Jahren meine Verdienste lohnen, und weil es mir nicht beschieden gewesen ist, so viele Jahre in meinem Kieler Amte zu wirken, sind die mir gegebenen Versprechungen hinfällig geworden.

Meine Amtstätigkeit in Kiel.

Woher der Konsistorialpräsident Mommsen und der Generalsuperintendent Jensen den Mut genommen haben, mich in ein Amt zu berufen, das an die Predigtfähigkeit des Berufenen die größten Ansprüche stellte, ist mir nicht kund geworden. Damals, als ich nach Kiel übersiedelte, fiel es mir nicht ein, hierüber nachzudenken, denn ich ging, wie so oft, mit verbundenen Augen und sah in dem neuen Predigtamt nichts anderes als in meinem bisherigen. Aber indem ich von heute aus zurückschaue, erschrecke ich nachträglich vor der Größe der Aufgabe, den Universitätsprofessoren und den Studierenden das Nötige zu bieten. Immerhin haben, so viel ich weiß, meine Predigten einigermaßen genügt. Daß mir das zuweilen ausgesprochen worden ist, will freilich nichts bedeuten. Mehr Gewicht lege ich darauf, daß mir Jahrzehnte später von Einigen, die damals in Kiel studiert haben, z. B. von meinem jetzigen Amtsbruder Höck in Hamburg, überraschend viel einzelnes aus dem Inhalt meiner Kieler Predigten wiederholt worden ist. Und auch das tröstet mich über die Sorge, damals

nichts Genügendes geleistet zu haben, daß es in der Kieler Gemeinde zur Sitte wurde, das Buch, in das ich meine Predigten einschrieb, am Sonntagmittag abzuholen, um die Predigt nach- oder auch Kranken vorzulesen; das Buch machte die Woche hindurch einen Teil der seelsorgerlichen Besuche, die meine Pflicht waren. Weil also meine Predigten bei der Gemeinde Eingang fanden, wird es mir gestattet sein, zu schildern, wie sie entstanden und geartet waren; vielleicht interessiert es manchen Leser, in der stillen Werkstatt des Predigers sich umzusehen.

Zu unverbrüchlichem Gesetz habe ich es mir stets gemacht, meine Predigt niederzuschreiben. Allerdings habe ich mir auch die Fähigkeit erworben, ohne eingehende Vorbereitung frei zu sprechen, denn die zahlreichen Reden bei Amtshandlungen, vorzüglich die in Kiel beinahe täglich erforderten Leichenreden, mußten frei gehalten werden; jetzt schreibe ich auch solche Reden nieder, damals war es unmöglich. Aber den großen herrlichen Kultusakt des Zeugnisses vor versammelter Gemeinde habe ich stets sorgfältig vorbereitet, indem ich die Predigt niederschrieb, wörtlich, ohne jede Abkürzung, so schön, wie meine Handschrift mir erlaubte, und habe dann so genau memoriert, daß ich mich rühmen durfte, kein Komma auf der Kanzel zu gebrauchen, das nicht in meinem Konzept stand. Viele Amtsgenossen werden Protest dagegen einlegen, sich so „sklavisch“ ans Wort binden zu sollen. Ich meinerseits protestiere gegen die Vorstellung einer sklavischen Gebundenheit; hier wie sonst sind für mich Freiheit und Gebundenheit keine Gegensätze; gerade wer in der Gebundenheit einen sicheren Halt besitzt, kann sich wahrhaft frei fühlen. Freilich will ich zugeben: Eines schickt sich nicht für alle. Es gibt einige wenige,

welche die wunderbare Gabe haben, stets völlig frei sprechen zu können; ich habe in meinem Leben etwa zwei oder drei Prediger kennen gelernt, welche diese Gabe besaßen. Wer also zu diesen höchst seltenen Gottbegnadeten gehört, der bedarf einer bis auf das Wort gehenden Vorbereitung nicht; alle übrigen werden, wenn sie, aus Bequemlichkeit oder aus Hoffart, eine solche Vorbereitung sich sparen, je länger desto mehr schon oft begangene Gedankenwege immer aufs neue betreten und selbst in den Ausdrücken sich wiederholen; diese Gemeindehirten weiden ihre Herde nicht auf grüner, sondern auf früher schon abgegraster Aue und führen sie nicht zu frischem, sondern zu abgestandenem Wasser. Jener Dr. Röpe, den ich als angehender Jüngling in der Schröder-Stifts-Kapelle in Hamburg oft predigen hörte, sagte mir einmal, in jeder Predigt müsse wenigstens ein einziger neuer Gedanke sein; man kann nicht sagen, daß damit übertrieben viel gefordert ist; aber wie kann ich sicher sein, den neuen Gedanken auf der Kanzel zu finden, wenn ich ihn nicht vorher in stiller Einsamkeit gesucht habe, bis daß ich ihn fand? Als mein großer Vorfahr in Kiel, Claus Harms, von einem Prediger die Versicherung hörte, er wiederhole der Gemeinde nur, was der heilige Geist ihm auf der Kanzel sage, erwiderte er: „Neulich hat der heilige Geist mir auch etwas auf der Kanzel gesagt, aber es war nicht der Art, daß ich es der Gemeinde wiederholen mochte; er flüsterte mir nämlich zu: Claus, Claus, du hast dich heute nicht ordentlich präpariert!“

Aber ist es nicht lästig, die Predigt vorher in aller Ausführlichkeit niederzuschreiben? Mir war es nicht lästig, sondern, wie Luther den Psalmsänger sagen läßt, fein lustig. Die Stunden, die dieser Arbeit gewidmet waren, brachten

mir einen Sabbatgenuß vor dem Sabbat, öffneten mir ein stilles Heiligtum, das ich manchmal begrüßt habe mit den Worten: Du mein Paradies auf Erden, glaubend geh' ich in dich ein. Die zerstreuende Mannigfaltigkeit der Woche ging zur Ruhe, stille Sammlung war erlaubt und geboten. Ich habe kaum je vorher einigermaßen meditiert, gewöhnlich mir den Text nicht einmal vorher angesehen. Es mag viel für sich haben, sogleich nachdem man eine Predigt gehalten hat, den Text der nächsten sich zu merken, damit er durch alle Wechselfälle der Woche mit hindurchgeht; aber es bringt auch Vorteil, den Text gerade dann, wenn er behandelt werden soll, mit voller Frische auf sich wirken zu lassen. Bei der Textbehandlung kam es mir darauf an, das Eigentümliche jedes Textes zu entdecken; denn ich ging davon aus, daß nichts zweimal in der Bibel steht, dann wäre es ja an einer Stelle überflüssig. Die Eigenart jedes einzelnen Textes liegt entweder in dem Charakter des betreffenden biblischen Buches, oder im Zusammenhang dieses Textes, oder in seinem Wortlaut. Ich brütete gern über dem Wortlaut. Im gewöhnlichen Gebrauch gleichen die Ausdrücke, deren man sich bedient, abgegriffenen Münzen. Die Wörter müssen wieder Worte werden; man muß sich in ihre ursprüngliche Bedeutung hineinschmecken und hineinriechen. Alles in Allgemeinheit verschwemmen ist langweilig und geisttötend schon für den Prediger, wie vielmehr noch für die Gemeinde. Es war mir eine große Freude, wenn es mir mit dem Text ging, wie mit einem dunkel gewordenen Gemälde, das bei sorgfältiger Behandlung anfängt zu leuchten. Mir wurde damit soviel Stoff für meine Predigten gegeben, daß ich nicht mit Anspielungen auf Tagesereignisse oder Weltmeinungen sie zu füllen brauchte;

solche Anspielungen drohen die Weihe der Sammlung zu stören. Da ich das Schriftwort aus seiner Allgemeinheit heraustreten und zu spezieller Bedeutung sich zuspitzen ließ, konnte ich das Menschenherz und Menschenleben in seiner Allgemeinheit belassen.

Auslegung, erst in zweiter Linie Anwendung, blieb der Inhalt meiner Predigten. Und so sehr war es mir Bedürfnis und Freude, Auslegung zu geben, daß ich mir wöchentliche Nebengottesdienste einrichtete, in denen ich die heilige Schrift im Zusammenhang auslegte. Diese — abendlichen — Bibelstunden, in einem kleineren Gotteshause, der Klosterkirche, gehalten, gestalteten sich lieblich. Während ich in den Sonntagsgottesdiensten selbstverständlich das alte (jetzt abgeschaffte) schleswig-holsteinische Gesangbuch gebrauchen mußte, das bei der Auswahl der Gesänge mir oft viel Verlegenheit verursachte, so daß ich manchmal dem Küster auftrug, bei dem Generalsuperintendenten sich nach passenden Liedern zu erkundigen, ich könne solche in diesem Gesangbuch nicht finden — ließ ich für die Bibelstunden eine Auswahl schöner geistlicher Lieder drucken, welche rhythmisch gesungen wurden; die Orgel stellte ihre Begleitung dazu ein, weil, wie der Organist sagte, der Gesang ohne sie besser ginge. Diese Gottesdienste am Dienstag Abend fanden so viel Zuspruch, daß alsbald ein Verlagsbuchhändler meine Bibelstunden herauszugeben wünschte. Ich ging auf diesen Wunsch gern ein; sie sind in einer Reihe von Bänden erschienen, anspruchslos, aber doch genug gelesen, so daß sie zum Teil wieder aufgelegt werden mußten.

Einer mir von auswärts gegebenen Anregung folgend führte ich Kindergottesdienste ein. Anfänglich — so lange ich noch unverheiratet war — hielt ich sie nicht selbst; Pro-

fessor Bernhard Weiß erklärte sich freundlich bereit, mit ihnen zu beginnen. Von ihm übernahm ich sie später und hatte große Freude sowohl an den Kindergottesdiensten selbst, als auch an den Vorbereitungen der Helfer und Helferinnen, die als zuverlässige Leibgarde das geistliche Amt umringten. Ich unterbreche diese Darlegungen, die für manche Leser allzu pastoral sein dürften, um hier eine Erzählung einzufügen, durch die ich einmal die kleinen Genossen der Kindergottesdienste zu fröhlichem Geben anzuspornen suchte.

In einem Dorfe, so erzählte ich, waren auf dem Platz vor der Kirche an einem sommerlichen Sonntag Nachmittag die Kinder des Dorfes versammelt, und im Kreise ringsumher hatten sich auch manche von den Eltern eingefunden, denn ein Missionar war gekommen, der unterhaltend und erbaulich von den Wundern der Ferne erzählte, von weiten Steppen und dichten Wäldern, himmelanragenden Bergen und glänzenden Strömen, von merkwürdigen Gebräuchen fremder Völker und unbegreiflicher Verehrung falscher Götzen, von der Predigt des christlichen Glaubens und der Sammlung der bekehrten Heiden zu Gemeinden, in denen gebetet und gesungen wird wie bei uns. Man konnte sich nicht satt daran hören. Aber endlich schloß der Missionar seine Erzählungen, und nun begann etwas, das die Kinder erst recht in Aufregung setzte. Denn er nahm eine Anzahl tönerner Spartöpfe zur Hand und erklärte sich bereit, jedem Kinde einen solchen Spartopf zu schenken, das ihm verspreche, wöchentlich drei Pfennig einzuwerfen und ihm, wenn er übers Jahr wiederkomme, das Ersparte für die Heidenmission abzuliefern. Der Gedanke, an der Bekehrung der fernen Heiden mitzuarbeiten, hatte für manche sein Ansprechendes, für alle aber hatten die Spartöpfe einen verlocken-

den Reiz, zumal sie mit bunten Bildern beklebt waren; schnell hatte der Missionar beinahe seinen ganzen Vorrat untergebracht.

Im Umkreise stand auch der Schmied des Dorfes und trug seine sechsjährige Tochter auf dem Arm, die ließ den Kopf hängen wie eine welke Blume und sah doch mit stillem Begehren auf die bunten Töpfchen. Der Missionar wurde auf den verlangenden Blick des Kindes aufmerksam, trat mit dem letzten Spartopf an den Schmied heran und fragte ihn, ob er nicht seiner Kleinen die ersehnte Freude gönnen wolle. „Nein", sagte der harte Mann, „bei mir ist nicht ein einziger Pfennig wöchentlich übrig, und was vielleicht sonst übergespart werden könnte, wandert zum Doktor und zur Apotheke für das kranke Kind." Aber indem er so sprach, sah er die Kleine an; da wurde der hartgeschmiedete Mann weich und sagte, wenn auch mit Widerstreben: „Nun denn, ich will's einmal versuchen; bist du gut und brav die ganze Woche hindurch, so sollst du Sonntags deine Pfennige haben." Damit nahm er den Topf und trug sein Kind nach Haus. Und die Kranke sah noch glücklicher aus als die gesunden Kinder.

Übers Jahr hatte der Sommer wieder einen schönen Sonntag Nachmittag gebracht, und die fröhliche Schar des Dorfes war wie einst um den Missionar versammelt, jetzt nicht nur um zu nehmen, sondern auch um zu geben und am eigenen Frohgefühl zu merken, daß Geben seliger ist als Nehmen. Ausgeblieben war niemand von den kleinen Sparern, nur der Schmied stand, noch etwas härter und ernster als vor einem Jahr, ohne sein Töchterchen da. Denn die welke Blume war vor wenigen Tagen aus dem Erdreich, in dem sie so lange gekränkelt hatte, verpflanzt worden in

das Himmelreich. Der Vater sah still auf das fröhliche Treiben, als tausende von Pfennigen, darunter mancher, der geputzt worden war, bis er wie Gold glänzte, ausgeschüttet wurden; zuletzt trat er selbst hinzu und sagte: „Woche für Woche ist meine Tochter brav und gut gewesen, und Sonntag für Sonntag hat sie ihre Pfennige bekommen; zweiundfünfzig mal drei Pfennige müssen darin sein." Mit diesen Worten trat er wieder zurück.

Aber als die Ersparnisse der kleinen Verstorbenen gezählt wurden, stimmte ihre Summe mit der Angabe des Vaters nicht überein, denn es fand sich ein überschüssiges Zehnpfennigstück. Das machte dem Schmied Skrupel; „woher hat sie die zehn Pfennig gehabt?" sagte er unsicher, „bei mir ist nicht ein einziger Pfennig übrig." Dadurch wurde ihm das bischen Freude gestört, das er daran gehabt hatte, der Testamentsvollstrecker seiner armen Kleinen zu sein. Aber sie schien das Geheimnis mit ins Grab genommen zu haben.

Abends steht der Schmied an der Straße und spricht mit der Nachbarfrau und erzählt ihr, was ihm in Gedanken liegt. „Das Rätsel kann ich lösen", sagte die Nachbarin. „Am Tage vor ihrem Tode war's, da kam ich an ihr Bettchen; der Tag war heiß, und sie lag im Fieber; ich hätte sie gern mit etwas erquickt, aber ich hatte Eile, denn ich mußte über Land; da wollte ich ihr doch zeigen, daß ich sie lieb hatte, und gab ihr ein Zehnpfennigstück, dafür sollte sie sich eine Apfelsine holen lassen. Aber sie hats in den Spartopf gelegt."

Was sind zehn Pfennig? Wenn der reiche Mann durchs Dorf fährt, wirft er sie zum Spaß unter die Straßenjungen, und sie balgen sich darum im Schmutz. Das ver-

zogene Kind bettelt darum bei der Mutter, und wenn es sie hat, vernascht es sie. Hier hat eine kleine Totkranke sie von ihren fiebernden Lippen abgespart und als letzte Gabe dahin wandern lassen, wohin sie alles gegeben hatte, was sie durch ihr gutes Betragen ein ganzes Jahr hindurch verdient hatte.

Aber ihr Scherflein trug Zinsen. Als ich meinen Kieler Sonntagsschulkindern von dem Scherflein des armen Kindes erzählt hatte, fingen sie alle an zu sparen. Was für ein großer Tag war es, als nach Jahresfrist die tönernen Spartöpfe gebracht wurden, und was für ein fröhliches Topfschlagen begann da! Aber ich selbst war nicht imstande, allein die Mulde voll Kupfermünzen zu tragen, die nun zusammengekommen waren. Die Lehrerinnen halfen mir, und die Kinder sahen in den Schatz hinein, und es war, als spiegelten sich in ihm viel frohe Angesichter, wie in einem Silberblick.

Aus den Kindergottesdiensten wuchsen die Kinder in den Konfirmandenunterricht hinein. Dieser war damals in Kiel auffallend kurz, kaum acht Wochen lang. Im ersten Winter erschien mir diese Spanne Zeit so ungenügend, daß ich nicht rechte Freudigkeit zu dem Unterricht fand. Aber meine Mutlosigkeit wurde beschämt; es erwies sich doch als möglich, die Konfirmanden so weit zu bringen, daß sie bei der öffentlichen Prüfung nicht nur aufpaßten wie Schießpulver, sondern auch die gestellten Fragen recht befriedigend beantworteten, zur Freude zahlreicher Gemeindeglieder, die dabei anwesend waren — eine Freude, die sich nur in Bangigkeit verwandelte, als ich anfing, meine Fragen auch an sie, die Erwachsenen, zu richten. Ich lernte damals den Konfirmandenunterricht ganz anders ansehen als bisher, näm-

lich nicht als Unterweisung, sondern als Anregung zur Erweckung; so aufgefaßt, war seine Kürze sogar ein Vorteil, insofern das lebhaft erregte Interesse nicht in Gefahr kam abzuflauen. Nur am Tage der Konfirmation sehnte ich mich nach Hamburg, wo die Konfirmation als Gemeindefest gefeiert wurde; denn trotzdem die Konfirmation auf den Palmsonntag fiel, sahen sich meine regelmäßigen Hörer für diesen Tag als vom Kirchenbesuch dispensiert an und schwärmten hinaus dem nahenden Frühling entgegen.

Alle Obliegenheiten meines Amtes darf ich hier nicht durchgehen. Doch darf ich die Seelsorge an Kranken erwähnen, zu der sich viel Gelegenheit bot, besonders an den Fremden, die von den berühmten Medizinern Kiels in den Hospitälern behandelt wurden. Manche ergreifende Stunde tritt hier vor meine Erinneruug. So eine schwere Nacht, die ich am Bett des altlutherischen Pastors Crome von Radevormwald zubrachte. Ein schwerer Knieschaden hatte ihn genötigt, bei Esmarch Heilung zu suchen, aber ihm mußte das Bein abgenommen werden. Ich hatte ihn vorher oft besucht, nun richtete er an mich die Bitte, in der ersten Nacht nach der Amputation bei ihm zu bleiben, weil er das tröstliche Gefühl haben wollte, daß nicht bezahlter Dienst, sondern Freundesliebe seiner warte. Er erwachte aus der Narkose, als er ins Bett gehoben werden sollte: „Nehmen Sie das Knie in Acht!“ rief er ängstlich aus, fügte aber wehmütig hinzu: „Ach, es ist nicht mehr da!“ Der Zustand des Kranken legte mir eine große Verantwortung auf; die nächtlichen Stunden wuchsen für meine Furcht zu unerträglicher Länge. Von Zeit zu Zeit trat ich ans Fenster und sah zu den schönen stillen Sternen empor, die hoch über allen menschlichen Leiden ihre von jeher

bestimmten Bahnen unwandelbar dahinziehen; da sah ich gegen Morgen eine Feuersbrunst ihre Flammen gen Himmel senden. Die Feuersbrunst war fern genug, sodaß man von dem durch sie verursachten Tumult nichts hörte; um so schauriger war der Anblick der stummen Vernichtung. Wie glücklich war ich, als der Tag gekommen war und ich um sechs Uhr eilen konnte, durch ein Seebad mich zu erfrischen! Mit meinem armen Freunde, der übrigens von Esmarch und seiner erlauchten Frau aufs beste versorgt wurde, wandte es sich allmählich zum Ende. Vor seiner Amputation war er bereit gewesen abzuscheiden. Jetzt hielt Gott mit linder Vaterhand seine Augen geschlossen für seinen Ausgang. Er fragte mich, ob ich wohl glaubte, daß er genesen werde? Wenn ich eine ausweichende Antwort gab, hörte er wohl das Nein heraus und erwiderte: „Sie trauen es nur meinem Gott nicht zu, daß er mich wieder gesund machen kann und will!“ So erfüllte sich an ihm das Wort: Du kannst durch des Todes Türen träumend führen und auf einmal machen frei!

Die seltsame Wirklichkeit mischte zuweilen dem Ergreifenden das Wunderliche bei, sodaß ich eines reichlichen Maßes von Selbstbeherrschung bedurfte, um den nötigen Ernst zu bewahren. Ich gedenke an eine Leichenrede, die ich auf dem Lande zu halten hatte. Es war auf der Landdiele eines Bauernhauses. Auf dem Herde loderte unter einem mächtigen Kessel das Feuer, das um des Leichenschmauses willen angezündet war; die Funken sprühten. Ich stand am Herde, dem Feuer den Rücken zukehrend, vor mir der offene Sarg, in welchem die weißgekleidete Leiche mit ihrem ernsten bleichen Angesicht lag. Auf langen Bänken saßen rechts die Männer und links die Frauen des

Dorfes. Während meiner Rede kam ein Zug Gänse in dem allbekannten Marsch durch die nicht ganz geschlossene Tür der Landdiele herein und machten sich schnatternd unter dem Sarge zu tun; ein Hahn flog auf eine Krippe und krähte fröhlich, daß kein Sokrates letztwillig verlangte, ihn dem Asklepios zum Opfer zu bringen; auch die Kühe an den Seiten waren nicht stumme Zuschauer, sondern begleiteten meine Rede mit tiefem Baß. Das alles durfte mich nicht im Reden, konnte die Leidtragenden nicht im Zuhören stören; die Letzteren schluchzten. War es nicht ein Vorwurf für ein Genrebild: Gemeinde, Pastor und Vieh, beleuchtet vom Herdfeuer, und die stille Gestorbene in der Mitte? —

Daß es mir an Abwechselung in meiner pfarramtlichen Tätigkeit nicht fehlte, begreift der geneigte Leser. Es kommt aber noch besser.

Sophienhof.

Gesegnet wirst du sein in der Stadt, gesegnet auf dem Acker! lautete der Neujahrsglückwunsch, den mir damals der Rittergutsbesitzer Johannsen auf Sophienhof aus 5. Mos. 28, 3 zuschickte. Unter dem Acker verstand er aber nicht den ländlichen Teil meines Kieler Pfarrbezirks, sondern sein schönes Gut. Ich war nämlich sein Hofprediger geworden, seit wir einander in einer Gesellschaft bei Jensens begegnet waren; er hatte die feste Einrichtung getroffen, daß ich einmal monatlich, zur Zeit des Vollmondes, einen Abendgottesdienst in der Kapelle hielt, die er auf seinem Gut gebaut hatte.

Wer die Chaussee zwischen Preetz und Ploen passiert, kommt vorüber an einem schmucken Gotteshaus, das aus einer Schlucht neben der Chaussee aufsteigt. Alsbald sieht er sich eingeladen, denn über dem Eingang liest er die Worte: Dem Wanderer zur Einkehr. Und tritt er ein, so kann er es treffen, daß gerade das helle Sonnenlicht durch ein Fenster strahlt, das die Gestalt des segnenden Christus zeigt. Johannsen, mit seiner Frau eins in ent-

schieden christlicher Gesinnung, hatte diese Kapelle auf seine Kosten errichten lassen und ließ allsonntäglich in ihr von einem der Preetzer Pastoren eine Predigt halten. Am Sonntag war ich unabkömmlich; aber von meiner ersten Begegnung mit Johannsen an bis zur Zeit, da ich schon Hauptpastor in Hamburg war, habe ich monatlich an einem Donnerstag Abend in der lieblichen Kapelle gepredigt, und dieser Gottesdienst, sowie was sich an ihn anschloß, gehört zu meinen schönsten Erinnerungen aus der Kieler Zeit. Wie viele kleine und große Leute haben mich von Kiel dorthin begleitet! Ich will auch den freundlichen Leser mitnehmen.

Ich fand regelmäßig einen sehr bequemen Wagen am Bahnhof in Preetz vor, und mir lag am Herzen, daß in diesem Wagen kein Platz unbesetzt blieb. So habe ich mehr als einmal den Generalsuperintendenten Jensen mitgenommen gegen das Versprechen, falls ich in der Predigt stecken bleiben würde, sofort für mich einzutreten; den Professor Blaß, der jetzt den Theologen als ihresgleichen allgemein bekannt ist; unsern Hamburger Vorsteher der Stadtmission, Baron von Oertzen, und viele andere, besonders auch Studenten. Aber mein Wagen war nicht der einzige, der von Preetz nach Sophienhof fuhr. Die Stadt Preetz, deren Stille sonst weder durch den Fleiß der Schuhmacher, die dort zahlreicher sind als anderswo, noch durch die Muße der adligen Klosterdamen daselbst gestört wird, wurde lebendig, indem ich ausgeklingelt wurde. Denn ein spekulativer Fuhrwerksbesitzer schickte am Tage vor meiner Predigt einen Ausrufer durch die Straßen mit einer Glocke: „Morgen fährt ein Omnibus zu Pastor Behrmann seiner Predigt nach Sophienhof, Person sechs Groschen.“ Bald

bekam er Konkurrenz, ein anderer Fuhrwerksbesitzer tat's für fünf Groschen. Aber auch von den Gütern ringsumher machte man sich auf den Weg. Mit meiner Begleitung kam ich vor dem Herrenhause an, doch ohne mich jetzt dort aufhalten zu können, denn schon rief das helle Glockengeläute uns in die Kapelle. Hier war gut sein; im Winter verbreitete Luftheizung die behaglichste Wärme; durch Milchkuppeln ergoß sich sanftes Licht; ehe der Prediger den Mund auftat, predigten die Wände durch sinnig zusammengestellte Bibelsprüche; vom Glasfenster, das am Abend von der Rückseite kunstvoll erleuchtet war, grüßte das Angesicht des Herrn in ewiger Jugend, Freundlichkeit und Leutseligkeit. Johannsen verschmähte es nicht, Vornehmen und Geringen selbst Plätze anzuweisen, was oft seine Schwierigkeit mit sich brachte, denn die Kapelle war gewöhnlich voll, zuweilen so voll, daß die Kanzeltreppe besetzt war und die Zuhörer mir die Beine einklemmten; hatte Johannsen seinen Marthadienst beendet, so setzte er sich voll Mariasinn in irgend eine Ecke und fühlte auch sich selbst als Gast. Recht gut sang der Chor; auch hier waren wir frei vom alten Gesangbuch. War der Gottesdienst beendet, so kehrte ich auf einem von Laternen beleuchteten, vom Sternenhimmel überstrahlten Wege durch die Schlucht nach dem Herrenhause zurück. In seiner warmen, weichen, wohligen Gemütlichkeit sammelte sich oft eine größere Gesellschaft von adligen Gutsbesitzern der Nachbarschaft; auch die Landgräfin von Hessen mit ihrem Sohn liebte damals evangelische Umgebung. Viel Scherz würzte das abendliche Zusammensein. Ich brachte einmal die ganze Gesellschaft dadurch in Aufruhr, daß ich erklärte, ich wolle in die Herzegowina, um an dem Aufstande gegen die Tür-

ken teilzunehmen, und den Anwesenden vorhersagte, was ich den Einzelnen von dort mitzubringen gedächte; die Gräfin R. wurde beinahe ohnmächtig, als ich ihr einen Türkenskalp als Ofenanfasser versprach. Waren wir aber in kleinerem Kreise bei einander, so hatte ich eine oft nicht leichte Prüfung zu bestehen. Denn einen Monat lang hatte man allerlei Fragen gesammelt, die sich auf Theologie und Kirche bezogen; auf diese Fragen sollte ich Rede und Antwort stehen, mußte freilich nicht selten sprechen wie der Psalmsänger Ps. 35, 11*). Nach der Abendmahlzeit fuhr ich dann zurück nach Preetz, ein und das andere Mal auch die drei Meilen nach Kiel. Was waren das für schöne Nachtfahrten im Mondschein! Meine Arbeit lag hinter mir — eine Predigt zu halten war stets für mich eine große Arbeit, ein Angehen, wie man zu sagen pflegt; auch der fröhliche Verkehr lag hinter mir; selbst wenn ich Begleitung hatte, lud die Mondnacht zu genußvollem Schweigen ein, indem das milde Leuchten sich wie eine stillende Liebkosung auf das allmählich sich beruhigende Innenleben legte. Übrigens hatte ich ja in den ersten Jahren ein verborgenes Glück, an dem ich mich stumm freuen konnte, in den späteren Jahren begleitete mich meine Frau.

Für den Gutsbesitzer Johannsen und sein kinderreiches Haus war dies die glückliche Zeit, da Gottes Leuchte über seinem Haupt schien, da der Allmächtige mit ihm war und seine Kinder um ihn her (Hiob 29, 3—5). Nach Gottes unerforschlichem Rat wurde das Glück seines Hauses hernach von einem Schlage nach dem andern getroffen. Er selbst ging früh heim. Seit meine Donnerstagspredigten

*) Nach wörtlicher Übersetzung: Was ich nicht weiß, fragen sie mich.

aufhörten, habe ich Sophienhof nicht wieder besucht, trotzdem ich von seinem Sohn und gleichgesinnten Nachfolger wiederholt dazu aufgefordert worden bin. Ich möchte die alten lieben Erinnerungen nicht noch mächtiger in mir werden lassen, als sie ohnehin in meinem Gedächtnis fortleben.

Da ich, wie in meinen Studentenjahren, ein Freund der Heidenmission blieb und allmonatlich eine öffentliche Missionsstunde und eine andere im Frauenmissionsverein in Kiel hielt, wurde ich nicht selten zu Predigten bei Missionsfesten im Lande hin und her gewählt. Sie sind mir meist nicht gelungen, denn das Charisma der Festpredigt blieb mir versagt; aber die Beteiligung an den ländlichen Missionsfesten hatte doch für mich viel Erfrischendes und Erfreuendes. So ist mir z. B. von einem Missionsfest in Brügge bei Kiel, der Gemeinde des vortrefflichen Konsistorialrats Clausen, dessen Sohn mir ein lieber Schüler war, eine lebendige Erinnerung geblieben. Als ich bei schönstem Sommerwetter dahinreiste, begleitete mich geradezu ein Volk von Kielern. Wir fanden das Dorf belebt von zahlreichen Festgästen; die reichbekränzte Kirche war übervoll. Ich predigte über das Wort Christi Lukas 12, 49: Ich bin gekommen, daß ich ein Feuer anzünde auf Erden, und was wollte ich lieber, denn es brennte schon! und hatte die Freude, die große Zuhörerschaft mehr als einmal sichtlich bewegt zu finden. Bei Tisch war die Gesellschaft merkwürdig zusammengesetzt; mir zur Linken saß eine bescheidene Irländerin, mir gegenüber eine Schwester des Königs von Dänemark, weiterhin ein Bruder desselben — Adlige, Professoren, Studenten, Bauern durcheinander, dreihundert oder mehr. Die Frau meines stets sehr gütigen Landrats, die Baronin von Heintze, trug einen prächtigen türkischen Shawl; da ich kräf-

tige Farben liebe, äußerte ich gegen meinen Freund, den Major von Lützow, diesen Shawl möchte ich wohl genauer besehen; nachher trafen wir beide zufällig auf die Baronin, die neben der Prinzessin Luise ging, und der Major führte mich als einen Liebhaber ihres Shawls stracks auf sie los. Die Begegnung war verblüffend, aber ich rettete mich, indem ich erklärte, mein Wunsch sei nur ein Shawl für mein Verlangen gewesen, den hohen Damen noch einmal vorgestellt zu werden. Und alsbald vertiefte ich mich mit ihnen in die Erörterung der wichtigen Frage, ob es zu gestatten sei, daß Missionare auf Tahiti sich mit eingeborenen Mädchen verheirateten. — Bei einem andern Missionsfest traf ich mit dem bekannten Altlutheraner Rudolf Rocholl zusammen. Dies Zusammentreffen wurde für mich von Wichtigkeit. Denn da ich eine Cigarre rauchte, sah Rocholl mich vorwurfsvoll an und sagte: „Rauchen Sie? geben Sie das auf, so können Sie nach Italien reisen!“ Und ich habe es aufgegeben und bin oft nach Italien gekommen. Allerdings sagen die Gelehrten: Post hoc ist nicht propter hoc (darnach ist nicht deswegen).

Wandlungen und Störungen.

In jene Jahre fiel eine wichtige Umwandlung des geistlichen Amts. Ich hatte in Kiel anfänglich nicht nur ein Trau-, sondern auch ein Verlobungsregister zu führen gehabt. Zwar bedurften die Heiratslustigen im allgemeinen nicht des geistlichen Beistandes, um sich miteinander zu verloben. Aber in das Verlobungsregister war mancherlei einzutragen, worüber sich der Geistliche vergewissern mußte, ehe er zur Trauung schreiten durfte. Beispielsweise, ob die Nupturienten geimpft, beziehungsweise wiedergeimpft waren. In vergangenen Zeiten hatte die holsteinische Geistlichkeit offenbar den Impfzwang außerordentlich hochgehalten; habe ich doch einmal auf der Kieler Universitätsbibliothek eine umfangreiche Sammlung von Predigten desselben Verfassers über den unaussprechlichen Segen der Kuhpockenimpfung gefunden. Gepredigt habe ich über dies Thema nicht, aber zum Gegenstand der Forschung mußte ich es jahrelang regelmäßig machen. Weiter hatte ich zu konstatieren, ob der Bräutigam seiner Militärpflicht genügt hatte; sodann war festzustellen, wo das Aufgebot geschehen mußte; auch mußte

die Einwilligung der Eltern nachgewiesen werden. So stürzte jedes Brautpaar den Pastor in eine Menge meist ungeistlicher Arbeit, mit der recht genau verfahren werden mußte. Plötzlich hörten all diese Mühseligkeiten auf. Unter andern Umständen hätte ich aufgeatmet, aber wie damals die Sache lag, mußte ich bedauern, daß mir die bisherige Last abgenommen wurde, denn die Erleichterung geschah auf Kosten des kirchlichen Lebens. Es war die Einführung der obligatorischen Zivilehe und die Zivilstandsgesetzgebung überhaupt, die den Pastor auf die geistlichen Funktionen beschränkte.

Ich hatte damals Gelegenheit, mit dem Kultusminister Falk persönlich bekannt zu werden, zuerst im Hause des Konsistorialpräsidenten, nachher auf Sophienhof. Hier konnte man eine kecke Frage wagen, und ich wagte es, ihn zu interpellieren, ob er von der Zivilstandsgesetzgebung nichts fürchte für die evangelische Kirche. Im Gegenteil, erwiderte er, sie gebe der evangelischen Kirche Gelegenheit, ihre Kraft zu entfalten. Allerdings, auch jener Mann, der hinabging von Jerusalem nach Jericho und unter die Mörder fiel, hatte Gelegenheit, seine Kraft zu entfalten. Doch kam nichts anderes dabei heraus, als daß er halbtot liegen blieb, und er hätte bald ganztot dagelegen, wenn sich nicht der barmherzige Samariter seiner angenommen hätte. Als jene Zivilstandsgesetzgebung ins Leben trat, merkte man nichts von einer Kraftentfaltung der evangelischen Kirche. Die kirchlichen Behörden ließen es sogar fehlen an einer kräftigen Hervorhebung der eigentlichen Bedeutung der Trauung, sodaß man sie verkannte als nachfolgende Weihe der Eheschließung auf dem Zivilstandesamt. Ich machte meinem Schmerz und Zorn darüber Luft in einer Predigt über die Geschichte vom Zinsgroschen; einige meinten, ich würde we-

gen dieser Predigt in Anklagezustand gesetzt werden. Das wäre mir damals gar nicht unwillkommen gewesen; ich gab deshalb die Predigt in Druck. Aber weder ihr noch mir geschah etwas.

Die Wirkung der Zivilstandsgesetzgebung zeigte sich auf bedauerliche Weise. Das freilich bekümmerte mich nicht, daß in jener Zeit des Kulturkampfes ein Geistlicher in Amtstracht auf der Straße erwarten mußte insultiert zu werden, daß man beispielsweise mir nachrief: „Das ist auch so ein Majunke!" Darüber tröstete mich, daß ein fortschrittlicher Zeitungsredakteur gerade damals mir versicherte, er wolle sich eher alle zehn Finger abhauen lassen als jemand hindern, bei mir zur Kirche zu gehen. Aber sehr bedauernswert war, daß Taufe und Trauung in vielen Fällen nicht nachgesucht wurden. In der Landbevölkerung war geradezu die Meinung verbreitet, der Kaiser habe Taufe und Trauung abgeschafft. Als dann der Kaiser sich veranlaßt sah, die Verpflichtung jedes Christen, seinen Ehebund kirchlich segnen und sein Kind taufen zu lassen, als unbedingt feststehend zu bezeichnen, und diese Erklärung des Kaisers von der Kanzel verlesen werden mußte, kamen die Landleute nach Hause mit der Nachricht, jetzt habe der Kaiser Taufe und Trauung wieder eingesetzt. Ich konnte nicht umhin sie zu fragen, ob ihr beschränkter Untertanenverstand und unbeschränkter Untertanengehorsam sie auch zwingen werde, ihre Kinder ins Wasser zu werfen, wenn sie meinten, daß dies des Kaisers Wille sei? „Aber in *einem* Falle", verbesserte ich mich selbst, „würdet ihr bereit sein, heldenhaft auch gegen des Kaisers Willen Widerstand zu leisten, wenn es sich nämlich um Erhöhung eurer Steuern handelte."

Noch von einer ganz andern Seite erlebte ich damals eine Störung meiner Wirksamkeit. Auch in Kiel war die Bewegung spürbar, die von Pearsall Smith ausging, die sogenannte Oxforder Heiligungsbewegung. Von einem Kampf gegen die Sünde hielt dieser amerikanische Evangelist nichts. Seine Verkündigung kann ich am besten charakterisieren durch eine Äußerung, die er damals in Berlin getan hat: „In meiner Jugend war ich ein guter Schwimmer. Ich konnte auf sechsfache Weise schwimmen, nur eins konnte ich nicht, auf dem Rücken schwimmen. So oft ich es probierte, sank mir der Kopf unter das Wasser. Zuletzt nach vielen mißlungenen Versuchen legte ich mich rücklings aufs Wasser, ohne die geringsten Anstrengungen zu machen, und siehe, ich konnte auf dem Rücken schwimmen. So lege dich vertrauensvoll dem Herrn hin, und du wirst von den Wellen der Liebe Gottes getragen werden und nie untergehen.“ Diese Aufforderung, sich in ein Meer von göttlicher Sorglosigkeit hineinzustürzen, fand Anhänger, besonders aber Anhängerinnen unter solchen Christinnen, denen auch ihre äußere Lage den Kampf ums Dasein ersparte. Die Ermahnungen, die ich auf Grund der heiligen Schrift brachte, wurden hinfort geringgeachtet als Zeichen von Rückständigkeit im Christenleben. Vergeblich berief ich mich auf jene Aufforderung des Apostels zu äußerster Anstrengung der eigenen, wenngleich durch die Kraft aus der Höhe befähigten Tätigkeit: Schaffet, daß ihr selig werdet, mit Furcht und Zittern (Phil. 2, 12); mir wurde darauf wohl naiver Weise geantwortet, im Grundtexte werde es wahrscheinlich anders heißen, als Luther es übersetzt habe. Sehr schmerzlich war die Erfahrung, wie wehrlos selbst treue Hörerinnen und Schülerinnen des göttlichen Wortes den Anfechtungen einer so

bedenklichen Verirrung ausgesetzt waren, und mich tröstete darüber nicht, daß sie nur eine Wolke war, die vorüberzog. Denn schon bald hernach gestand Pearsall Smith selbst: „Ich bin betrogen worden durch den Satan, der sich mir in Gestalt eines Engels des Lichtes nahte . . . Ich habe nicht zu viel, aber vielleicht zu ausschließlich das Vertrauen auf Gott betont und nicht genug auf das Wachen hingewiesen. Wandelt vorsichtiglich!"

Ich finde keine andere Stelle als hier, auf eine Äußerung des alten Kaisers hinzuweisen, der 1875 nach Kiel kam und den ich am Bahnhof zu begrüßen hatte, worauf ich am folgenden Tage die Ehre hatte, auf dem Schloß vor ihm zu erscheinen. „Was sagen Sie zu der Sydowschen Geschichte?" fragte der Kaiser. Sydow hatte im Berliner Unionsverein einen Vortrag gehalten, in dem er den historischen Inhalt der Erzählungen des Matthäus und Lukas von der übernatürlichen Geburt Jesu angefochten hatte. Gegen ihn war eine Disziplinaruntersuchung eröffnet worden, welche seine Suspension zur Folge hatte, doch wurde diese Suspension in einem erneuten Verfahren aufgehoben. Der Kaiser selbst beantwortete seine Frage mit den Worten: „Die Sache ist unangenehm, aber was sollten wir tun? Das Gesetz war gegen uns." Daß der Kaiser seine persönliche Überzeugung unbedingt unter das Gesetz stellte, machte auf mich großen Eindruck, noch größeren Eindruck als der Auftritt, der dadurch herbeigeführt wurde, daß ein Universitätsprofessor es für seine Pflicht hielt, an den Kaiser eine Rede zu richten, die ihn ermahnte, Frieden zu halten und dadurch der Welt den Frieden zu geben. Der Kaiser blieb eine Zeitlang geduldig, endlich rief er aus: „Was will ich denn anders, als den Frieden! Aber wenn man

mir den Frieden nicht möglich macht, dann sind hier meine Generäle!" Und er wies hin auf seine Umgebung, in der sich Moltke befand, mit dem ich am Abend vorher zu reden Gelegenheit gehabt hatte.

Häusliches.

Mein häusliches Leben war nicht immer ungetrübt geblieben. In Hamburg hatte ich den Einbruch eines berühmten Silberdiebes befürchten müssen, der den schlechten Geschmack hatte, bei den Pastoren seine Heldentaten auszuüben. Wie ich ihn erwartet hatte, so kam er; er suchte rechts meinen Kollegen Bertheau heim, links den Senior Rehhoff. Da ich gerade eine große Summe fremden Geldes in meinem Schreibtisch verwahrte, hätte er bei mir die reichste Beute gemacht; aber meine Hausdame hatte die Tür nach dem Gärtchen hinter dem Hause zuzuschließen vergessen. Er kam vor die offene Tür, wie man an seinen Fußtapfen im Schnee wahrnahm, fürchtete aber eine Falle und zog sich wieder zurück. Dennoch hatte die unheimliche Nacht schlimme Folgen. Denn der Schrecken in früher Morgenstunde und eine Erkältung, der sich mein jüngerer Zögling dabei aussetzte, leiteten bei ihm eine schwere Diphtheritis ein, die noch lange nachwirkte.

Als die Weihnachtsferien 1874 ihren Anfang genommen hatten, las ich am Abend des ersten Ferientages

meinen Zöglingen Töpffers Bibliothèque de mon oncle vor. Die Fröhlichkeit dieses Abends ist mir im Gedächtnis geblieben, weil diesem Abend lange kein ähnlicher folgte. Denn als mein älterer Zögling, der Gymnasiast, am folgenden Tage zum Schlittschuhlaufen gegangen war, wurde er schwer verletzt zurückgebracht. Er war gefallen und hatte das Bein doppelt gebrochen. Nachdem der Bruch geheilt war, hinkte er. Viel Schlimmeres stellte sich später heraus, als er sein Studium als Theologe vollendet hatte. An schwerer Krankheit starb er wenige Wochen nach rühmlich bestandenem Examen.

Hiermit habe ich vorausgegriffen in die Zeit meines zweiten Hamburger Amts. Aber ich habe noch von dem wichtigsten Ereignis meines Lebens in Kiel zu erzählen. Als der zuerst erwähnte Zögling seine Lehrlingszeit beendet hatte, der zweite zur Universität hinausziehen durfte, also mein Werk an beiden vollendet war, sah ich die Zeit gekommen, das Geheimnis meiner Verlobung zu offenbaren. Viele hatten es mir gewünscht, daß ich eine treue Genossin meines Lebens finden möchte. Jemand, der mein schönes Heim bewundert hatte, brach zuletzt aus in die Klage des Mitleids: „Ach, es ist hier gar kein Nähtisch!“ Nicht nur ein Nähtisch, sondern auch ein Spinnrad sollte fortan in meinem Hause Platz finden. Im Frühling 1876 pflanzte ich in meinem Garten zwei Linden. Und als sie anfingen, grüne Blätter zu tragen, sandte ich unsere Verlobungsanzeigen aus.

Geradezu ein Triumphzug war mir beschieden, als ich in meiner ersten Gemeinde Curslack Brautbesuche machte. Auf hohem Leiterwagen fuhr ich mit meiner Verlobten den Deich entlang; bei den treusten Freunden sprang ich her-

unter: „Nu kam ick mit min Brut; wôlt ji se sehn, so kamt herut!“ Wir saßen in einem Riesenblumenbeet, als wir im Altengammer Pfarrhaus anlangten. Hier war es so traulich wie einst und zugleich so lieblich wie nie zuvor. Es war eben ein Elternhaus, wie es nicht heimischer sein konnte.

Der alte Pastor Jänisch war es dann, der uns in der durch die treue Liebe der Curslacker mit Blumen geschmückten St. Michaelis-Kirche traute. Seine Rede hielt er über 1. Petr. 2, 5: Als die lebendigen Steine bauet euch zum geistlichen Hause. Nachdem sein Mund längst im Tode verstummt war, am Morgen unserer Silbernen Hochzeit, haben wir seine Traurede aufs Neue gelesen und uns nicht minder daran erbaut als einst.

Unsere Hochzeitsreise führte uns nach Thüringen. Ich hatte bis dahin noch keine Ferien gehabt, wie ich denn überhaupt Ferien für eine moderne Erfindung von sehr zweifelhaftem Wert halte. Aber damals verlangte der Arzt für mich eine längere, eine sechswöchentliche Ausspannung. Ich hatte oft an Erkältungen gelitten, sodaß nicht selten in meinen amtlichen Reden meine Stimme wechselte zwischen dem Geflüster einer Silberpappel und dem Gekrächze eines Raben. Meine Hochzeitsreise war also zugleich eine Kurreise — was sie übrigens stets sein sollte. Als wir mit der Post nach Friedrichroda kamen — denn Eisenbahnverbindung dorthin gab es damals noch nicht — blies der Postillon gar lieblich. Aber nicht innerhalb des schon damals stark besuchten Städtchens wählten wir unsere Residenz, sondern ein Viertelstündchen davon entfernt in Wagners Mühle, dem Gottlob gegenüber. Bescheiden waren unsere beiden Zimmer, aber wie glücklich waren wir in

ihnen! Als dritter im Bunde war bei uns Shakespeare, denn wir lasen ihn, und zwar mit solcher Begeisterung, daß die Damen, die unter uns wohnten, sich solche Störung ihrer Stille verbaten. Einmal wurden auch wir gestört, allerdings in angenehmster Weise; uns besuchte Martin Kähler.

Selbstverständlich haben wir nicht alle unsere Zeit darauf verwandt, Shakespeare zu lesen. Wie glückselig waren unsere Spaziergänge und Spazierfahrten nach dem Heuberg, der Tanzbuche, dem Inselsberg, nach Eisenach, der Wartburg, der Hohen Sonne, Ruhla, unsere Reisen nach Gotha und Weimar, nach Schwarzburg und Rudolstadt. Wir hielten auf diesen Fahrten Auge und Herz weit offen, den Mund geschlossen. Schon damals habe ich erfahren, daß für zwei, die einander lieb haben, nichts schöner ist, als mit einander zu schweigen.

So schweige ich auch von diesen sonnigsten Höhen meines Lebens. Meine Erinnerung steht vor ihnen, ganz Auge und Herz, aber sie verstummt.

Am 19. Juli 1876 zog meine junge Frau in das von Clematis übersponnene Haus am kleinen Kiel ein. Die Umgebung prangte im Flaggenschmuck, Guirlanden bildeten eine Via Triumphalis. Scharen Schaulustiger umlagerten den Eingang, Transparente leuchteten uns in der abendlichen Stunde entgegen. Wie glücklich waren wir in unserm Reich! Es wurde viel aufgesucht von denen, die uns lieb hatten, und nicht nur in der ersten Zeit. Gastlich blieb unser Haus, vorzüglich für die Studenten. Der Umgang mit ihnen war ein Jungbrunnen für mich. Ich machte ihre Kämpfe und Leiden, besonders auch ihre Prüfungen, mit ihnen durch und fühlte mich wie ihresgleichen. Den all-

mählich wachsenden Unterschied der Jahre fühlte ich nicht; erst viel später kam ich plötzlich zu der Erkenntnis: ganz so jung wie einst bin ich doch nicht mehr.

Viel schöne Musik erklang in meinem Hause. Es konnte vorkommen, daß wir, wenn wir nach Hause kamen, alles wiederhallen hörten von den schönen Weisen, die ein — jetzt lange im fernen Indien verstorbener — sehr musikalischer Student unserem Klavier entlockte. In abendlicher Stunde wurde viel gesungen. Aber es wurde auch ernsthaft gearbeitet. So versammelte ich meine jungen Freunde zum Studium der augsburgischen Konfession. Nicht als hätte ich etwas Wissenschaftliches bieten wollen; es kam mir nicht in den Sinn, eine theologische Klippschule eröffnen zu wollen. Aber für Herz und Gewissen wollte ich den Theologiestudierenden etwas bieten, sie sollten ihre Freude finden am Bekenntnis der Väter, das meine Freude war. Mißlungen ist mir das nicht; ich habe manches Wort gehört, das mir bezeugt hat, daß meine Arbeit nicht vergeblich gewesen ist.

Überhaupt nahm ich fortan mehr als bisher am geselligen Leben teil; am liebsten an demjenigen, das dem inwendigen Menschen Nahrung bot. Ich erinnere mich besonders eines Abends im Hause des Konsistorialrats Chalybaeus, wo uns Professor Bernhard Weiß einen Vortrag über den Hebräerbrief hielt. Wir beneideten die ersten Leser dieses Buches um die Art und Weise, wie die Geheimnisse des Christenglaubens in ihm gerade ihrer Fassungskraft nahe gebracht worden waren.

Ich komme noch einmal auf die Gastlichkeit unseres Hauses zurück. Ihr war eine schöne Aufgabe gestellt am ersten Jahrestage unserer Hochzeit. Unter Führung meines Freun-

des Wichern trafen vom Rauhen Hause gegen achtzig Gäste ein, mit Trommeln und Pfeifen zogen sie durch die Straßen von Kiel. Die weibliche Leibgarde des geistlichen Amtes, die Sonntagsschullehrerinnen, war zu Hilfe gerufen; sie begleitete die Gäste und uns auf einem Dampfschiff, das ich gechartert hatte, in See, unterwegs unablässig beschäftigt, belegte Butterbröde zurechtzumachen und darzureichen, mit vielem Erfolg. Denn von den hunderten blieb nicht eins übrig. Das Mittagsmahl wurde in unserem Garten eingenommen; wir hatten eine Laube, die für alle unsere Gäste Raum bot. Und die Blumen, die man uns zum Hochzeitstage geschenkt hatte, schmückten unsere Tafel. Ein Hauptgericht bildete Reis mit Zucker und Kaneel, in enormer Quantität gekocht. Wohl eingedenk der drohenden Gefahr, hatte ich der Köchin den Silberschein eines Talers glänzen lassen als Extragabe für den Fall, daß der Reis nicht angebrannt sein würde. Es half nichts, er war doch angebrannt. Es schadete nichts, er wurde doch verzehrt.

Aber der liebste Gast erschien in unserm Hause, als uns ein Sohn geboren wurde. Daß dieser Gast bei uns am Montag nach Palmsonntag einkehrte, also nicht eher als bis durch die Konfirmation die schwerste Last der Winterarbeit von mir genommen war, glaubten wir als ein Zeichen dafür ansehen zu dürfen, daß er sich stets eines rücksichtsvollen Benehmens gegen uns befleißigen würde, haben uns darin auch nicht getäuscht. Als ich in früher Morgenstunde unserer schwesterlichen Freundin Mathilde Wichers die Freudenbotschaft brachte, rief sie aus: „Welch ein guter Anfang!“

Er verleitete mich zu Versuchen, an die ich bis dahin nicht gedacht hatte, und die über die mir verliehenen Gaben

hinausgingen. Wohl war durch die Fürsorge der Großeltern alles für den Kronprinzen vorbereitet, was zu seiner Ausstattung für die ersten Stadien seines Erdenlebens notwendig war, und die getreuen Sonntagsschullehrerinnen mühten sich auch für diesen Gast, indem alle miteinander ihm ein geradezu kostbares Taufkleid stickten. Aber meine Frau fühlte sich durch ihre mütterliche Liebe gedrungen, mit eigenen Händen etwas für ihren Sohn herzustellen, wenn auch überflüssiger Weise, nämlich selbst ihm ein Kleidchen anzufertigen, und ich stimmte ihrem Vorhaben so lebhaft bei, daß ich erklärte, gleichfalls dabei tätig sein und nach einem Muster das Zeug zuschneiden zu wollen. Und so geschah es; aber seltsam — das Kleidchen ließ sich nicht anziehen, denn die Ärmel gingen beide nach derselben Seite.

Verzeihe mir, günstiger Leser! daß ich einen Augenblick sogar bei diesen Erinnerungen verweile. Der Ernst drängt sie schnell in den Hintergrund. Als wieder, wie bei der Geburt unseres ersten Kindes, im Garten die Schneeglöckchen blühten, meldete sich das zweite Kindchen, aber zu früh. Mich rief meine Pflicht nach Sophienhof; diesmal war die Hinfahrt traurig, die Predigt gedrückt, die Rückkehr angstvoll. Als ich wieder zu Hause anlangte, war unser kleiner Richard geboren. Er hat sein kurzes Lebenlang — es währte nur einen Tag — stets geweint. So schmerzlich es uns war, das Wimmern des Kindes zu hören, so war es uns noch viel schmerzlicher, als es verstummte. Über den Tod des Kindes hob uns Gott hinweg auf eigene Weise. Denn noch ehe es zu Grabe gebracht war, erkrankte unser erstes Söhnchen an Diphtheritis auf den Tod. Es war eine schwere Nacht, als ich zwischen

den drei Zimmern hin- und herging, in denen meine schwerkranke Frau, mein sterbenskranker Sohn und mein totes Kind lag. Am Morgen brachte ich die kleine Leiche auf den Gottesacker und sah neben dem Grabe, in das man sie legte, voll Traurigkeit schon ein zweites. Aber als ich zurückkehrte, stand der treue Major von Lützow mit Freudentränen an der Tür meines Hauses, um mir anzukündigen, der Arzt hege Hoffnung für unsern Georg. Diese Hoffnung wurde nicht zu Schanden, und ihre Erfüllung brachte meiner Frau die Gesundheit und uns beiden die Freude wieder. Doch haben wir des heimgegangenen Kindes viel gedacht und wohl auch manchmal von ihm gesprochen, denn unser Sohn, dem nun ein Bruder versagt blieb, hat später, wenn er still vor sich hin saß und wir ihn fragten, woran er denke, manchmal geantwortet: „Ich denke an meinen kleinen Bruder Richard.“ —

Nachweislich hat das Leben im Ehestand mich nicht am Arbeiten gehindert. Denn das Jahr meiner Verheiratung war das eigentliche Geburtsjahr meiner Schriftstellerei. Damals begannen meine Bibelstunden zu erscheinen. Zur Beteiligung an einem andern schriftstellerischen Unternehmen wurde ich aufgefordert durch Professor Grau in Königsberg. Diesen geistvollen Mann hatte ich schon früher kennen und schätzen gelernt. Durch Renan war ich schon als Student aufmerksam geworden auf das interessante Problem, wie die beiden wichtigsten Völkergruppen der Menschheit, Indogermanen und Semiten, sich zu einander verhalten. Diese Frage hatte Grau in einem eigenen Werke behandelt, desgleichen der sächsische Pastor Röntsch. Mit lebhaftem Interesse hatte ich beide Werke gelesen. Um so größer war meine Freude, als Grau zu meiner Überraschung Röntsch

und mich, daneben z. B. Professor Kübel in Tübingen, aufforderte, zu einem Bibelwerk für die Gemeinde uns mit ihm zu vereinigen. Es kam darauf an, den Ertrag der neutestamentlichen Forschung für die weitesten Kreise zu verwerten und die Gemeinde in die Eigenart der einzelnen Schriften des Neuen Testaments einzuführen. Nichts konnte mir willkommener sein als ein solches Unternehmen. Ich habe diejenigen Schriften des Neuen Testaments behandelt, die mir besonders lieb geworden sind, die Schriften des Lukas, die Johannesbriefe und vorzüglich jenen tiefsinnigsten Brief des Paulus, den Brief an die Epheser. Das umfangreiche Bibelwerk hat später trotz der sehr starken ersten Auflage eine zweite erlebt.

Noch ein anderer Plan beschäftigte mich damals. Mein berühmtester Vorgänger in meinem Pfarramt an St. Nikolai in Kiel war Claus Harms gewesen. Sein Name glich damals noch einer köstlichen Salbe, deren Duft man überall wahrnahm. Einer meiner nächsten Freunde, der Kaufmann Faber, erzählte mir, die Nachricht von seinem Tode (1855) habe seinerzeit ihn so ergriffen, daß er heftig erkrankt sei. Am 25. Mai 1878 wurde sein hundertjähriger Geburtstag gefeiert. Mit jenem Tage begann für mich eine Tätigkeit, die ich ein Vierteljahrhundert hindurch eifrig fortgesetzt habe, ich hielt zuerst einen öffentlichen Vortrag für ein gebildetes Publikum. Es war mir möglich gewesen, aus ungedruckten Jugendbriefen ein Bild seiner Entwicklung in seinen ersten Amtsjahren zu gewinnen, sowie auch aus hunderten von Streitschriften ein Bild des Kampfes, in den er eintrat, als er zur dreihundertjährigen Jubelfeier der Thesentat Luthers neue fünfundneunzig Thesen wider allerlei Irr- und Wirrwesen in der evangelischen Kirche heraus-

gegeben hatte. Da ich später in den Besitz der Kollektaneen kam, die er vier Jahrzehnte lang angesammelt hatte, fehlte es mir nicht an Material, als ich mich entschloß, Claus Harms' Leben und Wirken zu beschreiben. Wir haben zwar eine kurze Beschreibung seines Lebens von seiner eigenen Hand, die in ihrer Ursprünglichkeit unübertrefflich ist. Aber in seinem Greisenalter hat er selbst wichtigere Perioden seiner Entwicklung nicht mehr so, wie es der Wirklichkeit entsprach, im Gedächtnis getragen; er schreibt z. B. den Reden Schleiermachers über die Religion einen Einfluß auf sein inneres Leben zu, den sie nach seinen Jugendbriefen nicht ausgeübt haben. Vor allem erschien es mir wünschenswert, sein Werden und Wirken mit der Eigenart seines Zeitalters in Verbindung zu setzen. Vielleicht wäre es mir möglich geworden, anschaulich zu schildern, wie dieser merkwürdige, für die Kirchengeschichte Schleswig-Holsteins im neunzehnten Jahrhundert hochbedeutende Mann, eine dithmarsische Kernnatur, durch Irrtum zur Wahrheit, durch Kampf zum Sieg, durch Arbeit zur Ruhe gekommen ist. Ich bedaure, daß meine Absicht nicht zur Ausführung gelangen konnte, weil die täglichen Obliegenheiten meines Amtes mich zu sehr in Anspruch nahmen.

Auch dadurch wurde ich daran gehindert, daß meines Bleibens in Kiel nicht mehr lange war. Schon in den ersten Jahren meines dortigen Aufenthalts war davon die Rede, daß man mich nach Hamburg, und zwar in das Hauptpastorat zu St. Katharinen, zurückrufen wollte. Es ist fraglich, ob die Mehrheit des Kirchenvorstandes an der genannten Kirche mich wirklich dorthin gewählt hätte; jedenfalls wollte ich damals noch nicht aus meinem Kieler Amt scheiden. Am 8. Oktober 1876 feierte Rehhoff sein fünf-

undzwanzigjähriges Jubiläum als Hauptpastor zu St. Michaelis; ich durfte es in der herrlich an der Elbe gelegenen Sommerwohnung des Bürgermeisters Weber im Kreise seiner Freunde festlich begehen; schon damals dachte er an seinen Rücktritt und fragte mich, ob ich bereit sei, nach Hamburg zurückzukehren. Aber ich konnte mich nicht darin finden, daß er zurücktrat, um mir Platz zu machen. Drei Jahre später gestalteten sich seine amtlichen Verhältnisse so, daß er es als Gewissenssache erkannte, seine Emeritierung nachzusuchen. Zu seinem Nachfolger wurde ich einstimmig erwählt. Pastor Moraht in Hamm, der damals seinem vielbeklagten frühen Ende entgegenging, rief mir noch einen fröhlichen Glückwunsch zu:

Das freut mich aber sehr!
Nun kommen Sie mal her,
Der ganzen Welt zu beweisen,
Daß man vorwärts kommt durch Rückwärtsreisen!

Aus der Zeit des Hauptpastorats in Hamburg.

Neue Aufgaben.

In dem Alter, in dem Alexander der Große die Welt erobert hatte und Luther anfing die Kirche zu reformieren, trat ich das Amt eines Hauptpastors zu St. Michaelis an. Es war weder meine Absicht etwas zu erobern, noch etwas zu reformieren. Doch drängten die Zeitumstände dazu, daß für das kirchliche Leben etwas wiedererobert werden mußte, und zu dem Zweck mußte die Verwaltung des geistlichen Amtes einigermaßen reformiert werden. Ich habe bereits darauf hingedeutet, daß die Pastoren und die große Menge der Gemeindeglieder einander fremd waren. Nur ein sehr kleiner Teil des Mittelstandes und der sogenannten kleinen Leute besuchte die Kirche; was die meisten einzig mit dem geistlichen Amt in Berührung brachte, waren die Taufen und Trauungen. Früher waren diese Amtshandlungen fast ausnahmslos auch von solchen gefordert worden, die dem kirchlichen Leben fern standen. Hatte ich doch während meiner ersten Amtstätigkeit in Hamburg ein Kind Lassalline taufen sollen; als es kurz, ehe ich zum Vollzug der Taufe mich einstellte, plötzlich gestorben war, fand ich es gleichsam

als Opfer vor dem Bilde Lassalles aufgebahrt. Und doch hatten die Eltern die Taufe des Kindes verlangt! Aber jetzt brachte es die Zivilstandsgesetzgebung mit sich, daß Taufe und Trauung vielen als überflüssig erschien. Das Namenchristentum drohte sich in weiten Kreisen als pures Heidentum zu offenbaren. Sollte dem vorgebeugt werden, so mußte man versuchen, die Gemeindegottesdienste für Jedermann anziehend zu gestalten, den Pastoren die Möglichkeit zu schaffen, sich auch solchen Gemeindegliedern zu nähern, mit denen das gesellige Leben sie nicht zusammenbrachte, mehr Kirchen zu bauen und mehr Pastorenstellen zu gründen, dem geistlichen Amte Mithelfer zu werben. Man brauchte sich nicht hinzusetzen und darüber nachzugrübeln, was wohl Neues geschaffen werden könne; es drängte sich von selbst auf. Selbst die Männer, die in der hergebrachten Zurückhaltung des geistlichen Amtes von den Erscheinungen und Bedürfnissen der Gegenwart grau geworden waren, fühlten etwas von der Notwendigkeit, der Zeit zu dienen, wie der Apostel sagt, wenn auch auf die vorsichtigste Weise. Es wird von einem der ehrwürdigsten Geistlichen jener Jahre erzählt, daß er, als der deutsch-französische Krieg ausgebrochen war, sich dadurch veranlaßt fühlte, einmal wieder Julius Cäsars Denkwürdigkeiten vom gallischen Kriege zu lesen; er wollte doch auch auf seine Weise an den welterschütternden Ereignissen seiner Zeit teilnehmen. Ein junger Geistlicher, wie ich, der ich doch arbeitslustig war und in Kiel eine Hochschule frischen fröhlichen kirchlichen Lebens durchgemacht hatte, mußte sich, auch ohne Reformator sein zu wollen, zu neuen Unternehmungen getrieben fühlen, und es war eine gnädige Fügung Gottes, daß meine nächsten Amtsbrüder sämtlich bereit waren, mit mir gemeinsame Sache zu machen,

denn sie standen noch in voller Manneskraft und waren nicht weniger eifrig als ich in dem Bestreben, die Gemeinde, soweit es nur möglich war, dem kirchlichen Leben wiederzugewinnen; so konnten monatliche Pfarramtssitzungen eingerichtet werden, in denen unser Arbeitsplan bis in seine Einzelheiten erörtert wurde.

Es war vor allem nötig, der Gemeinde im Gotteshause etwas zu bieten. Das war auch bisher geschehen; Gottes Wort war gepredigt worden und zwar von jedem der michaelitischen Prediger auf eine Weise, die ihr Gewinnendes hatte; Rehhoff machte tiefen Eindruck durch seine würdevolle Einfachheit, Ritter zog an durch seine Frische, Kreibohm durch seine sinnige Weise, Bertheau durch seinen Ernst, Pauly durch seine edle Sprache. Aber die Predigt allein konnte es doch nicht tun. Und sie sollte es! Denn ihr ging nichts anderes voran als drei lange Gesänge, die drei Viertelstunden der gottesdienstlichen Zeit in Anspruch nahmen. Langsam gesungen, mit Zwischenspielen der Orgel zwischen den einzelnen Verszeilen, hätten sie jeden ermüdet, der sie von Anfang an mitgesungen hätte. Aber es war selbstverständlich, daß man erst während der letzten Verse vor der Predigt sich einfand. Nach allgemeiner Überzeugung bestand der Gottesdienst in nichts anderem als in der Predigt. Glücklicherweise war zu der Zeit, da ich mein Amt antrat, die Unsitte bereits lange abgekommen, die Predigt vorher drucken zu lassen und zu verkaufen; in früheren Zeiten bestand das Predigthören in einem Predigtabhören. Daß der Gottesdienst liturgisch bereichert werden müsse, sah man in weiten Kreisen ein, aber der Erfüllung des Wunsches, daß dies in den hamburgischen Kirchen einheitlich geschehen möge, stand die große Verschiedenheit der theologi-

schen Richtungen im Wege. Wir Michaeliten haben es, wenn auch zögernd, auf eigene Hand, freilich nicht ohne Zustimmung der kirchlichen Aufsichtsbehörde, seit der Passionszeit 1882 versucht, die notwendigen liturgischen Stücke in den Gottesdienst einzuführen, und haben uns auch bemüht, wenngleich noch immer nicht mit dem wünschenswerten Erfolg, die Gemeinde zu innerlicher Beteiligung an der Liturgie heranzuziehen. Leichter gewannen wir den Beifall der Gemeinde, indem wir unsern Kirchenchor veranlaßten, Gesangvorträge einzufügen. Der Chor leistete unter dem überaus eifrigen Vorsänger Hammer Ausgezeichnetes, besonders nachdem wir den Knabenchor durch gesangfähige Männer verstärkt hatten; bei festlichen Gelegenheiten wirkten freiwillige Kräfte in vorzüglicher Weise mit.

Wir gingen einen Schritt weiter, indem wir einige liturgische Gottesdienste einrichteten, in denen Gemeinde- und Chorgesang abwechselten, mehrere Schriftabschnitte vorgelesen wurden und eine kurze Ansprache den Schluß machte. Solche Gottesdienste wurden am Charfreitagnachmittag und am Weihnachtsabend gehalten, außerdem am Abend des letzten Sonntag des Kirchenjahrs (nicht eigentlich zum Gedächtnis der Verstorbenen, sondern zur Erinnerung an die letzten Dinge). Die beiden zuerst genannten Gottesdienste waren besonders in den ersten Jahren außerordentlich stark besucht, auch von solchen, die sonst dem Gotteshause fern blieben. Am Weihnachtsabend wurden zwei erleuchtete Weihnachtsbäume in der Kirche aufgestellt. Aber so fremdartig erschien diese Neuerung, daß ein hervorragender Mann unseres Kirchenvorstandes, der für unsere Kirche ein warmes Herz hatte, sich lebhaft dagegen aussprach und, als er überstimmt wurde, ausrief: „Jetzt sehe ich es kommen, daß in unserer Kirche

auch das Meßglöckchen klingt und das Weihrauchgefäß geschwungen wird."

Bezeichnend ist auch, daß wir nur mit Vorsicht darangehen konnten, Kindergottesdienste in der Kirche zu halten. Wir fingen mit ihnen in den Räumen der Kirchenschule an und verlegten sie erst zwei Jahre später in die Kirche. An dem Zusammenarbeiten mit den Helfern und Helferinnen habe ich in Hamburg nicht weniger Freude gehabt als in Kiel. Auch Mittagsgottesdienste für die Konfirmanden wurden bei uns eingeführt. Ein Konfirmandenbüchlein, das ich schrieb, wurde in vielen Tausenden von Exemplaren verteilt.

Aber unser Verlangen stand danach, gleichsam einen Durchgangsraum zwischen dem alltäglichen Leben der Gemeinde und dem sonntäglichen Gottesdienste zu schaffen. Hierzu sollte uns ein Gemeindehaus dienen; solche gab es damals in Bremen seit zwanzig Jahren, in Hamburg noch nicht. Es war die erste gemeinsame Tat unseres Pfarramts, daß wir mit einem solchen Verlangen vor das christlich gesinnte Publikum Hamburgs hintraten, und wir taten uns etwas darauf zugut, daß wir fünf Geistliche uns zu dieser Tat einmütig verbunden hatten, sie auch einhellig durch fünf Ansprachen in einer Versammlung vertraten, denn solch ein Zusammenwirken war noch nicht vorgekommen. In meiner einleitenden Ansprache mußte ich es geradezu erst motivieren, mußte ich die Genügsamkeit bekämpfen, die von den Pastoren nicht mehr verlangte, als daß sie in den Gottesdiensten und bei den Amtshandlungen Gottes Wort verkündigten, mußte ich ausführen, wie verderblich die Unkirchlichkeit für das allgemeine Leben sei. Ich ging soweit zu sagen: „Nehmen Sie, die Sie Besucher des Gottes-

hauses sind, es nicht für ungut, wenn ich Ihnen erkläre: ich wollte lieber Sie in der Kirche missen, wenn ich für Sie eine gleiche Zahl von solchen eintauschen könnte, die an Glauben und Rechtschaffenheit Schiffbruch gelitten haben; notwendig ist zwar Gottes Wort für uns alle, aber wenn es für Sie so nötig ist wie das tägliche Brot, so ist es für unsere Brüder und Schwestern unter den Elenden so notwendig wie die Luft." Meine Kollegen führten nach verschiedenen Seiten aus, wie vorteilhaft ein Gemeindehaus für die Entwicklung des kirchlichen Lebens sein würde, und zum Schluß gab ich ein Zukunftsbild, in dem ausgemalt war, wie in dem Gemeindehaus eine evangelische Buchhandlung, die Wohnung eines Stadtmissionars, die Zimmer der Diakonissen, ein gottesdienstlicher Raum für Sonntagsschule, Jünglings- und Männerverein, eine Herbergsstube und ähnliche Veranstaltungen vereinigt sein könnten. — Der Besuch der Versammlung war niederschlagend gering. Aber erfolglos sind unsere geduldigen Bemühungen nicht geblieben. Wir sind zu einem Gemeindehaus gekommen, das später veräußert werden konnte, als der genügende Raum für die ins Auge gefaßten Zwecke im Pfarrhof gefunden wurde; und es sind auch die sämtlichen Arbeiten in Angriff genommen worden, die damals als zur Hebung des kirchlichen Lebens wünschenswert bezeichnet wurden; besonders der Männerverein entwickelte sich unter der treuen Leitung meines Kollegen Pauly sehr erfreulich.

Von außerordentlicher Wichtigkeit war bei der starken Zunahme der Bevölkerung Hamburgs die Erbauung neuer Kirchen und die Gründung neuer Pastorenstellen. Bis 1880 war man in der Lösung dieser Aufgabe kaum vorwärts gekommen. Es ist doch erfreulich, daß im Bereich der

Eppendorfer Gemeinde von 1880, in der damals ein Gotteshaus lag und ein Pastor außer Pastor Sengelmann amtierte, jetzt vier Kirchen liegen (abgesehen von mehreren Kapellen und anderen Predigtstätten) und dreizehn Pastoren außer drei ordinierten Hülfspredigern wirken; daß im damaligen Bereich der Gemeinde St. Georg, in dem ein Gotteshaus lag und zwei Pastoren amtierten, jetzt fünf Gotteshäuser stehen mit fünfzehn Pastoren und einem ordinierten Hülfsprediger (außerdem damals eine Kapelle mit einem Pastor, jetzt zwei Kapellengemeinden mit zwei Pastoren); freilich ist auch damit die gewaltig angewachsene Bevölkerung noch lange nicht genügend kirchlich versorgt. Unsere St. Michaelis-Gemeinde hat an Seelenzahl nicht zugenommen; doch hielten meine Amtsbrüder und ich es für notwendig, eine neue Predigtstätte und eine neue Pastorenstelle zu erstreben. Die erstere wurde zuerst gefunden in der englisch-reformierten Kirche am Hafen; aber am Anfang des Lutherjahres 1883 gewannen Bertheau und ich den Bürgermeister Petersen für den Gedanken, aus freiwilligen Gaben die Mittel für eine Lutherkirche zu sammeln, von der wir hofften, daß sie im St. Michaelis-Kirchspiel errichtet werden sollte. Durch Umstände, die uns vielen Kummer bereitet haben, deren Darlegung aber nicht hierher gehört, wurde es uns erschwert, die nötigen Summen zusammenzubringen, und noch mehr erschwert, für die Lutherkirche im St. Michaelis-Kirchspiel einen Platz zu erhalten. Beharrlichkeit hat auch hier zum Ziele geführt; jetzt haben wir für die nächste Zeit die Grundsteinlegung der Lutherkirche in Aussicht, für deren Platz und Bau über zweihunderttausend Mark zur Verfügung stehen. Auch die Errichtung einer neuen Pastorenstelle ist möglich geworden. Für die unserer Kirchenverwaltung erwachsenden

Mehrausgaben schritten wir zu einer freiwilligen Kirchensteuer. Bürgermeister Weber versammelte die Freunde unseres Gotteshauses und unserer Gottesdienste und gab mir Gelegenheit, in längerer Rede sie zur Zeichnung jährlicher Beiträge aufzufordern. Ich trat sehr bescheiden auf, indem ich jedem empfahl, zu einer Steuer von fünfzig Pfennig sich bereitzuerklären. Nur bat ich, daß jeder diesen Betrag mit der Zahl seiner Familienangehörigen und Hausgenossen multiplizieren möge; sowie daß jeder bedenken möge, daß er selbst zugleich für die, welche das Gotteshaus nicht besuchten, einzutreten habe, um den durch ihre Unkirchlichkeit verursachten Ausfall zu decken, sodaß eine zweite Multiplikation nötig werde. Wirklich war die Folge dieses Appells, daß für unsere Gemeinde jährlich etwa zehntausend Mark an freiwilliger Kirchensteuer zusammenkamen, bis in der ganzen Stadt die obligatorische Kirchensteuer eingeführt wurde.

Viel Freude bereitete uns die Veranstaltung von Gemeindeabenden. Das kirchliche Leben von Hamburg unterscheidet drei Klassen von Teeabenden: solche mit silbernen Teekesseln, solche mit dünnen und solche mit dicken Tassen. Hier handelte es sich um die einfachste Klasse, um Teeabende mit dicken Tassen, in einem großen öffentlichen Lokal veranstaltet, und wir hatten die Freude, daß gegen tausend Männer und Frauen, besonders aus dem sogenannten kleinen Mittelstande, der Einladung folgten. Es wurde gemeinsam gesungen, unser Kirchenchor wirkte durch schöne Vorträge mit, zwei oder drei von uns michaelitischen Pastoren hielten Ansprachen, die nicht über das Maß einer halben Stunde hinausgehen sollten; diese Ansprachen zielten darauf hin, die Gemeinde mit dem kirchlichen Leben vertraut zu machen. Gern erinnere ich mich an eine Ansprache, in der Kollege

Pauly Erlebnisse bei Amtshandlungen mitteilte; die zahlreiche Versammlung hörte mit größter Spannung zu, sogar die Kellner ließen die Arme am Leibe herunterhängen, ganz Ohr, ihres Amtes vergessen. Gewöhnlich freilich waren die Pausen, die wir Pastoren zu freischwebender Unterhaltung mit unseren Gemeindegliedern benutzten, am meisten beliebt. — Wenn die Besucher der Gemeindeabende bereits mehr oder weniger kirchlich gesinnt waren, so bemühte ich mich, auf die entschieden Unkirchlichen durch apologetische Vorträge einzuwirken. Die größte Schwierigkeit war hier, diejenigen zusammenbringen, für die solche Vorträge bestimmt waren; nur allzuleicht drängten sich solche herzu, welche Besucher des Gotteshauses waren, und die religiös Gleichgültigen oder Feindseligen blieben fern. Ich habe daher diese Vorträge nicht öffentlich angezeigt, sie auch nicht in öffentlichen Lokalen gehalten, sondern in einer Privatwohnung, wo zwei in einander gehende Zimmer etwa für hundert Menschen Platz boten, und durch Karten, die auf Namen lauteten, habe ich diejenigen zusammengebeten, auf die ich es abgesehen hatte, nämlich nur Männer, die mir die Stadtmissionare als entschieden unkirchlich bezeichnet hatten. Sie kamen; die Vorträge hatten keine gottesdienstliche Einkleidung und behandelten nur die allgemeinen Grundwahrheiten des Christentums; sie scheinen nicht ganz ohne Frucht geblieben zu sein.

Nachdem die obligatorische Kirchensteuer eingeführt worden war, wurde, zunächst durch ein staatliches Gesetz, der Austritt aus der Kirche geregelt. Daraus, daß jemand auch formell aus der Kirche austreten konnte, erwuchs die Notwendigkeit, auf diejenigen, die eine solche Absicht hegten, eine Einwirkung zu versuchen. Ihre Zahl blieb ver-

hältnismäßig gering. Ich führte mit ihnen eine Unterredung herbei, an der regelmäßig einige Kirchenvorsteher teilnahmen. Die Unwissenheit inbezug auf religiöse Dinge, auf die wir stießen, war noch erstaunlicher, als der Starrsinn, der manchem durch seine Parteiführer eingeimpft war. Er wolle überhaupt nichts mit Vornehmen zu tun haben, so erklärte uns ein Arbeiter, er halte sich an Darwin, der ein Zimmermann und eines Zimmermanns Sohn gewesen sei (!). Zuweilen schlug das allgemein Menschliche überraschend durch. Einer, der starrköpfig auf seiner Absicht, aus der Kirche auszutreten, beharrte, sagte am Ende einer längeren Unterredung: „Ich bleibe bei dem, was ich will. Meine Frau hat mich herumbringen wollen, sie hat geweint, als ich hierher ging — aber ich bleibe dabei.“ Ich erwiderte ihm: „Wollen Sie wirklich etwas tun, worüber ihre Frau mit Recht weint?“ Er schwieg einen Augenblick, reichte mir plötzlich die Hand über den Tisch herüber und sprach in großer innerer Erregung: „Ich danke Ihnen, daß Sie mir das rechte Wort gesagt haben!“ Nahm seine Austrittserklärung, riß sie in Stücke und ging von dannen. — Auch denen, die ihre Trauung und die Taufe ihrer Kinder versäumten, gingen wir zusammen mit den Kirchenvorstehern nach; später übernahm es ein Gemeindehelfer, sie aufzusuchen.

Nebenamtliche und außeramtliche Arbeiten.

Das Hauptpastorat, wie es in Hamburg seit lange sich gestaltet hatte, war in den letzten Jahrzehnten ein „Zeichen, dem widersprochen wurde". Der Hamburgische Hauptpastor ist von der Sakramentsverwaltung ausgeschlossen; dadurch ist sein kirchlicher Arbeitskreis auf eine oft schmerzlich empfundene Weise beschränkt. Von verschiedenen Seiten ist das Verlangen nach Befreiung der gebundenen Kräfte des Hauptpastorats ausgesprochen worden. Es interessiert die Leser dieses Buches nicht, meine Meinung über diese Frage zu vernehmen, die in Hamburg von Zeit zu Zeit wieder zu brennen anfängt. Hier will ich kurz von den Arbeiten reden, die mir als Hauptpastor außer der Predigt oblagen.

Eine wichtige Pflicht der Hauptpastoren war die Prüfung der Kandidaten. Es ist oben erwähnt worden, daß eine eigentliche Prüfungsordnung in Hamburg früher nicht existierte. Es war eine glückliche Zeit, in der man einer solchen nicht bedurfte; aber man konnte sich nicht verhehlen, daß diese Zeit vorüber war. Ich selbst, der ich der patri-

archaischen Art, die Kandidaten zu prüfen, viel verdankte, glaubte auf eine feststehende Ordnung des Examens dringen zu müssen und wurde mit der Aufgabe betraut, den Entwurf einer solchen vorzulegen. Sie wurde 1880 eingeführt, später abgeändert, indem eine doppelte Prüfung eingeführt wurde. Mein Prüfungsfach war von Anfang an die alttestamentliche Wissenschaft. Als ich mich aber immer wieder davon überzeugen mußte, wie wenig gerade auf diesem Gebiet der Theologie geleistet wurde und verlangt werden konnte, bestand ich darauf, daß man mir zugleich noch ein anderes Fach zugestehe. Lange Zeit habe ich in der Kirchengeschichte geprüft, später in der Glaubenslehre, zur Zeit außer im Alten Testament in der Glaubenslehre und in der Kirchengeschichte des neunzehnten Jahrhunderts. Stets habe ich bei den theologischen Prüfungen den Gesichtspunkt im Auge behalten: Was muß man in unserer Zeit und in unserer Stadt von einem Geistlichen verlangen, der seinem Stande keine Schande machen, sondern in ihm zum Segen der Gemeinde wirken soll?

Der Beruf des Hauptpastors ist aber, nicht nur seiner einzelnen Gemeinde, sondern der Hamburgischen Kirche überhaupt zu dienen. Daher ist ihm ein gewisses Maß von Mitarbeit an der kirchlichen Verwaltung eingeräumt; er ist als Hauptpastor Mitglied der Synode. Ich habe, bis ich zum Senior gewählt wurde, mich nicht zu den Verwaltungsarbeiten gedrängt, bin sogar gelegentlich von dem Senior Kreusler getadelt worden, daß ich mich von diesen zu sehr zurückhielt. Doch habe ich an der Revision unserer Kirchenverfassung im Jahre 1882 eifrig mitgearbeitet. Nicht ganz unwichtig war für das kirchliche Leben jener Jahre, daß ich von 1880 bis 1885 eine Monatsschrift für die evangelisch-

lutherische Kirche im hamburgischen Staate herausgab. Sie war gedacht als Sprechsaal, in dem verschiedene Meinungen über kirchliche Angelegenheiten geäußert werden mochten, vorausgesetzt, daß dabei der Boden des Bekenntnisses unserer evangelisch-lutherischen Kirche nicht verlassen werde. Natürlich stieß die Monatsschrift sogleich auf Opposition, selbst von entschieden lutherischer Seite. Ich darf sagen, daß sie mir nicht nur viel Mühe und Sorge, sondern auch viel Unruhe und Feindschaft eingetragen hat. Doch fanden sich etwa zwanzig Mitarbeiter, für unsere Verhältnisse eine nicht geringe Zahl. Ich glaube, daß die Monatsschrift sich ferngehalten hat von jenem häßlichen Zwitterding zwischen Friedenhalten und Streitführen, nämlich vom Mäkeln und Nörgeln, überhaupt vom Wühlen und vom Fischen nach kleinlichem Vorteil, vom Parteitreiben wie auch von persönlicher Fehde. Andererseits mußte ich auch hier meiner Überzeugung treu bleiben, daß Ja und Nein zugleich keine gute Theologie ist. Zur Herausgabe der beiden letzten Jahrgänge hatten die Hauptpastoren Kreusler und Röpe sich mit mir verbunden. Ende 1885 stellte die Monatsschrift ihr Erscheinen ein, nicht weil das lesende Publikum ihr sein Interesse entzogen hätte, sondern weil es an der gewünschten Unterstützung durch Mitarbeiter fehlte.

Mit um so größerer Freude wandte ich mich Arbeiten zu, die mir sympathischer waren und dem kirchlichen und religiösen Leben Hamburgs nicht weniger zugut kamen. Seit ich in Kiel am hundertjährigen Geburtstag Claus Harms' einen öffentlichen Vortrag gehalten hatte, glaubte ich gefunden zu haben, durch Vorträge größeren Kreisen dienen zu können. Ich denke hier weniger an die Vorträge, die ich in hochfestlicher Versammlung, gleichsam vor der Stadt

Hamburg, in den Räumen der St. Michaelis-Kirche am zweihundertjährigen Geburtstage Johann Sebastian Bachs und am vierhundertjährigen Geburtstage Philipp Melanchthons gehalten habe, als an die wöchentlichen Vorträge, für die sich jahrelang ein großer Kreis hamburgischer Volksschullehrer zusammenfand; ich habe in ihnen allmählich das ganze Gebiet der Kirchengeschichte, die Einleitung in das Alte und das Neue Testament, das Leben Jesu und Leben, Schriften und Lehre des Apostels Paulus behandelt. Während einer Reihe von Jahren habe ich auch im Winter einen Cyklus von Vorträgen gehalten, die für ein gebildetes Publikum bestimmt waren; das Eintrittsgeld, allwinterlich weit über tausend Mark, wurde einem milden Zweck zugewandt; zu meinen Zuhörern in diesen Vorträgen gehörte eine Zeitlang Bürgermeister Petersen. Von diesen Vorträgen sind die, welche zur Einführung in die heilige Schrift des Alten und des Neuen Testaments dienen sollten, gedruckt worden und, wie ich gehört habe, längst ausverkauft. Besondern Beifall fanden sieben Vorträge, die Rückerts Leben, Denken und Dichten behandelten; ich habe eine kleine Sammlung von Dankgedichten in Rückertscher Manier, die mir damals zugingen. Bei beschränkter Öffentlichkeit habe ich im Anschluß an den Unterricht, den ich in zwei höheren Töchterschulen erteilte, vor einem zusammengebetenen Damenpublikum allwinterlich Serien von Vorträgen gehalten. Eine scherzhafte Erinnerung bleibt mir, daß ich einmal in kulturhistorischen Vorträgen, die ich vor Damen hielt, in deren Mitte plötzlich Hans von Bülow sitzen sah. Ich hatte in meinem Vortrag zufällig von der Musik im Altertum zu reden und freute mich, daß meine Ausführungen von dem berühmten Meister mit einem zustimmenden Kopfneigen ge-

billigt wurden. Besonders ansprechend gestaltete sich ein Vortragszyklus in den Häusern der Eltern einer Anzahl früherer Konfirmandinnen; ich setze beispielsweise die Themata dieser Vorträge hierher: 1) Die Spruchweisheit des Morgenlandes; 2) Sokrates; 3) Hypatia, Athenais, Monica; 4) Wolfram von Eschenbach; 5) Vittoria Colonna; 6) Pascal; 7) Goethe und Schiller in ihrem Verhältnis zum Christentum; 8) Bildung und Religion. Der letzte Vortrag wurde in den Tuilerien gehalten, d. h. in meiner Wohnung am Teilfeld (Teil = Tegel = Ziegel = la tuile).

Ich habe soeben erwähnt, daß ich in einigen Töchterschulen Unterricht erteilte. In den ersten Jahren entzog ich mich den häufig an mich gerichteten Aufforderungen, solchen Unterricht zu übernehmen. Als der Hauptpastor D. Calinich, der zu seinen Töchtern gleichaltrige Schülerinnen in einem Kursus gesammelt hatte, unerwartet früh aus dem Zeitlichen abgerufen wurde und diesen jungen Mädchen der Religionslehrer mangelte, wurde ich dazu gedrängt, in die Lücke einzutreten, und nie habe ich es bereut, bin im Gegenteil Gott und Menschen (unter diesen besonders der hochverehrten Lehrerin meiner Töchter, Fräulein Milberg) sehr dankbar geworden, mit der aufblühenden Jugend in Verkehr treten zu können. Der Hauptpastor hat als solcher keine Gelegenheit, mit Kindern aus der Gemeinde umzugehen, da er keinen Konfirmationsunterricht gibt, außer seinen eigenen Kindern, zu denen ihm dann freisteht, andere zu sammeln. Nun fand ich in dem Unterricht, den ich fortan erteilte, einen Jungbrunnen, einen Lethequell für allerlei Unannehmlichkeiten des amtlichen Lebens — ich bin, auch wenn ich gedrückt in die Stunde kam, stets erfrischt und erfreut aus ihr geschieden, zumal da ich in Jahrzehnten nie Veranlassung

zu einem Tadel fand. Auch dafür bin ich dankbar, daß die Treue meiner Schülerinnen mir den Eingang in manchen Familienkreis geöffnet hat. Das Amt des Hauptpastors in Hamburg ist nicht der Art, daß es ihn vor Vereinsamung inmitten der Großstadt mit Sicherheit schützt; ich bin davor bewahrt geblieben zum guten Teil durch meine lieben Schülerinnen. Wenn ich diese hier namentlich aufzählen dürfte, wie manche hochansehnliche Frau in Hamburg und außerhalb Hamburgs würde ich nennen! — Auch in Beteiligung an verschiedenen Vereinigungen erkannte ich meine Pflicht. Als ich nach Hamburg zurückkehrte, kamen Geistliche aus Hamburg, Lübeck, Eutin, Lauenburg, Holstein zu einer Konferenz in Lübeck zusammen; aber diese Lübecker Konferenz erwies sich nicht als lebensfähig, weil die Verhältnisse der Geistlichen, die sie vereinigen wollte, allzu verschieden waren. Das Lutherjahr brachte die Gründung des Vereins für Reformationsgeschichte, zu dessen Vorstand ich von Anfang an gehört habe. Auf dem Bodensee traf ich zufällig zusammen mit meinem lieben Kollegen Reich, damals Pastor in Eilbeck, jetzt Dekan in Kulmbach; aus unserm Zusammensein erwuchs eine Vereinigung gleichgesinnter Pastoren Hamburgs und Altonas, der sogenannte Reichsverein; viele Jahre hindurch haben wir Reichsvereinsgenossen uns gegenseitig gefördert durch Vorträge oder gemeinsame Schriftauslegung, eine jüngere Generation setzt in gleichem Geiste das Leben dieses Vereins fort. Der Umstand, daß in den achtziger Jahren das theologische Interesse sich besonders dem Alten Testament zuwandte, veranlaßte eine Verbindung hamburgischer Theologen zwecks Beschäftigung mit alttestamentlicher Wissenschaft; diese Verbindung nannte sich die Stiftshütte. Andere Vereinigungen, die nicht spezi-

fisch theologische oder kirchliche Tendenz verfolgten, werden im folgenden genannt werden. Abschließend will ich nur erwähnen, daß ich gelegentlich der Revision der Lutherschen Bibelübersetzung im Verein mit meinen Kollegen, den Doktoren Mönckeberg und Bertheau, das ganze deutsche Alte Testament, einschließlich der Apokryphen, mit dem Grundtexte verglichen und die zahlreichen Wünsche, die sich uns dabei aufdrängten, veröffentlicht habe.

Von dem Hamburgischen Hauptpastor erwartet man auch, daß er, als solcher oder weil ihn das Vertrauen seiner Mitbürger dazu beruft, an einer größeren Anzahl von Einzelverwaltungen teilnimmt. Es würde zu weit führen, wenn ich diejenigen aufzählen wollte, in die ich im Laufe der Jahre eingetreten bin; ich erwähne nur ihrer zwei. Zu meiner Überraschung wurde ich nicht lange nach meiner Rückkehr nach Hamburg aufgefordert, in die Verwaltung der Averhoff-Stiftung einzutreten, die über die Zinsen von beinahe fünf Millionen Mark zu wohltätigen Zwecken verfügt. Ich bleibe denen, die mich zu ihrem Mitverwalter erkoren haben — von ihnen ist nur noch Senator Kähler am Leben —, stets dankbar dafür, denn mir ist dadurch möglich geworden, in schier unzähligen Fällen Hilfe zu leisten, vor allem Witwen und Waisen zu unterstützen, daneben hoffnungsvollen jungen Leuten für ihre Studienzeit Stipendien zuzuwenden. Allerdings ist mir damit zugleich eine Arbeit auferlegt, die beinahe täglich Erledigung fordert; und stets ist die Zahl derer, die durch Versagung der erbetenen Hilfe betrübt werden müssen, größer als die Zahl derer, die durch Erfüllung ihrer Wünsche erfreut werden können. Aber dankbar bleibe ich dafür, daß mir durch die Averhoff-Stiftung ein wichtiger Teil meiner Wirksamkeit er-

möglicht worden ist; daneben freue ich mich auch, daß ich mit einigen der bedeutendsten Männer Hamburgs in erfreulicher Tätigkeit verbunden gewesen bin und noch bleibe; ich will von ihnen nur die Dahingeschiedenen nennen, die Bürgermeister Petersen und Versmann und den hochangesehenen Kaufmann Westphal. Zweitens habe ich viele Jahre der Diakonissenanstalt Bethesda Dienste leisten dürfen, und zwar nicht unwichtige Dienste; ich habe ihr die Oberin Helene Hartmeyer zugeführt, habe auch interimistisch das Amt des Anstaltsgeistlichen, so weit es mir möglich war, zu versehen gesucht. Um diesem Abschnitt, der zwar für mich inhaltsreich, aber für den Leser nicht sehr unterhaltend ist, einen besseren Schluß zu geben, sei hier noch gedacht einer Ausstellung von Kunsterzeugnissen hamburgischer Dilettanten, die 1893 für die genannte Diakonissenanstalt, genauer für ein Kinderheim dieser Anstalt, in den Räumen der hiesigen Kunsthalle veranstaltet wurde. Die Eröffnung geschah vor einer hochansehnlichen Versammlung; neben den Frauen unserer Bürgermeister war unter anderen die Gräfin Waldersee und die hochbetagte Jugendschriftstellerin Elise Averdieck, die Bethesda-Mutter genannt, gegenwärtig. In meiner einleitenden Ansprache ging ich aus von einer Vision, die ich folgendermaßen beschrieb:

„Als ich vor einiger Zeit Hamburgs Straßen durchwanderte zu einer Stunde, in der sie noch mehr als sonst vom regsten Arbeitsleben erfüllt waren, zog eine hohe, schöne Frauengestalt meine Beachtung auf sich. Je länger ich sie im Auge behielt, desto mehr überzeugte ich mich: sie war ein Wunder, denn sie tat Wunder. Ich bemerkte, daß sie mit vielen, denen sie begegnete, wohlbekannt war; es fiel mir aber auf, daß die, die sie nicht kannten und daher keine

Aufmerksamkeit für sie hatten, viel mühseliger aussahen, als ihre Freunde und Bekannten. Denn diese wurden, wenn sie auch in eiligem Geschäftsschritt vorwärts strebten, sogleich viel heiterer, sowie der helle Strahl aus den Augen der schönen Frau sie traf; sie atmeten dabei auf, als schöpften sie plötzlich anstatt des Straßendunstes die Lebensluft eines Maientages in Gottes freier Natur. Aber die Begrüßungen gingen ohne Wort vor sich, nur mit dem warmen Blick der Vertrautheit; und einen solchen Blick sandte die wundersame Fee auch zu den Fenstern manches Hauses hinauf, als ob sie sagen wollte: auch dort bin ich daheim. Ich konnte nicht umhin, wie in einem Zauberbann von ihr gehalten ihr zu folgen, und kam so als ihr Geleitsmann bis hinaus in die Vororte, bis dahin, wo die Häuserreihen bereits Unterbrechungen erleiden, sodaß es scheint, als besänne sich Hamburg, ob es noch weiter sich erstrecken will oder nicht. Dort war es, in einer unfertigen Straße, wo meine Aufmerksamkeit von ihrem bisherigen Gegenstand abgelenkt wurde auf einen neuen, nicht weniger wundersamen. Denn hier sah ich am Wegrand sitzen eine weibliche Gestalt, ebenso hoch und edel, als die vorherbeschriebene, aber die elastische Fröhlichkeit mangelte ihr ganz und gar, vielmehr saß sie etwas in sich zusammengesunken, und ihr Haupt war vornüber gewandt und ihre Augen sahen unvergleichlich ernst wie in das Weite. Plötzlich kam mir der Gedanke, diese Gestalt müsse ich schon einmal gesehen haben; ich sann und sann — da wurde es mir deutlich: geradeso hatte im vorigen Jahr der berühmte Meister unsere arme Vaterstadt dargestellt, wie sie tränenlos trauert über die Tausende, die der furchtbaren Krankheit zum Opfer fielen; die ich dort im Bilde gesehen, die hatte ich hier in Wirklichkeit vor mir.

Indessen war auch die holde Fee stehen geblieben, der ich aus der geräuschvollen Straße bis in diesen stillen Vorort gefolgt war; sie stand und sah die gebeugte Frau an, und da diese ununterbrochen fortfuhr, ihren schweren Gedanken nachzuhängen, nahm sie das Wort und sprach: Um deinetwillen bin ich hierhergekommen; kennst du mich nicht? Ja, sagte die andere, doch ohne das Haupt zu erheben, ich weiß von dir, aber ich wüßte nicht, was uns zusammenbrächte; du weilst, wo frohe Menschen sind, ich habe hier mein Reich, ein ernstes Reich, wo viel geklagt, geseufzt, geweint wird, wo man in trostlosen Nächten vergangener Zeiten reuig gedenkt und um Vergebung bittet, wo man zweifelnd zittert und schon selig dran ist, wenn vor dem Verzweifeln der Glaube die letzte Hoffnung schützt. Du aber, setzte sie hinzu und schlug voll ihre Augen auf, weiche von hier, damit nicht deine schöne Fröhlichkeit vor dem Medusenangesicht des Schmerzes ersterbe. — Nur ein wenig ernster war die andere Gestalt geworden, indem sie entgegnete: Wir sind einander nicht so fremd, wie du meinst. Wieviel würde mir fehlen, wenn ich dich nicht kennte! Ohne dich würde mir mein tieferer Inhalt und wahrer Wert verloren sein, und nichts bliebe mir von mir selber übrig als leichtes, leeres Spiel. Aber auch du, die Not, dankst mir, der Kunst, nicht wenig; ein Bild, an dem der Kranke sich weidet in langen öden Stunden, oder einen Gesang, der die Seele des Verzagten still und stark macht und für den Sterbenden der Fittich wird, der ihn hinaufträgt in des Vaters Schoß, dergleichen hast du ja von mir. Drum laß uns Schwestern sein; sieh, ich bin gekommen, dich zu fragen: wie kann ich schwesterlich fortan noch mehr als sonst dir dienen? — Da sah die Not, wie die trauernde Gestalt eben genannt worden

war, seitwärts auf ein geräumiges Haus am Wege, dessen Fenster hell waren, aber nicht von festlichem Kerzenschimmer, und nun richtete sie sich auf und legte beide Hände in die Hände der anderen, die sich ihr zu schwesterlichem Dienst erboten hatte, und schaute ihr tief ins Auge, doch schwieg sie noch sinnend. Wie ich die beiden hohen Frauen, deren Bedeutung für das Leben der Menschen mir nie so überwältigend entgegengetreten war wie in diesem Augenblick, bereit sah, einen Bund miteinander zu schließen, da ließ ich mir plötzlich eine Übereilung zu Schulden kommen; es drängte mich, ein Wort des Beifalls mit dazu zu geben; aber sowie das erste Wort, ich weiß nicht einmal mehr welches, mir über die Lippen kam, waren die beiden Gestalten verschwunden. Keine Spur war von ihnen übrig geblieben, und ich bin mir sogar zweifelhaft darüber, ob ich wirklich durch mein täppisches Dreinredenwollen zwei Himmlische verscheucht hatte, oder ob vielleicht auf einem meiner gewohnten Wege von Hamburg nach Borgfelde und Bethesda hinaus der Plan, Hamburgs Kunst um Hilfe zu bitten für unsere Not, sich mir gekleidet hatte in diese Vision!"

Das war die Einleitung der Ansprache, die hinauslief auf die Bitte, „der allzeit fleißigen und tugendsamen Jungfrau Bethesda zu ihrer Aussteuer eine Beisteuer" zu vergönnen, die denn auch nicht ausgeblieben ist.

Gelehrte Studien.

Ich habe gereits angedeutet, daß ich mich außer zu solchen Vereinen, die pastorale oder theologische Interessen verfolgten, noch zu anderen Vereinigungen hielt, die nicht bestimmt kirchlichen Zwecken dienten, solche auch selbst hatte gründen helfen. Mit sechs anderen Ehepaaren bildeten meine Frau und ich einen Shakespeare-Klub, der uns eine Quelle edler Freude wurde. Wir haben fast alle Dramen des großen Dichters mit verteilten Rollen gelesen, später noch Dramen von Calderon und von Sophokles.

Viele Jahre hindurch bot mir große Anregung ein griechischer Klub, zu dem Männer verschiedener Berufsarten sich verbunden hatten. Mein Direktor Classen nahm an ihm Teil, mit jugendlicher Frische, bis verhältnismäßig plötzlich das Greisenalter auch über sein Geistesleben hereinbrach; ferner der jetzige Direktor des Johanneums Schulteß, wegen seiner Anspruchslosigkeit bei gründlicher Gelehrsamkeit ein hochgeschätztes Glied unseres Kreises; mein treuer, ärztlicher Berater Wilhelm Sieveking, von mir bewundert wegen der Vielseitigkeit seiner Interessen; mein zu früh dahingeschiedener Kollege Hauptpastor D. Röpe, lebhaft beteiligt an der Sache

und zugleich befähigt, in gewinnender Unterhaltung mancherlei an das vorliegende anzuknüpfen; der Bankier Dr. Söhle, dessen Bescheidenheit sein reiches Wissen und lebendiges Interesse verhüllte; Professor Dr. Sillem und mein Spezialkollege D. Bertheau, beide gründlich und zuverlässig. Es war schon ein Genuß, mit diesen tüchtigen Männern zusammen zu sein; der Genuß wurde dadurch verdoppelt, daß unser Zusammensein den alten Griechen galt. Zuerst freilich beschäftigten wir uns mit einem Schriftsteller, der nicht eigentlich zu diesen gezählt werden kann, wir lasen die sieben Bücher des jüdischen Krieges von Josephus, gingen dann aber zu Thukydides über. Es war die Höhe unserer gemeinsamen Arbeit, als wir uns mit diesem größten griechischen Geschichtschreiber beschäftigten. Nachher folgten Schriften von Plato, Aristoteles, Demosthenes, Sophokles, Aeschylus, Herodot.

Wie ist es zu beklagen, daß diese Schriftsteller fast nur traktiert werden in einem Alter, in dem man noch nicht für ihr Verständnis gereift ist, und daß das spätere Leben selten zu ihnen zurückkehrt! Ich kenne kaum etwas, das mehr befriedigt, als die Lektüre der griechischen Prosaiker; und wenn ich gefragt werde, welche Abschnitte von aller allgemein menschlichen Literatur meines Erachtens nach Sprachform und Inhalt die ausgezeichnetsten sind, so werde ich ohne Zögern und Schwanken denjenigen nennen, in dem Perikles sich über die athenische Freiheit, und denjenigen, in dem Demosthenes sich über seine Politik ausspricht. Jedem Leser dieses Buches gönne ich, daß er sich erfreut an der Schilderung, die Perikles von dem öffentlichen Leben Athens gibt; nie ist eine glückliche Zeit glücklicher dargestellt worden. Allerdings kann die deutsche Übersetzung die Fein-

heit des griechischen Ausdrucks nur unvollkommen wiedergeben: „Freiheitlich gestalten wir nicht nur unser politisches Leben, sondern auch unsere geselligen Verhältnisse, gegenüber der anderswo üblich gewordenen argwöhnischen Beobachtung des einen durch den anderen. Wenn jemand sich in frohem Mut einmal etwas erlaubt, so grollen wir nicht sogleich, machen auch nicht sogleich ein saures Gesicht, was, wenn es auch nicht wirklich Schaden bringt, doch kränkt und lästig wird. Während wir aber im Privatleben zwang- und harmlos verkehren, hüten wir uns doch im öffentlichen Leben vor Übertretungen, denn wir hegen hohe Achtung vor der Obrigkeit und vor den Gesetzen, insbesondere vor denjenigen, die zu Nutz und Frommen solcher gegeben sind, die Unrecht leiden; in gleicher Ehrfurcht beugen wir uns vor den Gesetzen, die nicht niedergeschrieben sind, deren Verletzung aber das allen gemeinsame Schamgefühl uns verbeut. Auch für die Erholung unseres Geistes von mühevoller Arbeit haben wir zahlreiche Gelegenheiten eingerichtet; hierzu dienen uns Wettkämpfe und Opferfeste, die sich durch das ganze Jahr hinziehen, hierzu aber auch die geschmackvolle Einrichtung unserer Häuslichkeit, deren täglich neuer Reiz den Trübsinn bannt. Dazu wird wegen der Größe unserer Stadt aus aller Welt alles bei uns eingeführt, und wir genießen die Erzeugnisse fremder Länder nicht weniger bequem als die Produkte unseres Landes. Inbezug auf unsere Ausbildung zur Wehrhaftigkeit unterscheiden wir uns von den Lakedämoniern auf folgende Weise: wir lassen unsere Stadt jedem offen stehen; Ausweisungen von Fremden nehmen wir nicht vor; es kommt uns gar nicht darauf an, jemand eine Kunde oder einen Anblick zu entziehen, der ihm etwa von Nutzen sein könnte; denn wir

verlassen uns nicht sowohl auf einzelne Veranstaltungen zur Abwehr oder Überlistung des Feindes, sondern auf unsern persönlichen Mut. Bei den Spartanern wird die Jugend mühselig gedrillt, und schon von früher Kindheit an soll die Mannhaftigkeit eingeimpft werden; aber wir gehen bei unserer ungezwungenen Lebensweise nicht weniger tüchtig als jene den Gefahren entgegen, die unsere ganze Kraft herausfordern; sind wir dann bei unserem leichten Sinn und vermöge der uns zum Charakter gewordenen Tapferkeit ebenso kühn entschlossen, die Entscheidung zu wagen, wie unsere Gegner infolge beschwerlicher Einübung und ihrer Satzungen, so ist der Vorteil ja offenbar auf unserer Seite, da wir uns mit der zukünftigen Not nicht schon im Voraus abquälen. Und wie hierin, so ist unsere Stadt auch in anderer Beziehung der Bewunderung wert. Wir lieben das Schöne, aber ohne Prunksucht; wir trachten nach geistiger Bildung, aber verweichlichen uns nicht dabei. Reichtum gebrauchen wir als Mittel zum Zweck, nicht um mit ihm zu prahlen; Dürftigkeit einzugestehen ist nicht schimpflich, wohl aber ist es bedenklich, wenn jemand sich nicht aus ihr herauszuarbeiten vermag; dieselben Männer vereinigen in sich sorgfältige Kenntnis und Behandlung ihrer persönlichen und zugleich der öffentlichen Angelegenheiten; denn wer an den letzteren gar nicht Anteil nimmt, den halten wir hier in Athen nicht für einen sogenannten ruhigen Bürger, sondern für einen unnützen Menschen. Und wenn ich alles zusammenfassen soll, so sage ich, daß Athen überhaupt die Hochschule von Hellas ist, und daß jeder einzelne aus unserer Mitte am meisten befähigt ist, seine Persönlichkeit nach den verschiedensten Richtungen hin in anmutiger Leichtigkeit zur vollgenügenden Ausbildung zu bringen."

Dieser spiegelklaren, friedevollen Beredsamkeit des Perikles bei Thukydides tritt gegenüber die leidenschaftliche Erregung des Demosthenes in der Rede für den Kranz und stimmt doch mit ihr überein in der Begeisterung für Athen, die nach der Schlacht bei Chäronea etwas Ergreifendes hat: „Die Athener der früheren Zeit verlangten nicht zu leben, wenn ihnen nicht in Freiheit zu leben vergönnt war, denn jeder von ihnen war überzeugt, nicht nur seinen Eltern, sondern auch seinem Vaterlande geboren zu sein. Worin besteht der Unterschied? Wer da glaubt, nur seinen Eltern geboren zu sein, erwartet den vom Schicksal bestimmten natürlichen Tod; wer aber für sein Vaterland lebt, wird lieber sterben als es in Knechtschaft sehen wollen, und furchtbarer sind ihm die Beschimpfungen und Verunehrungen, die man in unterworfener Stadt ertragen muß, als der Tod. Wollte ich mich nun unterwinden zu sagen, daß ich euch erst dahin gebracht hätte, eurer Vorfahren würdig zu denken, so würde jeder mich mit Recht tadeln. Jetzt aber erkläre ich, daß ihr selbst von solchen Gesinnungen beseelt seid, und zeige, daß schon vor mir solcher Geist im Staate herrschte; nur behaupte ich, daß auch ich an allem, was ins Werk gesetzt ist, dienend teilgenommen habe. Es ist aber keine Rede, nein, keine Rede davon, daß ihr verkehrt gehandelt habt, Athener, indem ihr für die Freiheit und die Rettung aller den gefahrvollen Kampf unternahmet, das schwöre ich euch bei euren Ahnen, die bei Marathon als Vorkämpfer auftraten, und bei denen, die in Platää in Reihe und Glied standen, und bei denen, die bei Salamis und bei Artemision zur See kämpften, und bei vielen anderen, die in öffentlichen Grabmälern als wackere Männer ruhen. Sie alle hat der Staat gleichmäßig ehrenvoll be-

stattet, nicht nur die, welche Glück hatten und siegten — mit vollem Recht, denn was die Pflicht braver Männer war, haben alle vollbracht, Glück aber hatten sie nur in dem Maße, wie Gott es jedem zuteilte."

Es sei mir verziehen, daß ich dem Drange nicht habe widerstehen können, diese vollkommensten Proben klassischer Denk- und Redeweise hierher zusetzen. Wilhelm von Humboldt schrieb, er danke Gott, daß er ihn so lange habe leben lassen, daß er die Bhagavad-Gita, jene theosophische Episode des indischen Mahabharata, kennen gelernt habe. Mein Geschmack ist ein anderer; ich liebe den Orient, aber meine Begeisterung gehört lebenslang den Griechen. Ich habe einen geistreichen Mann in Hamburg sagen hören, wenn unsere Bildung uns nicht durch die klassischen Propyläen sondern durch die ägyptischen Pylonen oder durch die indischen Felsengrotten hindurchführen würde, so würde der Unterschied nur ein geringer sein — sein Geistreichtum machte ihn töricht.

Der Genuß, den der griechische Abend mir bereitete, veranlaßte mich, verschiedene griechische und römische Klassiker für mich zu lesen, teils aus reiner Freude an ihren Werken — so Xenophons hellenische Geschichte, Livius — teils weil ich Verbindungslinien zwischen ihnen und meinen übrigen Studien zog; so schien mir Aeschylos wichtig zu sein für das Verständnis der poetischen Bücher des alten Testaments, Plutarch und Mark Aurel für die Geschichte des aufgehenden Christentums.

Seit ich in Hamburg an den theologischen Prüfungen teilzunehmen hatte, sah ich es überhaupt als meine Pflicht und darum als mein Recht an, mich wissenschaftlich zu beschäftigen. Besonders war ich durch meine Examenfächer

hingewiesen auf das Alte Testament und auf die Kirchengeschichte. Mit der Wellhausenschen Auffassung des alten Testaments habe ich ein Jahrfünft hindurch gerungen, bis sie aufhörte, mir zu imponieren, weil unbestritten alte Teile des alten Testaments, wie beispielsweise das Deboralied, meines Erachtens ihr widersprechen. In der Kirchengeschichte war es, wie einst, die Spannung zwischen Katholizismus und Protestantismus, die mein lebhaftestes Interesse erregte; daneben veranlaßte jene mich, Kulturgeschichte zu studieren; mein Hauptbuch dafür wurde Carrieres fünfbändiges Werk über die Kunst im Zusammenhang der Kulturentwicklung und die Ideale der Menschheit; ich habe dies Werk mehrere Male durchgearbeitet. Von den einzelnen Zeitaltern zog mich am meisten an das Zeitalter der Renaissance und des Humanismus.

Jetzt wurden auch meine orientalischen Studien wieder aufgenommen, und zwar zuerst die Sanskritstudien. Später war ich so glücklich, die Bekanntschaft von zwei jüngeren Gelehrten zu machen. Der eine, Martin Klamroth, Oberlehrer am Wilhelm-Gymnasium, hat sich durch verschiedene sorgfältige Arbeiten auf dem Gebiet der arabischen Philologie ausgezeichnet, sowie durch eine geschmackvolle Uebersetzung der fünfzig ältesten Suren des Korans, welche die Reimprosa des Originals nachahmt. Der andere, Friedrich Vogelreuter, Sekretär an der Stadtbibliothek, war sehr gut unterrichtet auf dem Gebiet des Persischen, Armenischen, Türkischen. Mit beiden kam ich Jahre lang an jedem Mittwochabend zusammen, im Winter, um arabische, im Sommer, um persische und türkische Schriftsteller zu lesen. Besonders imponierte mir dabei der arabische Geschichtschreiber Ibn Chaldun, dessen sehr weit ausgesponnene Einleitung in

die Geschichte wir zum Teil gelesen haben. Dieser arabische Schriftsteller ist ein Wunder seiner Zeit (des vierzehnten Jahrhunderts) in anbetracht der verständigen Kritik, die er an der Überlieferung übt, und des eindringenden Verständnisses der allgemeinen Kulturentwicklung. Der berühmte italienische Staatsmann, Geschichtschreiber und Orientalist Amari sagt, wenn er eine Seite von Ibn Chaldun gelesen habe, meine er Guicciardini oder Machiavelli vor sich zu haben. Dies Wort unterschreibe ich nicht, die beiden mir wohlbekannten Florentiner stehen mir viel höher; aber auf dem Gebiet der morgenländischen Literatur erscheint mir die Einleitung des Ibn Chaldun unvergleichlich.

Meine gemeinsamen Arbeiten mit Klamroth und Vogelreuter nahmen ein beklagenswertes Ende. Als ich an einem Mittwochmorgen, am 28. April 1890, mich auf unsere abendliche Lektüre vorbereitete, wurde ich in dieser Vorbereitung unterbrochen durch die Trauernachricht, daß Klamroth auf einem Spazierritt gefährlich gestürzt sei; er starb noch an demselben Tage. Einige Jahre darauf, am 22. August 1894, starb Vogelreuter am Gehirnschlag.

Es war mir beschieden, Proben meiner Arbeiten auf dem Gebiet der morgenländischen Sprachen der Oeffentlichkeit zu übergeben. Professor Nowack in Straßburg forderte mich auf, für sein Kommentarwerk zum alten Testament das Buch Daniel zu bearbeiten. Diese Aufforderung überraschte mich so sehr, daß ich zauderte ihr zu folgen. Ich habe es doch getan und mein Kommentar hat Anerkennung gefunden, selbst seitens solcher Autoritäten wie Kautzsch und König, auch wird er in kurzem in neuer Auflage erscheinen. Man hat sich darüber gewundert, daß er, obgleich das Werk eines praktischen Theologen, mehr philologische als theologi-

sche Behandlung enthalte; aber die philologische Genauigkeit scheint mir die sichere Grundlage schaffen zu müssen, auf der dann die Theologen weiterbauen können. Ich gestehe gern ein, daß es mir eine besondere Freude machte, als ich unverhofft Gelegenheit hatte, eine Frucht meiner vieljährigen Studien, die ich ausschließlich zu meiner eigenen Weiterbildung betrieben hatte, öffentlich zu verwerten. — Im hiesigen Verein für Kunst und Wissenschaft wurde ich aufgefordert einen Vortrag zu halten und wählte zum Thema Hafis, ein Rätsel der Weltliteratur. Als ein Rätsel bezeichnete ich den großen persischen Lyriker, weil ich ihn, der nie geliebt und Wein getrunken hat, nicht schlechtweg für einen Sänger der Liebe und des Weins halten kann, und weil ich andererseits nicht seine Lieder allegorisch von heiliger Mystik deuten kann. Hafis selbst klagt über Mißverständnis seiner Dichtungen und verwahrt sich dagegen:

Mancher hört der Rede Schall,
Doch den Sinn versteht er nicht —
Niemand als die Nachtigall
Weiß, wovon die Rose spricht.

Mein Vortrag versuchte zu zeigen, daß auf dem Boden des Pantheismus, dem Hafis huldigt, eine Verbindung von Gottinnigkeit und Weltlust möglich ist, eine solche Verbindung, die zwischen dem Vorwiegen des einen und des anderen Faktors hin und her schwankt. Die Proben hafisischer Dichtung, die ich in meinen Vortrag einflocht, erregten Beifall, sodaß eine der musikalischen Größen Hamburgs mich um die Erlaubnis bat, sie zu komponieren. Ich schließe hier mit einer solchen Probe, die für meine Auffassung spricht:

In Schiraz aus Haus und Hütte dringt's wie Sonnenschein
heraus,
Tritt aus jeder Tür ein Mädchen, frühlingsblumenrein, heraus

Selbst vom Richter und vom Vogte, Mufti auch und Scheich
sogar
Bringt man dort den unverfälschten rosenroten Wein heraus.

Wo in Gärten Harfen klingen, hörst du aus der Saiten Schall
Früh und spät der Nachtigallen süße Melodein heraus.

Ja auch mitten in der Stunde weltentrückter Andacht lugt
Aus des Frömmlers Mienenspiele weltlich Trunkensein heraus

Doch in solchem Paradiese fehlt mein Freund mir, und mir stiehlt
Seufzer sich um Seufzer leise aus des Herzens Schrein heraus.

Wer ist der Freund? Etwa der, von dem Hafis' Landsmann Sadi einmal sagt:

Mein Freund ist näher mir, als ich mir selber bin;
Doch bin ich ihm so fern — wer faßt der Rede Sinn?!

Persönliche Erinnerungen.

Wer sich einige Zeit in Rom aufhält, wird es nicht versäumen, bei Sant' Alessio die berühmte Schlüsselloch-Aussicht zu bewundern; durch ein Schlüsselloch in einer dortigen Tür sieht man die Kuppel der Peterskirche, vom Laubwerk einer Gartenallee lieblich eingerahmt — der deutsche Wanderer wird dadurch an den Blick erinnert, den man von der Hohen Sonne auf die Wartburg hat. Mir sind in meinem Amte viele solcher Schlüsselloch-Aussichten geworden; ich habe oft durch das Schlüsselloch der Tür des Todes zurückblicken müssen auf ein reiches Menschenleben, und dieser Blick hatte etwas Gewinnendes, Erhebendes. Das Andenken an solche Stunden, wo ich ein bedeutendes Menschenleben zusammenschauen und zusammenfassen mußte, gehört zu meinen wertvollsten Erinnerungen.

Im Jahre 1883 mußte ich auf das beendete Leben meines Amtsvorgängers, des Seniors D. Rehhoff, zurückblicken. Als Knabe hatte ich in tiefer Ehrfurcht zu ihm aufgeschaut, wenn er als Patron in die damals von mir besuchte Stiftschule kam; als Jüngling durfte ich in sein

Haus kommen und war ich von ihm examiniert worden; er hatte mich ordiniert in meiner Landgemeinde und hernach zu St. Michaelis an seiner Seite willkommen geheißen; endlich hatte ich an seine Stelle treten dürfen. Drei Jahre lang lebte er im Abschied, von meinen Kollegen und mir noch immer verehrt wie ein Vater in Christo, von dem wir uns gern das Psalmwort (in lateinischer Sprache) zurufen ließen: Siehe, wie fein und lieblich ist es, wenn Brüder einträchtig bei einander wohnen. Rührend war es, wie sehr der Greis die Predigten, die ich junger Mann hielt, auf sein inneres Leben bezog; als ich einmal ausgeführt hatte, wie die zahlreichen Hoffnungen der Jugend beim Fortschritt des Lebens immer geringer an Zahl werden, indem sie, ob erfüllt oder getäuscht, in beiden Fällen aufhören, bis endlich nur die eine große Sehnsucht im Christenherzen übrig bleibt, selig zu sterben, sagte er mir nachher: „Das war recht für mich gesagt, das ist mein Fall.“ Voll Demut blickte er auf sein Lebenswerk zurück. Ein junger Prediger kam ihm einmal mit der Meinung, es müsse doch herrlich sein, sich sagen zu dürfen, daß man so viel schöne Predigten gehalten habe. „Was?“ rief er, „ich bin mir nicht bewußt, auch nur *eine* schöne Predigt gehalten zu haben.“ Friedlich und mannhaft zugleich sah er dem Tode entgegen. Wenige Tage vor seinem Ende (am 9. Januar 1883) sprach er den dringenden Wunsch aus, nun bald hinweggenommen zu werden; „wozu kann Gott mich hier noch gebrauchen?“ fragte er. Ich antwortete: „Um uns zu zeigen, wie wir ruhig und fest dem Tode ins Angesicht blicken sollen.“ Da flog ein heller Schein über sein Antlitz: „Sie haben recht — aber man denkt leider immer an sich; nun, wie Gott will, nur nicht allzulange!“ Lange hat es

dann nicht mehr gewährt, so durfte an seinem Sarge bezeugt werden, daß er zu denen gehöre, die richtig vor sich gewandelt haben und zum Frieden gekommen sind.

Rehhoff kam im Alter zu Grabe, wie Garben eingeführt werden zu seiner Zeit (Hiob 5, 26); viel zu früh nach unsern menschlichen Gedanken wurde Rinck von uns genommen am 17. September 1887, der reichgesegnete Prediger an der Anscharkapelle im St. Michaelis-Kirchspiel. Gebührenderweise hatten wir ihm als einem „Großen in Israel" eine würdige Trauerfeier in der St. Michaelis-Kirche bereitet. Ich durfte ihm bezeugen, daß er, als er aus einer fernen kleinen Gemeinde in unser großstädtisches Treiben versetzt wurde, die beiden Verkehrtheiten vermieden hat, in die bei solchem Wechsel die meisten verfallen. Man hat ihn erstens nicht leicht klagen hören, daß er bei uns auf manches ihm Liebgewordene, auch auf manches Heilsame und Wichtige verzichten mußte, daß er auf manches Hindernis des kirchlichen Lebens stieß. Zweitens hat er nicht sofort Pläne entworfen, wie überall Besserung anzubahnen sei, und in wohlwollenden aber fruchtlosen Versuchen sich ermüdet; er kündigte überhaupt nichts an, nur das eine, daß er dienen wolle, und zwar den Armen dienen wolle. Jahre vergingen, in denen noch niemand vorhersah, wie bedeutend seine Wirksamkeit sich ausgestalten würde. Aber als seine Lebensarbeit in unserm Boden tief und fest Wurzel geschlagen hatte, da streckte sie ihre Zweige weit aus, vor allem über die St. Michaelis-Gemeinde und über Hamburg, aber weiterhin über die deutsche evangelische Christenheit und bis ins Morgenland und bis in die Heidenwelt hinein. Bei seiner Silberhochzeit hatte ich ihm und seiner Frau das Psalmwort zugerufen: Ihr seid die Gesegneten des Herrn,

der Himmel und Erde gemacht hat; zum Segen gereichte ihm endlich auch sein letztes schweres Leiden, durch das der Herr Schmelzerarbeit an ihm trieb.

Als dritten nenne ich hier einen Mann, der ein Beweis dafür war, wie jemand auch in untergeordneter Stellung durch Tüchtigkeit und Treue für weite Kreise von Bedeutung werden kann, meinen väterlichen Freund Kandidat Stöter, den Oberküster zu St. Michaelis. Er war ein geschätztes Mitglied des Kreises der „großen Propheten", eines Kränzchens älterer hamburgischer Geistlicher; die Freude seines Lebens war die in reingotischem Stil als Hamburgs Dankesdenkmal nach dem großen Brande aufgeführte St. Nikolai-Kirche, für deren Bau er sich stets auf das lebhafteste und wirksamste interessiert hatte. Zwischen ihm und mir bestand immer dieselbe Freundschaft und Geistesgemeinschaft; wie während meiner ersten Amtstätigkeit in Hamburg, so kamen wir, und mit uns mein sinniger Kollege Kreibohm, auch nach meiner Rückkehr nach Hamburg allwöchentlich an einem Abend zu theologischer Lektüre zusammen. Gern habe ich von ihm auch eine tadelnde Kritik meiner Predigten gehört und beherzigt. Er entschlief nach kurzer Krankheit am 30. November 1891, seinem christlichen Glauben und Hoffen treu bis ans Ende. Ich fühlte mich ärmer, als sein goldtreues Herz voll väterlicher Freundschaft nicht mehr für mich schlug.

Wo in meinem Arbeitszimmer die Bilder meiner heimgegangenen Freunde stehen, grüßt mich neben Stöters ehrwürdigem Angesicht das freundliche Antlitz meines ehemaligen Gymnasialdirektors Classen. Einst hatte er mit uns Primanern Jakob Grimms Rede über das Alter durchgenommen; nun lebte er uns ein Greisenalter vor, das noch

nichts von dem Fleiß und den Interessen früherer Jahre verloren hatte. Waren auch seine Altersgenossen ihm sämtlich vorangegangen, so spann er sich doch nicht in eine einsame Ecke ein, sondern gesellte sich zu jüngeren Männern. Ich habe schon erwähnt, daß er es nicht verschmähte, an unseren griechischen Abenden teilzunehmen; uns war es eine Ehre und nicht geringe Förderung, den von ihm kommentierten Thukydides mit ihm zu lesen. Aber er bewahrte sich bis an das Ende seines Lebens auch für das, was über seine Lebensarbeit weit hinauslag, lebhaftes Interesse. Eines Tages kam er zu mir und wünschte Literatur über Hafis zu haben, über den er in einem Privatkreise einen Vortrag halten wollte. Ich gab ihm einige Werke, und als er sie nach einiger Zeit zurückbrachte, rief er wehmütig aus: „Ach, ich habe wieder Gelegenheit gehabt zu erkennen, wie viel mir in meinem langen Leben unbekannt geblieben ist!“ Es war an einem Thukydides-Abend, als ich ihn nach irgend einer sprachlichen Unregelmäßigkeit fragte, die mir aufgefallen war. Zu meinem Erstaunen war er mit der hier bei Seite gesetzten grammatischen Regel nicht mehr bekannt. In diesem Augenblick fiel uns zuerst auf, daß sein Geistesleben im Niedergang begriffen war. Nun ging es langsam abwärts, bis ein sanfter Tod ihn am 31. August 1891 von allen leiblichen Gebrechen befreite.

Zu den bedeutenden Männern, an deren Sarge ich zu dem trauernden Hamburg geredet habe, nachdem mich das Leben vielfältig mit ihnen zusammengeführt hatte, gehören die Hamburgischen Bürgermeister Dr. Petersen, Dr. Versmann und Dr. Hachmann. Von den beiden letzteren wird später die Rede sein. Mit dem ersteren arbeitete ich zusammen in der Verwaltung der obenerwähnten Averhoff-

Stiftung; hier hatte ich vielfache Gelegenheit, seine allgemeine Menschenfreundlichkeit kennen zu lernen. An schönen Sonntagnachmittagen im Sommer waren meine Frau und ich zuweilen seine Gäste auf seinem Landsitz; dann machten wir erquickende Spaziergänge in dem großen Park und nachher gab es fröhliche Unterhaltung über die verschiedensten Gegenstände im Kreise seiner Angehörigen. Gern rufe ich mir einen geschichtlich hervorragenden Augenblick in seinem Leben vor die Erinnerung. Es war bei dem Vollzug des Zollanschlusses; da stand der Bürgermeister von Hamburg vor dem Haupte des deutschen Reiches, der ehrwürdige Greis vor der jugendlichen Manneskraft des Kaisers, mit beiden Händen die dargebotene Rechte des Herrschers fassend, treu und innig ihm ins Auge schauend; da erschien Bürgermeister Petersen als die Verkörperung unserer alten freien Hansastadt in ihrem treuen Anschluß an das gesamte Vaterland. Seine letzte Krankheit fiel in die Zeit der Heimsuchung Hamburgs durch die Cholera 1892. Er trug die Vaterstadt auch während seines schweren Leidens auf dem Herzen, sodaß er nicht genau genug benachrichtigt werden konnte von dem Weh, das über sie hereingebrochen war, ja daß er in den Wochen, in denen andere Hamburg freiwillig mieden, von seinem Landsitz aus alle beneidete, denen es möglich war, in Hamburg an dem gemeinsamen Kampf gegen die Not teilzunehmen. Seine Sehnsucht, nach der Stadt zurückzukehren, wurde ihm erfüllt, aber nur um dort zu sterben am 15. November 1892.

Demjenigen Bürgermeister, der mich zweimal nach St. Michaelis gewählt hatte, Dr. Weber, konnte ich zu meinem aufrichtigen Schmerze nicht dankbar die letzte Ehre erweisen, weil ich, als er unerwartet schnell abgerufen wurde, mich

in Rom aufhielt. Ihn überlebte seine Mutter, Frau Kommerzienrat Weber, die ihr Alter auf mehr als 94 Jahre brachte, bei wunderbarer Geistesfrische bis an ihr seliges Ende. Lange hatte sie in ihrem Hause Vorträge angesehener Männer Hamburgs über die verschiedensten Gegenstände veranstaltet; diese sogenannten Weber-Abende bildeten ihrer Zeit einen Faktor in dem wissenschaftlichen Leben Hamburgs. Noch in den letzten Jahren hielt ich ihr inmitten des Familienkreises, der zu ihr aufschaute wie zu einer Patriarchin, Bibelstunden, die nicht selten zu Bibelbesprechungen wurden, in denen auch sie selbst gerne das Wort nahm; aber auch wenn sie schwieg, lauschte sie leuchtenden Blickes und brennenden Herzens. So trefflich aber ihre Geistesgaben waren, so haben doch die, die ihr nahestanden, noch mehr an ihrem Gemüt gehabt; sie hatte ein Herz für den Wechsel von Freud' und Leid in dem Leben aller, die ihr nahestanden, einen treuen Sinn auch in das Kleine einzugehen, wenn durch das Kleine jemand erfreut werden konnte. Das letzte, das ich ihr auszulegen versuchte, war die Offenbarung St. Johannis; sie war voll von Freude über die farbenreichen Bilder von der Herrlichkeit des ewigen Lebens, die dies Buch entrollt; den Schluß haben wir nicht mehr betrachtet, sie sollte, was in ihm geweissagt ist, schauen in ewigem Licht. Als ihr Sohn, der Bürgermeister, ihr voranging, fragten wir wohl: Wie wird die Hochbetagte diesen Schlag überstehen? aber sie sprach voll christlicher Ergebung: Ich werde ihn bald wiedersehen. Kampflos wurde sie abgerufen am 1. Dezember 1886.

Zu warmem Danke hat mich und die Meinen verpflichtet eine betagte Frau, die gleichfalls an der Spitze eines großen Familienkreises stand, Frau Elisabeth Goßler.

Wiederholt hat sie auf ihrem wunderschönen Landsitz mir ein Haus inmitten eines großen Parks für den Sommer zur Verfügung gestellt; meine Kinder genossen dort die Wohltat erquickenden Landlebens und meine Frau und ich nahmen an dem regen Verkehr der großen Familie teil. Frau Goßler konnte etwas Abweisendes haben und wurde von Manchen mit mehr Scheu als Liebe angesehen. Sie, die früh Elternlose, aus ihrer fernen Heimat in Amerika zu uns herübergekommen und nie ganz in unserer Sprache heimisch geworden, hat manches anders verstanden, als es gemeint war, und das Mißverständnis, an dem sie mit der Energie ihres starken Geistes festhielt, gab ihr Anlaß zu einem Verhalten, das sie sonst nicht gewählt hätte. Gegen die Meinen und mich war sie stets von großer Güte. Aber auch abgesehen von dem Dank, den ich ihr persönlich schulde, bin ich nie wankend geworden in der Hochachtung, die ich vor ihrem Charakter gehabt habe; sie war aus sehr festem Holz geschnitzt, aber unwandelbar in ihrer Gottesfurcht. Es ist für sie bezeichnend, daß sie es dem Apostel Petrus nicht vergessen konnte, daß er seinen Herrn verleugnet hat; das erschien ihr so unfaßbar, daß sie dafür keine Entschuldigung zuließ. Dabei war sie doch den innigsten Empfindungen zugänglich. Von dem Tode eines Kindes, das ihr durch einen jähen Unglücksfall entrissen worden war, hat sie, obwohl seitdem etwa vierzig Jahre vergangen waren, mir nie ohne tiefste Bewegung erzählen können. Als das Kind im Sarge lag, nahm sie aus seiner Hand eine Rose und sprach den Wunsch aus, diese Rose solle dereinst, wenn sie selbst entschlafen sei, ihr auf die Brust gelegt werden; die längst verwelkte Blume erhielt den Platz, der ihr so viele Jahrzehnte vorher zugedacht war. Mit der Klarheit und

Schärfe, die ihrem Denken eigen war, hat sie sich zuletzt deutlich gesagt, daß es zum Sterben gehe, sich der Gnade und Barmherzigkeit Gottes und ihres Erlösers empfohlen, und die Ihrigen um Verzeihung gebeten. Über ihrem Sarge sollte nach ihrem Wunsche nicht ein Lied vom Sterben gesungen werden, sondern das Triumphlied: Ein feste Burg ist unser Gott. So geschah es, nachdem sie friedlich entschlafen war am 18. April 1886.

Wie viele begegnen meiner Erinnerung, mit denen ich glückliche Stunden verlebt habe, bis ich in einer stillen Stunde meines Amtes warten mußte an ihrem Sarge und ihrem Grabe! Würde ich auf der Kanzel eine Minute lang mein Auge schließen, so würde ich auf den Kirchenbänken anstatt der Zuhörer von heute ein anderes Geschlecht zu sehen glauben, das jetzt nicht mehr durch einen Spiegel in einem dunklen Worte sieht, sondern von Angesicht zu Angesicht. Viele meiner treusten Zuhörer habe ich, der ich ja als Hauptpastor nur Prädikant war, persönlich nie kennen gelernt; wirkte doch auch das frühere Geschiedensein zwischen Pastoren und Gemeindegliedern noch immer nach. So erhielt ich Jahr für Jahr einen herzlichen Neujahrsgruß, auf den ich mich im Voraus freute, von einem Unbekannten, der sich regelmäßig bezeichnete als „meinen treuen Anhänger“; nachdem ich diesen Gruß sechszehn Mal empfangen, wurde ich an den Sarg des Mannes gerufen, der mich so ganz im Verborgenen geliebt hatte. — Ich schließe diese persönlichen Erinnerungen, indem ich meines Vorgängers im Seniorat gedenke, des D. Kreusler. Als ich während meiner Reise in Norwegen auf dem Drammens Vei oberhalb Bergen spazieren ging, kam ich an zwei Unbekannten vorüber, die auf einer Ruhebank Platz genommen hatten; daß sie mit-

einander deutsch sprachen, lenkte meine Aufmerksamkeit auf ihre Unterhaltung; da hörte ich den einen zu dem anderen sagen: „Unter unseren orthodoxen Predigern ist doch Kreusler der erste!“ Und der Mann hatte Recht. Mein alter Freund, der Hauptlehrer von der Heyde, rief, als er Kreusler als Hauptpastor zu St. Petri seine Antrittspredigt hatte halten hören, ganz glücklich aus: „Jetzt wird die Petrikirche wieder einen Turm bekommen!“ Denn bis dahin war der Turm der St. Petrikirche vom großen Brand her noch immer eine traurige Ruine, die sich alsbald wirklich zu der jetzigen schönen Pyramide verjüngte. Er predigte aus dem Vollen der heiligen Schrift heraus, in der besonders solche Worte, die mystisch tief und auch in ihrer Ausdrucksweise reich sind, ihm duftend entgegenblühten wie eine rote Rose; und zugleich predigte er aus einem warmen Gemütsleben. Seine Predigtsprache war oft von geradezu künstlerischer Anschaulichkeit; in einem populären Vortrage habe ich ihn einmal die Lage mancher Familie und zugleich ihre Gesinnung zeichnen hören in der Schilderung des Wagens, der am Umziehtage ihre Habe beförderte, Bett und Tisch und Stuhl und Topf und Pfanne, nur das Notdürftige und dies ziemlich defekt, aber obenauf das gestickte Sophakissen. Selbst der Fehler, der an seinen Predigten und Reden gerügt wurde, war nur die Rückseite einer hohen Tugend; er predigte zu lang, aber nur deshalb konnte er nicht schnell wieder aufhören, weil sein Herz übervoll war. Als Senior ist er zuletzt noch der schwierigen Aufgabe näher getreten, Maßnahmen zu finden, die eine Besserung des kirchlichen Notstandes in Hamburg verheißen konnten; die Vorschläge, die er in dieser Hinsicht gemacht hat, blieben sein Testament; als er sie niedergeschrieben hatte, traf ihn der Schlaganfall,

der seinem Leben an seinem siebenzigsten Geburtstag, am 12. April 1894, das Endziel setzte. Als wir ihn zu Grabe geleitet hatten und einer seiner nächsten Amtsbrüder ihm am Rande desselben tiefernste Worte nachrief, sang ihm zugleich ein Vögelchen mit heller Stimme das letzte Lied — Kreusler hatte stets so große Freude gehabt auch an dem Kleinleben der Natur.

Die Cholerazeit 1892.

Im Mai 1892 feierte ich in einem Gedächtnisgottesdienst das Andenken an den Brand von Hamburg vom Jahre 1842; er ist das Flammentor gewesen, durch das die alte Hansastadt zu großartiger Entwicklung hindurchschritt, denn neues Leben wächst aus den Ruinen. Dem Männerverein von St. Michaelis habe ich einmal einen Vortrag gehalten über Hamburgs trübste Weihnachtsfeier; es war die des Jahres 1813, als in der Christnacht ein großer Teil der Bevölkerung von den Franzosen zu den Toren hinausgetrieben wurde, worauf viele im machtlosen Kampfe gegen Kälte und Hunger unfern der Tore ihrer Vaterstadt untergingen, „ein ungeheurer Knäuel, elfhundert oder mehr," wie Rückert in den „Gräbern von Ottensen" klagt. Aber was ist selbst diese Zahl gegen die achttausend Opfer, die die Cholera im Jahre 1892 vom August an forderte! und wie viel andauerndes Siechtum und Not anderer Art haben die achtzehntausend Erkrankungen zur Folge gehabt! Und doch habe ich in dieser Notzeit mich gefreut, Hamburger zu sein. Freilich wenn dieselbe Angst vor der Cholera,

die außerhalb Hamburgs grassierte, innerhalb unserer Stadt geherrscht hätte, so wäre ihr öffentliches Leben in seine Atome auseinandergefallen. Aber während man anderswo meinte, Hamburg sei ein großes Grab, sah man in unserer Stadt weniger von der grausen Not selbst als von dem einmütigen, unablässigen Bestreben, sie zu bekämpfen. Die große Stadt fühlte sich wie eine Familie. An dem Vergleich mit einer Familie läßt sich schon der Eindruck am besten deutlich machen, den man von dem Ausbruch der Epidemie empfing. Es war, wie wenn in einen zahlreichen häuslichen Kreis schwere Krankheit einkehrt, die sogleich mehrere Familienglieder befällt. Man wagt sich den ganzen Ernst der Lage noch nicht einzugestehen; die Trübsal steht zu langem Wohlergehen in einem Gegensatz, der zunächst kaum glaublich erscheint; muß man sich dann eingestehen, daß es sich zugleich um Leben und Tod für mehrere handelt, so fühlt man sich gleichsam überrumpelt, und auch das bestgeordnete Hauswesen gerät vorübergehend in Verwirrung; aber man faßt sich bald und fügt auch das Schwerste in eine geregelte Lebensweise ein, und der geduldige Kampf gegen die Heimsuchung bietet eine Art Trost. So erging es uns.

Am 23. August jenes unvergeßlichen Jahres war ich in fröhlicher Gesellschaft auf dem Hammer Hof; auch mein hochverehrter Arzt, Dr. Wilhelm Sieveking, war zugegen. Man flüsterte sich Befürchtungen wegen einer Choleraepidemie zu; aber einzelne Cholerafälle hatte, wenigstens in früheren Jahren, jeder Sommer gebracht. Erforderte doch auch die Untersuchung, ob ein Krankheitsfall wirklich als asiatische Cholera zu bezeichnen sei, zwei Tage. Wirklich festgestellt war die Choleraepidemie erst am 24. August.

Nun griff sie mit beispielloser Schnelligkeit und Gewalt um sich; man hat ihr Auftreten einer Explosion verglichen. Drei Tage später zählte man bereits an einem Tage 1105 Erkrankungen und 455 Todesfälle. Und weil diese zum bei weitem größten Teile auf die engbebaute innere Stadt entfielen und man die Kranken nicht in ihren Wohnungen lassen konnte und wollte, nahm die Physiognomie Hamburgs einen durch sein schweres Schicksal gezeichneten Charakter an. Alsbald wurden die Straßen durchkreuzt von den zum Krankentransport eingerichteten Wagen, die den großen Krankenhäusern und den Cholerabaracken zustrebten; man denke sich, wie furchtbar gesteigert die Ansprüche wurden, die an diese Anstalten und ihr Personal gestellt wurden, indem der Transport unablässig fortdauerte, Tag und Nacht durchschnittlich nicht fünf Minuten lang eingestellt wurde; man stelle sich auch den Triumphzug des Todes vor, der vom frühen Morgen bis zum späten Abend sich fortbewegte zum Zentralfriedhof, wo 250 Arbeiter, in eine Tag- und eine Nachtschicht geteilt, beschäftigt waren, die nötigen Erdarbeiten vorzunehmen. Mir ist unvergeßlich die Nacht vom 27. bis zum 28. August, in der ich bis zwei Uhr beschäftigt war — zum Teil auch damit, selbst mein Haus zu bestellen. Frau und Kinder hatte ich nach Travemünde, wo sie bis kurz vor Ausbruch der Cholera die Sommerfrische genossen hatten, wieder zurückkehren lassen. Es war totenstill in meiner großen Amtswohnung; von meinem zu ebener Erde gelegenen Arbeitszimmer aus, dessen Fenster in der schwülen Sommernacht geöffnet waren, sah ich in meiner Nachbarschaft unaufhörlich Krankenwagen vorfahren und verschwinden; es war, wie wenn in diesem Stadtviertel, in dem die meisten Cholerafälle vorkamen, der Würgengel von Haus

zu Haus ginge. Der Morgen brachte dann eine Trauernachricht nach der andern; der Weinhändler mir gegenüber, den ich am Abend vorher hatte mit Nachbarn sich unterhalten sehen, war am andern Morgen nicht mehr unter den Lebenden; zwei Kinder, die noch am letzten Sonntag am Kindergottesdienst teilgenommen hatten, hatte der himmlische Kinderfreund zu sich gerufen.

Neue schwere Sorge kam über mich, indem ich die Nachricht erhielt, daß mein jüngstes Töchterchen in Travemünde schwer am Typhus erkrankt sei. Ich versagte mir nicht, auf zwei Tage hinüberzureisen. Als ich zurückkehrte, wurde mir bei dem Gedanken, wie ich nun meine Vaterstadt finden würde, schwer ums Herz. Ich blieb, als ich mich Hamburg näherte, fast allein im Zuge übrig. Indem ich von ferne die schwarze Luftschicht erblickte, die immer über der Großstadt lagert, war es mir, als sei das der giftige Nebel, der sich über sie gebreitet hatte. In der kurzen Zeit meiner Abwesenheit waren mir so viel Schauergeschichten erzählt, daß mir war, als sei ich in Begriff, eine Pesthöhle, die Residenz des Todes aufzusuchen. Aber sowie ich angekommen war, sah ich, wie Gottes Sonne trotz der dunklen Wolke, die ich von ferne zu sehen geglaubt hatte, freundlich niederschien, wie die emsige Arbeit, die unsere Straßen so unruhvoll macht, nicht aufgehört hatte; ja auf den freien Plätzen entfaltete sich ein fröhliches Bild, denn noch zahlreicher als sonst spielten dort die Kinder, die von allem Schulzwang auf lange Wochen hinaus befreit waren. Ihr Spiel war manchmal eigener Art, nämlich zeitgemäß; die Kinder hatten sich Baracken gebaut und Friedhöfe abgesteckt und trugen einander als Kranke und Tote weg. Aber darin sah ich etwas Verheißungsvolles; wenn der kindliche

Geist triumphierte über die Schrecken der Seuche, sollte das nicht auch der männlichen Überlegung und Tatkraft gelingen? Wirklich sah man ihre Spuren überall. Beinahe an jedem Hause erblickte man Anschläge, die sich auf die Cholera bezogen, von langen Auseinandersetzungen, die Belehrungen über die Krankheit und über Schutz- und Heilmittel wider sie enthielten, bis zu der mannhaft kurzen Aufforderung: „Man bittet über die Cholera nicht zu debattieren“; selbstverständlich auch Angaben über die Stellen, wo ärztliche Hilfe, wo Desinfektionsmittel, wo Linderung materieller Not zu finden sei, Warnungen vor Genuß schädlicher Speisen und Getränke, Ermutigungen wie z. B.: „Magen warm, Kopf hoch, Herz fest“. Mit hellklingendem Geläute zogen Wasserwagen durch die Straßen; der Schall ihrer Glocken rief Trauer und Hoffnung zugleich hervor; Trauer, denn wie erschütternd war der Gedanke, daß der breite, schöne Elbstrom, Hamburgs Lebensader, in tötliches Gift sich verwandelt haben sollte, daß jeder Vorrat Wasser, den man im Hause hatte, als verderbenbringend angesehen werden mußte, so verderblich, daß nicht einmal der Fußboden damit gereinigt, die Straße damit besprengt werden sollte, so lange nicht übelriechendes Lysol hinzugesetzt war; dennoch war es zugleich eine Freude, zu sehen, wie von allen gewetteifert wurde, Jedermann gesundes Wasser, nämlich Quellwasser oder gekochtes Wasser unentgeltlich darzubieten, eine Freude, zu beobachten, wie Jung und Alt herbeiströmte, um in Eimern, Krügen, Töpfen, Schalen, Kannen ein bischen Wasser davonzutragen; eine Freude, sich auszumalen, wie das Ganze ein Gleichnis dafür sei, daß unserm Volk einmal die Augen darüber aufgehen werden, daß die Lehren der Gottlosigkeit, die viele einschlürfen wie Wasser, Gift-

krank sind, daß es nicht mehr vergeblich den Ruf der Kirchenglocken vernehmen wird: Kommt zu dem Wasser des Lebens, kauft ohne Geld und umsonst! — Man pflegt wohl zu sagen: Krankheit verbindet, Seuche trennt. Ich habe in Hamburgs Notzeit von der trennenden Wirkung der Seuche nichts bemerkt. Bürger aus allen Ständen opferten Zeit und Kraft den Werken der Liebe, die Männer des Senats, beispielsweise der Chef der Polizei, Senator Hachmann, leuchteten als Vorbilder. „Geld hat jetzt nur den einen Wert, Arme zu unterstützen," sagte mir ein wohlhabender Mann, und bewies durch die Tat, daß dies nicht nur ein schönes Wort war. Nie war es so leicht, Armen zu helfen, als in diesen Tagen, in denen so vielen geholfen werden mußte; zugleich war dieser Helferdienst so tüchtig organisiert, daß jeder einzelne Fall in wenig Stunden untersucht war.

Auch der Dienst der Kirche wurde organisiert. Ich schrieb eine Ansprache an die Gemeinden im Sinn des Schriftworts: Kommt, wir wollen wieder zum Herrn; denn er hat uns zerrissen, er wird uns auch heilen; er hat uns geschlagen, er wird uns auch verbinden (Hosea 6, 1). Diese Ansprache wurde von allen Kanzeln verlesen. In jener Zeit füllten sich die Gotteshäuser außergewöhnlich; der Ernst lag fühlbar auf diesen Versammlungen; kam es doch vor, daß in einem Gottesdienst vier- oder fünfmal jemand krank hinweggetragen werden mußte. So wurde diese Ansprache mit tiefer Bewegung angehört; sie wurde an die Kirchtüren geheftet und in dreißigtausend Exemplaren verteilt, auch von den bedeutendsten Zeitungen ganz abgedruckt. Außerordentliche Gottesdienste wurden eingerichtet und stark besucht, auch Abendkommunionen gehalten. Die das gesprochene Wort nicht erreichte, suchte man zu erreichen durch das ge-

druckte; viele Zehntausende von Schriften, die sich auf die Heimsuchung bezogen, wurden verbreitet. Ich war eines Tages Zeuge davon, wie ein mir unbekannter Mann ein Flugblatt: Ich bin der Herr dein Arzt — auf einem öffentlichen Platz unter die ihm Begegnenden austeilte. Von ihm unbemerkt, ging ich einige Schritte hinter ihm und freute mich darüber, wie hurtig und geschickt er seinen Samen ausstreute; mehr noch darüber, wie ernsthaft die Vorübergehenden das ihnen Gebotene in Empfang nahmen. Nur Einer rief lachend aus: „Nun wollen sie uns ja wohl mit Gewalt bekehren!" In diesem Augenblick schlug ich dem Lachenden, der mich nicht kannte, auf die Schulter, wies auf die naheliegenden Cholerabaracken und sagte: „Tun Sie es nur — denken Sie an die, die dort liegen!" Und im Nu wurde er ganz ernst und antwortete: „Ja, dann ist es zu spät!"

In der Einführungsrede, die ich in jenen Tagen meinem Amtsbruder Schwieger zu halten hatte, klagte ich: „Es wird jetzt die traurige Tatsache offenbar, daß wir Pastoren für die große Masse der Bevölkerung nicht mehr sind, was wir sein sollten: Freunde in der Not, Helfer zum Glauben und Hoffen. Wir täuschen uns darüber hinweg, weil wir doch noch immer gerufen werden, um gewisse Wendepunkte im Leben mit Weihe zu umgeben; aber was will das heißen, wenn man uns nicht braucht in der Trübsal!" Wir Geistliche versuchten, Helfer in der Not zu werden. Eine Anzahl von Pastoren trat zusammen, um die Stätten, wohin Cholerakranke gebracht wurden, unter sich zu verteilen. Meine Aufgabe wurde es, die Baracken in der Hafengegend zu besuchen. Es waren vier große Holzschuppen, hell und luftig, zur Aufnahme von achtzig und mehr Kranken ausreichend, die von vier Ärzten und einem Oberarzt behandelt

und von katholischen Schwestern verpflegt wurden. Hier fand man Kranke aller Nationen und Religionen, nicht nur Europäer aus verschiedenen Völkern, sondern auch Araber und Neger, nicht nur Christen der verschiedenen Kirchen, sondern auch Mohammedaner und Heiden. Die Krankheitsbilder waren sehr verschiedenartig; man braucht sich aber von den Vorgängen in den Baracken nicht eine allzuschreckliche Vorstellung zu machen; kam es auch vor, daß einmal fast Alle innerhalb einer Barackenhälfte im Sterben lagen, so daß ich mich fühlte wie auf einem Schlachtfelde, so kam es wiederum vor, daß eine Puppe, die ich einem Kinde mitbrachte, bewirkte, daß alle Kranken hochkamen und an dem Jubel der Kleinen teilnahmen. Denn auch Kinder fand man in diesen Baracken; eine Mutter, der zwei ältere Kinder an der Cholera gestorben waren, hatte, als sie selbst von der Krankheit ergriffen wurde, ihr kleinstes Kind, etwa zehn Wochen alt, nicht missen wollen und hatte es, als sie aus ihrer Wohnung weggeholt wurde, in die Baracke durchgeschmuggelt, wie sie meinte; man hatte es wohl gemerkt, hatte ihr aber das Kind nicht entreißen mögen. Die Frau genas, und das Kind, das sie vor den Ärzten ängstlich unter der Bettdecke gehütet hatte, war gesund geblieben.

In gewöhnlichen Zeiten scheut man sich, in der Seelsorge mit der Tür ins Haus zu fallen; man empfindet das Bedürfnis, einander kennen gelernt zu haben und näher getreten zu sein, ehe man sich auf ein geistliches Gespräch einläßt. Auch den Cholerakranken habe ich ja nicht rücksichtslos den Finger auf die Brust gesetzt und verkündigt: Du mußt sterben —; doch war bei der Kürze der Zeit ohne Umschweife die Rede von dem, was das Wichtigste ist, von Gottes Friedensgedanken, von der Ergebung in

seinen Willen, von der Versöhnung und Erlösung durch Christum, von dem Frieden in der Hoffnung des ewigen Lebens. Der Kranke bedurfte nicht erst der Vorbereitung, er wußte, daß ich Gottes Wort für Leben und Sterben bringen wollte, sonst wäre ich nicht gekommen. Was ich brachte, ist nie von einem Kranken zurückgewiesen worden, wenn auch von dem Einen mehr, von dem Anderen weniger bereitwillig entgegengenommen, von dem Einen beherzigt, von dem Anderen aus dem Sinn geschlagen. War doch der Seelenzustand, in dem ich die Kranken vorfand, sehr verschiedenartig. Jemand, den ich fragte, ob er fest glaube, daß der Herr ihm nahe sei und ihm helfen wolle, antwortete darauf mit einer mir unvergeßlichen Freudigkeit: „Ganz gewiß". Aber unvergeßlich bleibt mir auch, wie ein Neger, ein Bild der Kraft, auf meine Frage, ob er den allmächtigen Gott und den Herrn Jesum Christum kenne, mir mit ergreifend kläglicher Stimme antwortete: „Esch biarrifni (Was weiß ich!)". Am anderen Tage war der riesenstarke Mann von der Krankheit zermalmt und schon bewußtlos; die Schwestern baten mich, ihn noch zu taufen, wie man einen kranken Säugling taufe; aber bei einem Erwachsenen war die Nottaufe selbstverständlich unzulässig. Zwischen diesen beiden Kranken, von denen der eine so fest und friedevoll in seinem Glauben, der andere in seiner Unwissenheit über Gott so beklagenswert war, stehen all die verschiedenen Bilder von Kranken, welche die Erinnerung mir vorführt, die ich aber Bedenken trage hier nachzuzeichnen. An die Reden mit den Einzelnen schloß sich zuweilen eine gemeinsame Andacht für alle Anwesenden an. Den Genesenen wurde ein Neues Testament mit entsprechender Widmung verabreicht.

Auf die bei den Kranken gemachten Besuche folgten

gewöhnlich die Besuche bei den Angehörigen. Der Pastor wurde durch diese Besuche der ersehnte Bote, der die Verbindung der schrecklich auseinander gerissenen Familienglieder aufrecht erhielt. Viel Trauriges habe ich bei dieser Gelegenheit gesehen und gehört, denn in zahlreichen Fällen forderte die Krankheit aus derselben Familie mehrere Opfer. Es ließ sich nicht verhindern, daß Mann, Frau und Kinder oft stundenweit voneinander untergebracht wurden. Wiederum geschah es einmal, daß eine sterbenskranke Frau in ein Bett gelegt wurde, in dem ihre erwachsene Tochter fast zur selben Stunde gestorben war — natürlich ohne daß man das Zusammentreffen hatte vorhersehen können, man merkte es, als man den Namen der Frau oberhalb des Bettes anbringen wollte. Eine kranke Frau bittet mich, in ihre Wohnung zu gehen, um nach ihren Kindern zu sehen, nach denen sie eine so große Sehnsucht habe; ich gehe sofort hin — das jüngste ist tot, die beiden anderen sind in ein Krankenhaus gebracht. Eine Frau, kaum genesen, schildert mir ihre Freude, wieder zu ihrem Mann zu kommen; ich aber habe ihr beizubringen, daß ihr Mann nicht mehr am Leben ist. Einmal ging ich um einem Elternpaar den Tod einer sechszehnjährigen Tochter mitzuteilen. Aber in den vierundzwanzig Stunden, die seit der Abholung der Tochter vergangen waren, war der Vater bereits verstorben, das einzige noch übrige Kind nach einem anderen Krankenhause gebracht worden; die Mutter war nicht zu Hause. Ich ging an demselben Tage noch einmal hin; die Mutter war nicht wiedergekommen. Einige Wochen nachher besuchte die Mutter mich; sie war selbst erkrankt, aber genesen, nun allein noch übrig von der ganzen Familie. Ihr war es ein Bedürfnis, zu hören, *wie* ihre sechszehnjährige Toch-

ter, ihre Freude und ihr Stolz, denn sie hatte Lehrerin werden sollen, gestorben sei. Ich konnte ihr Tröstliches davon sagen. Das Mädchen hatte mich, als ich an ihr Bett trat, empfangen mit den ruhig ausgesprochenen Worten: „Ich muß sterben"; und wir hatten zusammen gebetet und ich hatte sie gesegnet, dann war sie in vollem Glauben und friedevoller Ergebung entschlafen. Das konnte ich der Mutter erzählen, und diese Erinnerung war das einzige Kleinod, das ihr blieb von allem, das sie vor dem großen Sterben ihr Glück genannt hatte. — Zuweilen haben die Besuche bei den Angehörigen nicht nur diesen und mir Freude gemacht, sondern haben auch bleibende Frucht gebracht. In einer der ärmsten Straßen hatte ich die Angehörigen eines Kranken einigemale besucht; nun war der Familienvater wieder genesen. Ich ging an seiner Wohnung vorüber, blickte unwillkürlich zu seinem Fenster hinauf und sah den Mann, der sich noch recht schwach fühlte, an seinem Fenster sitzen. Beinahe war ich die Straße entlang gekommen, als ich von einem Kinde eingeholt wurde, das mich bat, den Mann noch einmal zu besuchen. Das geschah sofort. Einige Stunden später suchte die Frau des Genesenen mich in meinem Hause auf und gestand mir mit vielen Tränen, sie trage etwas auf ihrem Gewissen, worüber sie jetzt nicht zur Ruhe kommen könne — sie habe zwei Kinder von neun und zwölf Jahren, die noch nicht getauft seien. Acht Tage später feierten wir vor Gottes Angesicht die Genesung des Vaters mit der Taufe seiner Kinder.

Erschüttert von der Fülle der Erinnerungen, die jene vierzig Tage, in denen die Cholera über Hamburg herrschte, in meinem Gedächtnis zurückgelassen haben, lege ich meine Feder nieder. Aber Heil ist auch aus dieser Heimsuchung erwachsen.

Eine Jubiläumsfeier unter vier Augen.

Als ich fünf Jahre Hauptpastor an St. Michaelis gewesen war, erging an mich von zwei der einflußreichsten Männer Schleswig-Holsteins die Anfrage, ob ich einer etwaigen Berufung in das Amt eines Generalsuperintendenten für Holstein folgen würde. Ich antwortete mit der Fabel Jothams (Richter 9, 8—13). War mir doch das Predigeramt allzufest ans Herz gewachsen, und damit ist es nicht anders geworden bis auf den heutigen Tag. Viele Jahre hindurch habe ich wöchentlich wenigstens zweimal gepredigt, nämlich außer am Sonntag am Mittwochabend, indem ich in diesen Abendpredigten zusammenhängende Abschnitte der heiligen Schrift auslegte, unter andern den ganzen Psalter. Selbst wenn ich mich körperlich schwach und krank fühlte, predigte ich mich wieder gesund. Es blieb bei der alten Sitte, daß mein Predigtbuch für mich während der Woche Besuche machte, und es bildete sich die neue Sitte, daß sofort nach der Predigt ein größerer oder kleinerer Kreis von Zuhörern in mein Haus kam. Einzelne Predigten stehen in meiner Erinnerung als Höhepunkte meines amtlichen Le-

bens, beispielsweise die Trauerpredigten des Jahres 1888, in dem unser Volk zweimal um den Heimgang seines Kaisers zu trauern hatte. Auch an seelsorgerlicher Tätigkeit fehlte es mir trotz der Schranken, die mein Amt mir zog, nicht gänzlich. Davon läßt sich hier nicht viel mitteilen; nur ein merkwürdiger Fall möge hier Erwähnung finden. Eine betagte Frau, musikalisch und als Malerin hochbegabt, geriet durch den Tod ihres Mannes in Gefahr, schwermütig zu werden. Der Arzt riet ihr, um sie von dem Gedanken an ihren Verlust abzuziehen, eine energische geistige Beschäftigung; „lernen Sie meinetwegen Griechisch!“ sagte er. Sie nahm den Rat buchstäblich. Wir haben dann viel Chrysostomus griechisch gelesen. Als ich sie kennen lernte, neigte sie zu indischer Theosophie; nachher wirkten verwandtschaftliche Einflüsse auf sie ein, daß sie sich dem Katholizismus zuneigte. Ich ließ mir von ihr versprechen, daß sie jedenfalls nicht zum Übertritt sich entschließen wolle, ohne eingehend meinen Rat gehört zu haben, aber sie hielt ihr Versprechen nicht, in der Schweiz trat sie über. Doch wollte sie in meiner seelsorgerischen Pflege bleiben und war erstaunt, als ich erklärte, dies sei nicht mehr möglich nach einem so folgenschweren Schritt. Doch bewies sie mir stets liebevolle Teilnahme an meinem Ergehen und kurz vor ihrem Tode habe ich sie noch einmal wieder aufgesucht und mich mit ihr jener Welt gefreut, wo nicht mehr Schranken zwischen den verschiedenen Konfessionen stehen.

Unter solcher amtlicher Arbeit war der Tag gekommen, an dem ich auf fünfundzwanzig Amtsjahre zurückzublicken hatte. Ich wollte ihn nicht in Hamburg verleben, aber schon vorher überraschte mich mein treuer Freund und Amtsbruder D. Bertheau mit einer Festlichkeit in seinem Hause,

bei welcher Professor D. Baumgarten mir aus Kiel die Würde eines Doktors der Theologie überbrachte. Und als ich den Gedenktag selbst in Berlin verlebte, sandte mir Hauptpastor D. Röpe dorthin hocherfreuliche Wünsche der hamburgischen Geistlichkeit, zu deren Senior ich nicht lange vorher vom Senat ernannt worden war.

Ich zeichnete den Tag dadurch aus, daß ich Emil Frommel aufsuchte und abends von ihm einen Vortrag über Felix Mendelssohn-Bartholdy hörte. Aber ich rief ihm die Bedeutung, die dieser Tag für mich hatte, erst zu, nachdem wir nachts auf der Straße uns voneinander verabschiedet hatten. Er schickte mir dann sein Bild mit der Umschrift: Ein Jubilar grüßt hier den andern (Emil Frommel hatte kurz vorher sein Berliner Amtsjubiläum gefeiert).

Schon am Vormittag war ich mit einer merkwürdigen Jubiläumsfeier unter vier Augen überrascht worden. Soll ich sie hier mitteilen? Ich schwanke noch. Aber dies Buch ist voll von Offenherzigkeiten, so daß es auf eine mehr oder weniger nicht ankommt.

Meine Frau, die mich nach Berlin begleitet hatte, trat schwarzgekleidet mit einer gewissen Feierlichkeit vor mich hin und forderte mich auf, sitzend ihr Gehör zu schenken. Sodann überreichte sie mir in wundervoll gearbeitetem Ledereinband sechs große Photographien. Die erste zeigte unsere älteste und unsere beiden jüngsten Töchter, als lebendes Bild Rafaels berühmte Freske, die Theologie, von mir in der Stanza della segnatura im Vatikan viel bewundert, nachahmend; die zweite unsere vorjüngste Tochter in Vierländer Tracht, als Personifikation meiner Curslacker Gemeinde; die dritte meine Frau selbst, als Erinnerung an mein erstes Hamburger Amt; die vierte unsern Sohn in Studententracht,

als Erinnerung an meinen Studentenverkehr in Kiel; die fünfte unsere zweite und dritte Tochter als Musen der Philologie und der Geschichte, mit einem Foliobande des Talmud, einer Nachbildung der Siloah-Inschrift und einer Büste des Apollo von Belvedere, als Hinweis auf meine Studien während meines Hauptpastorenamts; die sechste unsere jüngste Tochter als Vertreterin meines jüngsten Amtes, des Seniorats.

Aber diese Bilder wurden mir nicht auf einmal gezeigt, sondern dienten nacheinander als Illustrationen zu der Jubiläumspredigt, die meine Frau mir halten wollte. Da meine Frau meinen oft an jüngere Amtsbrüder gerichteten Mahnungen, eine Predigt vorher niederzuschreiben, gefolgt war, so bin ich imstande, die mir von ihr gehaltene Predigt hier ganz wortgetreu mitzuteilen. Zwar hat meine Frau ihre Zustimmung zur Veröffentlichung ihrer Predigt nicht gegeben; aber es ist auch mir passiert, daß Predigten, die ich geschrieben hatte, hinter meinem Rücken gedruckt, ja sogar von anderen gehalten worden sind. So sprach sie:

„Ein großer Festtag ist's, den wir entfernt von unsern Lieben heut' zusammen still und dankbar feiern. Ja, feiern, mein geliebter Mann, und daher laß es dir gefallen, wenn du heute ein Weilchen meinen Worten Gehör schenken mußt. Daß ich vor allem Glück dir wünsche, daß Gott der Herr dir diesen Tag geschenkt hat, das ist selbstverständlich, das hast du heut' Morgen früh bereits als ersten Gruß von mir gehört. Aber einen Beweis meiner Liebe und meiner Dankbarkeit möchte ich dir geben; ich möchte, daß es mir gelänge, dir in der Fremde doch eine heimatliche Freude an diesem deinem Ehrentage zu bereiten. Darum sann ich nach, und ich gesteh's mit Dank gegen Gott, der meine Gedanken leitete, in deinem eigenen Lebensgang und

in dem, was Gott dir in demselben gegeben, hat sich das rechte Festgeschenk für dich gefunden.

So hör' und sieh', wie ich's mir ausgesonnen:

Ich weiß ein Bild, das stets als Ideal dir vor der Seele stand, dem du auf deinem arbeitsreichen Wege stets folgen mußtest, das du den liebsten Studien doch bewußt und unbewußt voranstelltest, das so dein Leben immer mehr erfüllte, bis daß es aufhörte, dir Lehrmeister zu sein und dich zu einem Abgesandten seiner Zeugnisse heranbildete, der doch nie aufhörte, unter diesen ernsten Zügen lernend zu lehren. Du kennst den Leitstern deines Lebens, er führte dich an treuer Hand durch fünfundzwanzig Jahre, und nie hast du bereut, daß du dich ihm ergeben. So schaue hier, was du tagtäglich sahst, seit du in gottbegnadeter Vollendung es bewundert, schau hier, was längst, ehe du's im Bilde gesehen, Gestalt in dir gewonnen, schau hier in den dir vertrauten, so geliebten Zügen, das Studium deines Lebens,

die Theologie.

Und wie gestaltete sich unter solcher Leitung dein Lebensgang? Zuerst, vor fünfundzwanzig Jahren, ging's in die Stille. Eine friedliche Landgemeinde erwählte dich zu ihrem Seelenhirten. Geliebt und geehrt hat dich die Curslacker Gemeinde, und freudig hast du hier zuerst sonntäglich Gottes Wort verkündigt. Nur zu schnell erscholl Gottes Ruf zum Weiterziehen, du mußtest deine geliebte Gemeinde, die du mit Recht die „Braut deiner Seele“ genannt hast, nach anderthalb Jahren wieder verlassen. Aber treu sind dir viele Herzen dort geblieben, und in deiner Erinnerung bleibt die dort verlebte Zeit dir unvergeßlich lieb und ungetrübt. Du weißt, daß Curslack heute dein gedenkt in

Liebe und Dankbarkeit und nur zu gern dir diese Liebe heut' ausgedrückt hätte in Wort und Tat. Darum soll Curslack heute hier nicht fehlen, sieh' hier im Bilde deines Kindes

Curslack, deine erste Gemeinde.

Nun folgte deine erste Amtszeit als eines Diakonus in Hamburg an der Michaeliskirche. Du kennst ja deinen Lebensgang selbst viel besser als ich ihn dir schildern kann, mein geliebter Mann, aber ich möchte alles leise andeuten und dich dadurch veranlassen, zu diesem Buch, das ich dir nach dieser meiner Erstlingsrede überreichen werde, für uns einen Kommentar zu schreiben in aller Ausführlichkeit. — Daß du dir viel Freunde in deiner Vaterstadt erwarbst und ein gern gehörter Verkündiger des Wortes Gottes hier wurdest, möchte ich nur erwähnen, weil viele dieser Freundschaften sich „überkielert" und bei deinem zweiten Kommen nach Hamburg fortgesetzt haben. Eine aus dieser Zeit stammende innige Verehrung ist unter den warmen Strahlen deines Wortes zu einer unwandelbar treuen Liebe herangereift. Darf sie Gestalt gewinnen in diesem Bilde als Erinnerung an

die erste Amtszeit in Hamburg —?

Aber nun geht's auf die Universität. Als Nachfolger eines Claus Harms läßt sich keiner vergeblich berufen. Ein neues interessantes Leben begann. Der Verkehr mit den Studenten wurde dir lieb und immer lieber, sie kamen viel und regelmäßig zu dir, sie waren deine Zuhörer in der Kirche und lauschten deinen Vorträgen im Studentenkränzchen. In Kiel verlebten wir die ersten Jahre unseres Ehestandes. In Kiel erblickten die ersten Erzeugnisse deines Geistes das

Licht der Welt und wurden besitzbar für jedermann, der nach ihnen Verlangen trug. In Kiel schenkte uns Gott unsere ersten Kinder und mit ihnen viel Freude und Glück. Die sechs Jahre dort waren aber auch reich an Freundschaften und interessanten Begegnungen. Das Anziehendste war und blieb dir aber immer der Verkehr mit den Studenten, nach ihnen hat sich dein Herz später manchmal gesehnt. Daher, meine ich, mußt du dir eine Erinnerung gerade an diesen dir so lieb gewordenen Verkehr mit der Jugend aus dieser Zeit festhalten. Ich weiß ein solches Andenken an jene Zeit; Gott der Herr gab es dir während deiner Kieler Amtsführung und vertraute es dir auch auf der Weiterreise deines Lebens an, er gab es deiner Hut und Pflege anheim und empfahl es deiner besonderen Liebe, gewissermaßen zum Prüfstein deiner Gabe, die Jugend anzuregen und auf den rechten Weg zu leiten: nimm deinen Kieler Sproß als Erinnerung an

das Kieler Amt.

Nun zurück in die Vaterstadt als Hauptpastor an der geliebten Michaeliskirche ..... Was brachte Hamburg aber zum Ersatz für das Leben in Kiel? O sehr vieles! Als Hauptpastor durftest du in deiner Neigung, dich den Wissenschaften hinzugeben, eine liebe Pflicht sehen. Du konntest wieder deine sprachlichen Studien aufnehmen, wozu durch persische und arabische Abende mit zwei jetzt verstorbenen Freunden und durch einen griechischen Klub sich reiche Gelegenheit bot. Doch du hattest nicht genug daran, schriftstellerisch bist du in verschiedenster Weise tätig gewesen, bis als Abschluß deines Hauptpastorenamts dein Kommentar zum Daniel erschien. Aber wie hättest du trotzdem dies

eigenartige Amt eines Hamburger Hauptpastoren ausgehalten, das Amtshandlungen und Konfirmanden-Unterricht ausschloß, wenn du dir nicht auch hier einen Verkehr mit der Jugend verschafft hättest! Du unterrichtetest deine Kinder und mit ihnen andere, das belebte und erfrischte deinen Geist, das stimmte dich stets fröhlich und heiter, hierdurch hattest du Gelegenheit, einen neuen Zweig deines Studiums wieder emporwachsen zu lassen, ihn zu hegen und zu pflegen, ohne ihn beschneiden zu müssen. Du triebst Geschichte mit den Kindern, mit Erwachsenen, du hieltest geschichtliche Vorträge und sammeltest für dich selbst dabei viele noch übrige Brocken. Könnte aber ein Geschichts- und Sprachforscher sich genügen lassen an seinen Bücherstudien? Ja gewiß, er studiert doch nie zu Ende; aber einen regen Geist treibt es hinaus, zu sehen die Stätten der Kriege der Vergangenheit, zu atmen den Duft der Antike, zu hören die Völker, die mit anderen Zungen reden. Du hast diesem Anregen des Geistes nachgeben können, du läßt im Geiste all die herrlichen Reisen nach Nord und Süd an dir vorübergehen. Wohl ein bevorzugtes Leben, das vieles geschaut, was vielen Gegenstand ungestillter Sehnsucht bleibt! ..... Doch reichten deine Studien einander die Hände. Geschichtsforschung ohne Sprachkunde ist kaum denkbar, sie gehören zueinander wie zwei Schwestern: dies Schwesternpaar soll dir in der ernst sinnenden Klio und der sicher thronenden Philologie, der Erforscherin morgenländischer Urkunden hier vorgeführt werden als Erinnerung an dein

Hauptpastorenamt in Hamburg.

Und nun zum Schluß ein letztes Wort von deinem jüngsten Amt, dem Seniorat. Du konntest mit ungebrochener

Kraft das Amt beginnen und hast es bereits erfahren, daß Mannesmut und Jugendkraft eine willkommene Mitgift sind, um den mannigfaltigen Vorkommnissen gegenüberzutreten. Ja, preise Gott für deine Jugend und bitte ihn mit mir, daß er dich jugendfrisch erhalte bis in dein Alter. So wirst du alles Schwere überwinden, des bin ich gewiß, und dein jüngstes Amt wird dir das liebste werden. Zwar hat es dir bis jetzt noch keine Blüten gezeitigt, sondern es erschien wie der Rosenstrauch im Frühling, nur seine Dornen waren dir fühlbar. Aber so wie unter den wärmenden Strahlen der Sonne der Rosenstrauch seine Blüten entfaltet, so wird unter Gottes Beistand auch dies Amt sich immer freundlicher gestalten. Dies hier sei dir eine liebliche Verheißung für

das Seniorat:

dein jüngstes Kind, unser Sonnenschein, den Rosenkranz im Haar, den blühenden Zweig in den kleinen Händen. Sowie dich dieser Anblick froh macht und dich die Sorgen und Mühen des Lebens vergessen läßt, so wirst du dereinst auch beim Rückblick auf diese erste schwere Zeit deines Seniorats wie beim Rückblick auf alles Vergangene bekennen:

Es war nicht lauter Lust, nicht lauter reines Glück,
Doch nicht ein Schatten blieb in meinem Sinn zurück;
Die Freuden blüh'n mir noch, die Leiden sind erblichen,
Und ins Gefühl des Danks ist alles ausgeglichen."

Reiseerinnerungen.

Englische Bilder.

Die Jubiläumspredigt, die mir unter vier Augen gehalten worden war, hatte darauf hingewiesen, daß es mir vergönnt gewesen sei, vieles mit meinen Augen zu schauen, wonach ungestillt die Sehnsucht anderer stehe. Ich habe wirklich zwischen dem Nordkap und Syrakus, von Jona und Staffa bis Kairo und Jerusalem, von Lissabon bis Konstantinopel manches gesehen. Ich darf den Leser nicht überall mit mir herumführen; aber eine kleine Zahl von Reisebildern darf ich zeichnen.

Meine erste größere Reise fiel in den Spätsommer 1883. Mit meiner Frau reiste ich nach Paris, über Havre und Southampton nach der Insel Wight und kehrte über London zurück. Ich beschränke mich hauptsächlich auf kirchliche Reiseerinnerungen, obgleich der, welcher den Louvre und das Britische Museum besucht hat, auch von Wissenschaft und Kunst reden könnte.

Es war ein Sonntagmorgen im September auf der Insel Wight. Um die liebliche Insel brauste der Sturm und raste das Meer; wie spannend war trotz seiner er-

habenen Eintönigkeit das Schauspiel, das sich unseren Blicken darbot! Während vom Strande die schäumende Wellenlinie zurückfloß, eilte ihr bereits eine neue vom fernen Horizont her entgegen; man sah den Augenblick kommen, wo die beiden weißen Kämme zusammenstoßen mußten; indem sie aufeinander schlugen, wirbelte die Woge empor und, vom Winde gefaßt, sprang sie mit Blitzesschnelle über den Damm hinüber; kreischend floh die Zuschauermenge von dannen, aber nur um sogleich zurückzukehren, auf die Gefahr hin, von neuem durchnäßt zu werden; traf uns das schäumende Naß, so jubelten die Engländer patriotisch: English waves on German necks! — Es kostete etwas, von diesem Treiben der Elemente und der Menschen sich loszureißen und trotz aller Anfechtung des Sturmes den steilen Weg zum Cliff hinaufzukommen. In unserer Heimat hätten die Gotteshäuser unter solchen Umständen für die Meisten ihre Anziehungskraft verloren; wie oft muß man sich bei uns davon überzeugen, daß unser Herrgott nur zu seinem Rechte kommt, wenn er ein gutes Mittelwetter schickt; ist es zu trübe, so bleiben manche vorsichtigerweise zu Hause, ist es zu heiter, so lockt es sie zu weit hinaus in den sogenannten Tempel der Natur. Doch auf englischem Boden ist, wie die strenge Sabbatfeier überhaupt, so auch der regelmäßige Besuch des Gotteshauses ein teures Erbteil von den Vätern her; selbst an diesem stürmischen Sonntagmorgen war die geräumige Kirche Our Saviour's on the Cliff ganz gefüllt. Jetzt trat der Organist in weißem Übergewande ein und kniete angesichts des Altars zum Gebet nieder; während er dann präludierte, öffnete sich die Tür, durch die er gekommen, noch einmal, und eine ganze Prozession trat ein, an der Spitze kleine Knaben, dann erwachsene Männer, zu-

sammen sechszehn Personen in Chorhemden, endlich der Rektor selbst. Nachdem auch sie knieend ihr Gebet verrichtet, nahm der Pfarrgeistliche seinen Platz zur Rechten des Altars, die übrigen die Stühle im Chor ein; der Gemeinde zunächst saßen rechts und links die beiden Vorleser. Der liturgische Gottesdienst begann; er bewies, daß die anglikanische Kirche in das ungeschmälerte Erbe des christlichen Altertums eingetreten ist. Aber so erhebend die Liturgie war, so wenig konnte die Predigt einen deutschen Lutheraner befriedigen. In etwas mehr als einer Viertelstunde sprach sich der Prediger unter Anlehnung an ein Wort aus den Geschichtsbüchern des Alten Testaments über die Notwendigkeit aus, durch freiwillige Gaben die Kosten eines durch liturgische Mittel ausgestatteten Gottesdienstes zu bestreiten. Er verwies auf die bevorstehende Feier des Luthergeburtstages in Deutschland und machte auf die leider unbestreitbare Tatsache aufmerksam, daß die meisten von denen, die Luthers Person und Werk am lautesten feierten, der Kirche entfremdet seien. Daß in England der Kirche eine so viel größere Wichtigkeit für das gesamte Volksleben beigemessen werde, führte er darauf zurück, daß der Gottesdienst nicht wie in Deutschland seine liturgische Ausstattung verloren habe; wozu er den Nachweis führte, daß Gesang und Musik einen hervorragenden Teil auch des alttestamentlichen Gottesdienstes gebildet habe, und daß in der Schrift bezeugt sei, daß die Musik auf Könige und Propheten religiös erhebend und anregend gewirkt habe.

Dies war der letzte Sonntag, den wir auf der Insel verlebten. Schon am anderen Tage reisten wir nach London, und sogleich am ersten Tage unseres dortigen Aufenthalts erlebten wir einen Gottesdienst ganz anderer Art, wenn

die seltsame Feier noch Gottesdienst genannt werden konnte. Wir hatten uns eine Zeitlang in einem Menschenhaufen drücken und stoßen lassen, der sich in einer der belebtesten Straßen vor einem noch verschlossenen Lokal in Westend, Regent Hall, angesammelt hatte. Endlich wird die Tür geöffnet, und wir dringen gegen Abgabe bezahlter Eintrittskarten in einen ziemlich großen Saal ein, dessen einzigen Schmuck die überall angebrachten Bibelsprüche bilden. In der Mitte des Saales sind die Plätze der Schillingsgäste, rechts und links davon diejenigen der Sechspennigleute, auf der Galerie fand man Platz für drei Pfennige. Direkt vor den Schillingsgästen erhebt sich eine schmucklose Tribüne mit Geländer, an beiden Seiten derselben steigt wie in einem Amphitheater eine Reihe von Bänken auf, die für die Hallelujaburschen und Hallelujamädchen bestimmt sind. Noch sind nur wenige von ihnen da, es klingt aber aus irgend einem Hinterraum ein Lärm heraus, wie wenn höchst verschiedene Instrumente versucht und gestimmt werden. Der Saal füllt sich mit etwa tausend Menschen, die meist der ärmeren Klasse der Bevölkerung angehören, zum großen Teil weiblichen Geschlechts. Nach dem Eintritt wird vielfach auf den Knieen gebetet, aber man stürzt sich aus dem zuweilen von konvulsivischen Körperbewegungen begleiteten Gebet oft überraschend schnell in ein ungeniertes Gespräch. Ein Kolporteur geht umher und verkauft für einen halben Penny das Organ der Salvation Army (denn der Leser wird bereits gemerkt haben, daß ich ihn in eine Versammlung der Heilsarmee geführt habe), den Warcry, der Nachrichten vom „Kriegsschauplatz“ an verschiedenen Orten Englands, in der Schweiz, in Frankreich, Schweden, Kapland, Indien, Neuseeland usw. bringt. Die einzelnen Artikel dieser

religiösen Zeitschrift frappieren durch ihren forciert ungeistlichen Ton. So lesen wir unter der Überschrift: „Der Mann, der Beefsteak statt trockenen Brots kriegt“ — folgende Mitteilung: Ein Bruder sagte, seit er angefangen, das Banner der Heilsarmee zu tragen, sei es mit ihm und seinem Hause anders geworden; er mache jetzt den besten Profit (job) in seinem ganzen Leben; sonst habe er mit seiner Arbeit nur trocken Brot verdient, jetzt könne er (das folgende ist fett gedruckt) Beefsteak haben so gut wie der Schenkwirt, bei dem er sonst sein Geld durchzubringen pflegte. Während wir in dieser Zeitschrift eine sehr zweifelhafte Erbauung suchen, haben sich etwa sechzig Hallelujaburschen und -Mädchen eingefunden, die ersteren meist in roten Jacken, auf welche die Worte Salvation Army gestickt sind, die letzteren haben zum Teil ein in den Kragen gesticktes S und A als Abzeichen. Die jungen Männer schlagen Trommeln und blasen Trompeten; den höchsten Stand unter ihnen nimmt jemand ein, der das Cello streicht, mit sehr melancholischer Miene, offenbar weil er die Hoffnung aufgegeben hat, sein ehrenwertes Instrument bei dem entsetzlichen Lärm der Trommeln und Blasinstrumente zu Gehör zu bringen; die Mädchen musizieren auf Triangeln, Zimbeln und Tambourins. Wer kein Instrument hat, schlägt den Takt mit den Händen; die ruhelose Szene greift alle Nerven an. Aus dem allgemeinen Getöse arbeitet sich eine Melodie heraus, plötzlich bricht sie ab, es tritt eine Pause ein, aber durchaus keine Stille; jetzt wird wieder musiziert und von manchen auch gesungen. In einem Augenblick, der in dem Gewoge alles dessen, was hier zu hören und zu sehen ist, von uns nicht bemerkt worden ist, muß die Versammlung eröffnet worden sein, denn ein „Kapitän“ ergreift das Wort

zu einem Gebet. In stürmischer Erregung steigert sich seine Stimme, es treibt ihn am Geländer der Plattform hin und her; seine Worte werden bald von diesem, bald von jenem mit lautem Beifall begleitet; vorzüglich ein junger Mensch nahe vor uns ruft alle Viertelminute ein dröhnendes Amen hinein. Das Gebet ist zu Ende; ein Schlachtlied wird angestimmt mit dem Refrain:

All the world for Jesus
we shall win, we shall win!
All the world for Jesus,
who conquer'd death and sin!

Jetzt folgt das Gebet einer Frau, mit gellender Stimme vorgetragen; dann wechseln in bunter Aufeinanderfolge Ansprachen und Gesänge ab, Ansprachen auch von Frauen, Mädchen und Kindern, Gesänge auch von einzelnen, die nicht berufen sind als Solisten aufzutreten und darum auch wohl einmal unter allgemeiner Heiterkeit stecken bleiben. Wie alle Gesänge desselben Inhalts sind, desjenigen nämlich, der durch den oben mitgeteilten Refrain angedeutet ist, so enthalten alle Reden nur einen Gedanken, der meist auch durch dieselben Worte ausgedrückt wird, nämlich durch diese: I thank God to-night, that I am saved. Fast niemals wird dies allgemeine Bekenntnis durch die persönliche Erfahrung spezialisiert; aus dreißig Reden lernen wir nicht eine einzige Bekehrung kennen; nahe liegt der Verdacht, daß diese Leute nicht sowohl bekehrt, als angesteckt sind. Doch halte ich dies Urteil zurück. Uns begegnet hier doch manches Gesicht, dessen Ausdruck auf tiefere Vorgänge schließen läßt, und durch manche Rede klingt trotz der Allgemeinheit des Inhalts ein ergreifender Brustton hindurch. Vielen mag ein lebendiges und tätiges Christentum kaum je deut-

lich entgegengetreten sein, bis sie auf die Salvation Army stießen; so begreift es sich, daß auch manche stillere Seele in ihr Getreibe sich hat hineinziehen lassen.

Die allgemeine Aufregung wird noch immer größer. Heute Abend ist nicht eine gewöhnliche Versammlung, sondern eine Presentation of Colours. Von Anfang an hat man eine große Fahne, deren rote Farbe an die Losung der Heilsarmee erinnert: Blut und Feuer — bei besonders ausgezeichneten Reden hin und her geschwungen. Aber jetzt verkündigt der Kapitän, daß acht Personen, teils Männer, teils Frauen oder Mädchen, mit Fahnen beehrt werden sollen, um sie im heiligen Kriege zu tragen. Diese Fahnen werden gebracht; sie tragen als Inschrift Worte wie Leben, Liebe, Zeit, Tod. Der Kapitän überreicht die einzelnen Fahnen, indem er eine Ansprache an die jedesmalige Inschrift knüpft. Die Personen, welche die Fahnen entgegennehmen, antworten auf die ihnen gewidmete Ansprache, hundertfältig unterbrochen von dem Beifall einzelner oder der ganzen Versammlung. Der eine wird uns geschildert als ein Sohn, dem bereits die Rettung seines Vaters von der Trunksucht gelungen ist. Der andere „tritt in eine Stellung ein, die eines tüchtigen Mannes bedarf, ist aber auch ein tüchtiger Mann" — allgemeiner Jubel. Der Träger der Fahne mit der Inschrift „Zeit" gibt seiner Rede die geistreiche Wendung: „Ich danke meinem Herrn, daß ich „Zeit" bekommen habe, selig zu werden und selig zu machen" — größte Heiterkeit. Überhaupt ist die Haltung der Zuhörer eine überraschende. Man könnte glauben, es seien viele Spötter da, vorzüglich auf der Galerie. Aber der vermeintliche Spott ist nichts Anderes als fröhliche Zustimmung. Wie man in einer angeregten Gesellschaft über Bon-

mots lacht, so hier über kraftvolle Ausdrücke des Glaubensmutes. Jetzt sieht man eine Menge Fahnen, die ohne Zweifel an früheren Abenden überreicht sind. Die große Fahne wird geschwungen und alle kleineren zugleich; jeder Musikant bearbeitet sein Instrument, einige Anwesende werfen in ihrer Herzensfreude ihr Taschentuch in die Luft. Wer jetzt plötzlich in diese Versammlung einträte, würde alles andere eher glauben, als daß dieselbe einen religiösen Charakter tragen könnte. Der Kapitän ergreift wieder das Wort, aber jetzt schon heiser und so sehr außer sich, daß er gegen die gewöhnlichsten Regeln der Sprache verstößt. Und doch — wie sich das Verschiedenartigste miteinander mischt! ein blasses Frauenzimmer steht aus dem Hintergrunde auf, und mit einer Stimme, die mehr und mehr in Schluchzen übergeht, schildert sie, wie unbefriedigt sie viele Jahre lang in der Staatskirche gelebt, wo man so manches Bibelwort vom Kampf des Christen gelesen habe, ohne je zu ernster Beherzigung desselben sich aufzuraffen oder andere anzuleiten, bis sie endlich, nachdem sie der Worte genug gehört, hier Taten gesehen habe. Und ihre von ihren eigenen Tränen und von den Zurufen der Versammelten fast erstickte Rede erklärt vieles von dem, was man hier in Regent Hall und vielen Orten in England und anderswo sieht.

Ich versetze mich mit meinem Leser an einen gottesdienstlichen Ort, der einen unendlich verschiedenen Eindruck machen wird, in die St. Peters-Kapelle im Tower. Eine religiöse Feier habe ich hier nicht erlebt, vielleicht wird überhaupt kein Gottesdienst mehr gehalten in der 1272 erbauten Kapelle, die ohne allen architektonischen und andersartigen Schmuck ist. Eine eigentümliche Kälte herrscht hier und eine tiefere Stille als irgendwo sonst; man zweifelt, ob je

ein Besucher dieser Kapelle in ihr seines Gottes froh geworden ist; wer aber weiß, was sie merkwürdig macht, den überfallen die Schrecken der Vorzeit, und er schaudert in der Erinnerung an die düstersten Ereignisse des Menschen- und Völkerlebens. Hier, wo keine Inschrift, kein Zeichen einer Liebe, die Tod und Grab überdauert, dem suchenden Auge begegnet, liegen unter kahlen Steinplatten hochansehnliche Adlige und Geistliche, ja drei Königinnen begraben; aber unter denen, deren irdisches Teil hier zur Ruhe gelegt worden ist, ist niemand, der anders als durch Enthauptung aus dem Leben geschieden ist. Von den zweiunddreißig Personen, die einst die leuchtenden Sterne ihrer Zeit gewesen sind und deren Asche nach einem unglückseligen Ende hier vermodert, nenne ich den 1535 hingerichteten Bischof von Rochester, John Fisher, der gegen den Tyrannen Heinrich VIII. für den Papst eintrat; Papst Paul III. wollte seinen Getreuen mit dem Kardinalshut belohnen, aber der König sprach: „Wenn Paul ihm einen Hut schickt, werde ich dafür sorgen, daß er keinen Kopf mehr hat ihn zu tragen“, und ließ ihn enthaupten. Im gleichen Tode folgte ihm der berühmte Kanzler Thomas Morus; im Tower schrieb er als Gefangener ein Büchlein: daß der Tod für den Glauben nicht geflohen werden dürfe; das Richtschwert, das ihn vom Leben zum Tode führte, befühlte er mit dem Scherz: „Eine scharfe, aber sichere Arznei!“ Wie er, so ruhen hier die Gebeine von zwei Gemahlinnen jenes Königs; die dritte Königin ist Jane Grey, die siebenzehnjährige, die elf Tage nach ihrer Erhebung gestürzt wurde und bald darauf ihr Haupt dem Henker neigen mußte, trotzdem sie, wie ein Schriftsteller jener Zeit sagt, die Reinheit des Kindesalters, die Schönheit der Jugend, die Kraft des mittleren Lebensalters,

den Ernst der Hochbetagten, die Gelehrsamkeit eines Geistlichen, den Lebenswandel einer Heiligen in sich vereinigte. Ich habe so vieler Orten die Friedhöfe besucht und ihre Eindrücke in mich aufgenommen, daß ich allein darüber ein ziemlich umfangreiches Buch schreiben könnte; aber ernster hat kein Totenfeld mich gestimmt, als diese Kapelle, wo das unsägliche Elend gefallener Größe und verwelkten Ruhms den nachsinnenden Besucher übermannt.

Da wir uns einmal im Tower befinden, bitte ich, mich noch an einen andern Ort zu begleiten; nicht in den Wakefield Tower, wo die englischen Kronjuwelen besichtigt werden; wer sich dafür interessiert, Kostbarkeiten im Gesamtwert von sechzig Millionen Mark auf einem Tisch angehäuft zu sehen, kann dabei meiner Führung entraten; aber ich lade ein in den Beauchamp Tower, um das dortige Fremdenbuch einzusehen. Dies Fremdenbuch besteht aus den Inschriften, die in die Mauern eines kahlen Gemaches eingekratzt sind von denen, die hier geschmachtet haben und verschmachtet sind, hochangesehenen, daher von ihren Feinden gefürchteten Personen ihres Zeitalters. Zweimal finden wir hier den Namen der eben erwähnten königlichen Jungfrau Jane Grey. Ein Gefangener hat als seinen Sinnspruch die Worte eingegraben: „Lebe so, daß du lebst; stirb so, daß du nicht stirbst"; dabei hat er, wohl als er zur Hinrichtung abgeführt werden sollte, die Dauer seiner Gefangenschaft angegeben: 8 Monate, 32 Wochen, 224 Tage, 5376 Stunden — was will dies traurige Rechenexempel besagen! Ein Anderer hat seinen Trost gesucht in der Bitte: By the painful passage let us part to the pleasant port (deutsch etwa: Auf dem wehvollen Weg laßt uns wandern zu der wonnigen Wohnung). Ein Gefangener, dessen Le-

bensgeschichte von der Vergessenheit verschlungen worden ist, hat in längerer Rede die Summe seiner Erfahrungen an die Kerkerwand geschrieben: „Besser ist's im Trauerhause zu sein als im Lusthaus; das Herz des Weisen ist im Trauerhaus. Es ist besser, etwas Züchtigung zu haben als übergroße Freiheit. Alles Ding hat seine Zeit, Geborenwerden hat seine Zeit und Sterben hat seine Zeit; und der Tag des Todes ist besser denn der Tag der Geburt. Alles Ding hat sein Ende, und eines Dinges Ende ist besser als sein Anfang. Sei weise und geduldig in Trübsal, denn Weisheit schützt sowohl wie Geld; nütze gut die Zeit des Glücks und erinnere dich an die Zeit des Unglücks." Über der Feuerstelle findet man folgende Inschrift: „Je mehr Leiden für Christum in dieser Welt, desto mehr Herrlichkeit mit Christo in jener Welt. Arundell, 22. Juni 1587." Dieser unglückliche Edelmann war ein entschiedener Anhänger der katholischen Kirche in jener Zeit, als Maria Stuart von der Königin Elisabeth gefangen gehalten wurde. Sein Vater, Großvater und Urgroßvater waren infolge von Anklagen auf Hochverrat hingerichtet worden. Auch er war unter der Beschuldigung, an einem Komplott zur Befreiung der schottischen Königin teilgenommen zu haben, gefangen gesetzt, jedoch mangels Beweise freigelassen. Nach seiner Freilassung beschloß er ins Ausland zu gehen und verfaßte einen Brief an die Königin Elisabeth, in dem er freimütig äußerte, er fühle sich trotz seiner Unschuld unter ihrem Regiment nicht sicher vor dem Schicksal, das seine Vorfahren getroffen habe. Dieser Brief sollte erst nach seiner Abreise der Königin eingehändigt werden, fiel aber vorher in die Hände seiner Gegner, und durch den Verrat eines seiner Diener wurde er im Begriff abzusegeln aufs Neue gefangen genommen, zum

Tode verurteilt und zu lebenslänglicher Gefangenschaft begnadigt. Der Gefangene hatte nur den einen heißen Wunsch, ein einziges Mal seine Gattin wiederzusehen, die ihm inzwischen einen Sohn geschenkt hatte. Dieser Wunsch blieb ihm versagt. Nach langen Jahren bot die Königin Elisabeth ihm nicht nur das Wiedersehen mit Weib und Kind, sondern auch die Freiheit und die Wiedereinsetzung in seine Güter und Würden an unter der einzigen Bedingung, daß er seinen katholischen Glauben abschwören sollte. Aber er blieb seinem Bekenntnis treu bis in den Tod, der ihn schon im vierzigsten Jahr seines Lebens abrief. Außer der vorhin erwähnten Inschrift finden wir an einer anderen Stelle des Kerkers von seiner Hand noch die Worte: „Ich warte auf meine Freiheit“ — und an einer dritten: „Es ist eine Schande, um Sünde willen gefangen zu liegen, aber um Christi willen Ketten zu tragen, ist die höchste Ehre.“

Das sind ursprüngliche Dokumente aus dem glorreichen Zeitalter der Königin Elisabeth. Hier im Beauchamp Tower lernt man kennen „die gute alte Zeit.“ Der Leser und ich, wir sehen uns die Festung, die einst Palast und Kerker zugleich war und noch immer so viel Diamanten und Edelsteine, so viel Folterwerkzeuge und Leichname birgt, noch einmal von draußen an, und wiewohl wir uns mitten in dem Hinundherwogen der beiden Menschenströme befinden, die nach London Bridge und den London Docks fließen, atmen wir erleichtert auf und lächeln über die, die es beklagen, daß sie nicht schon vor dreihundert Jahren gelebt haben und gestorben sind.

Norwegische Eindrücke.

In meinem Leben hat es mehr Tage als Nächte gegeben; das verdanke ich meiner norwegischen Reise im Jahr 1884; damals habe ich acht Nächte lang die Mitternachtssonne am Himmel stehen sehen.

Vor zwanzig Jahren war es noch nicht Mode geworden, eine Nordlandsreise zu machen. Ich trat sie an mit dem mir befreundeten Kaufmann Claus Falck; von Anfang bis zu Ende ist er mir ein lieber Reisegefährte gewesen. Wir fuhren mit der Eisenbahn nach Frederikshavn in Jütland, von dort mit Dampfschiff bei bewegter See nach Göteborg, weiter mit der Bahn an der Götaelf entlang nach dem Trollhättafall und hinüber nach Norwegen, nach Fredrikshald, wo wir die Festung Fredriksten besuchten und an der Stelle standen, wo Karl XII. gefallen ist. Von dort gings nach Kristiania, nach einigem Aufenthalt daselbst nach Kongsberg. Im Hitterdal sahen wir die erste Stave- (d. h. Pfahl-) Kirche, die an chinesische Baukunst erinnert, so vieleckig ist das pyramidal aufsteigende Ganze, dessen Zurückführung auf ein bauliches System zunächst unmöglich scheint. Aber dieser Stil ist recht eigentlich auf

norwegischem Boden erwachsen, und zwar in der Weise, daß dem gewöhnlichen hölzernen Wohnhause, meist einem Blockhause, ein Chorraum angebaut worden ist, worauf eine um das Ganze herumlaufende Halle hinzugefügt und das Dach vielfältig zerlegt und mit phantastisch ausgearbeiteten Balkenknäufen geziert worden ist. Bekanntlich findet man auch auf deutschem Boden eine Stavekirche, die Bergkirche unseres Erlösers zu Wang im Riesengebirge, die Friedrich Wilhelm IV., nachdem sie schon sechs bis sieben Jahrhunderte in Norwegen ihrem gottesdienstlichen Zweck gedient hatte, davor bewahrte, als altes Brennholz verbraucht zu werden, indem er sie zerlegen, nach Deutschland herüberbringen und in ursprünglicher Gestalt wieder aufbauen ließ. Ich habe den sehr interessanten Bau vor einigen Jahren gesehen, als ich Konsul Weber auf seinem herrlich gelegenen Schloß Wilhelmsburg in Schlesien besuchte. Doch hier habe ich von meiner Nordlandsreise zu erzählen.

Am Ende unserer ersten Reisewoche kamen wir nach Mogen i Höidalsmo; wir übernachteten bei einem Riesen, in dessen dargebotene Rechte meine Hand sich verlor, doch merkte ich, daß ich sie noch hatte, an dem Schmerz, den sie beim Druck der Riesenhand empfand. Als ich am Sonntag in die schöne Morgenfrühe hinaustrat, wurde ich auf einen Fremden aufmerksam, der mit mir in demselben Gaard übernachtet hatte, und eben dabei war, seine Stolkjärre, jenes sehr einfache aber sehr brauchbare Gefährt, das man auf den einsamen Wegen Norwegens benutzt, zu besteigen. Er wurde mir vorgestellt als der Pfarrer von Vinje und lud mich ein, seinem Gottesdienste beizuwohnen. Mit meinem Reisegefährten brach ich bald nach ihm auf. Es war eine herrliche Fahrt, die uns an jenem Sonntagmorgen fast

vier Meilen weit brachte, bald steil hinauf, bald ebenso steil abwärts, durch Birkenwälder mit ihrem hellgrünen Laub und ihren silbergefleckten Stämmen, wie an dunkeln Föhrenbeständen vorbei, vorüber an graziösen Wasserfällen wie an tiefstillen Seen — die Zahl beider ist in Norwegen Legion. Kaum begegnete uns ein Mensch, Menschenwohnungen sahen wir nicht eher, als bis wir am Ziel angelangt waren. Lohnend entsprach dies Ziel dem Wege. Vor uns lag ein tiefes Tal, von hohen, teilweise mit Schnee bedeckten Bergen umgeben; tief unten in der Talsohle schäumte in donnernden Fällen ein Fluß dahin. Etwa hundert Fuß höher lag eine schmucke Landkirche; kein Fußpfad führte zu ihrem Eingang, die blumige Wiese dehnte sich bis an die Schwelle der kleinen Vorhalle aus; man durfte glauben, das Gotteshaus sei nur für diesen Tag auf den Rasen gestellt und könnte von ihm wieder abgehoben werden. Nachdem der Weg uns in kühn geschnittenen Schlangenlinien vom Rande des Kessels an ein Gehöft geführt hatte, das ein paar hundert Fuß oberhalb der Kirche lag, traten wir in dasselbe ein. Es war drinnen alles wie ausgestorben, nur eine Tochter des Hauses stand an dem Herdfeuer, das im Winkel der Wohnstube unter dem gewaltigen Kessel brannte; rasch hatten wir uns ihr als Teilnehmer an dem bevorstehenden Mittagsmahl angekündigt und waren von ihr aus dem vornehmsten Krug des Hauses — er trug ein Bildnis Shakespeares — mit frischer Milch gelabt worden, dann gings quer über die Wiese in die Kirche hinein. Im Innern der Kirche machten die sehr saubergehaltenen Bohlen von Föhrenholz in ihrer gelblichen Naturfarbe einen anheimelnden Eindruck. Eine Orgel fehlte, der Gesang wurde von dem Klokkäre (Küster) geleitet. Er erschien in bäuerlicher Tracht;

der Pastor hielt die Beichthandlung vor der Predigt in einfachem schwarzen Talar, für den eigentlichen Sonntagsgottesdienst aber wurde ihm von dem Küster vor dem Altar die weiße Stola, Messeskjorte genannt, und darüber ein Humerale mit einer den Heiland am Kreuz darstellenden Stickerei, Messehage genannt, angelegt. Es gewährte mir einen besonderen Genuß, die wohlbekannten Schriftworte und liturgischen Formeln in der ehernen Sprache des Nordens (denn das Norwegische, wie es in den Gebirgsgegenden gesprochen wird, unterscheidet sich von dem Dänischen auf eine Weise, die diese Benennung rechtfertigt) zu hören und unsere deutschen Kirchenlieder in ihr mitzusingen. Nach Schluß des Gottesdienstes blieb ich, um allerlei Einzelheiten genauer zu besichtigen, bis zuletzt in der Kirche. Unvergeßlich ist mir der Augenblick, in dem ich aus ihr heraustrat. Die Gemeinde hatte sich noch nicht zerstreut, sondern stand im Halbkreise vor der Kirche. Manche wünschten in der unbefangenen Weise, die bei der norwegischen Landbevölkerung so wohltuend berührt, mit uns Fremdlingen sich bekannt zu machen und erwarteten uns. Hinter der Versammlung stiegen die grünen Matten empor zu den Höhen, deren Schneefelder an dem heißen Sommertage einen erfrischenden Gruß herniedersandten; hier und da erblickte man ein Gehöft, von seinen Stabburs umgeben, jenen kleinen, zuweilen viele Jahrhunderte alten Blockhäusern, wo außer den Vorräten an Milch und Käse auch in uralter Truhe der Brautschmuck einer Familie aufbewahrt wird, die vergoldete Krone, die zu des Lebens schönster Feier hervorgeholt wird; auf ferner Höhe konnte man in der wunderbar klaren Luft hier und dort eine Sennhütte erblicken; über der weiten Rundung wölbte sich der lichtblaue Himmel mit

Schäfchenwolken — es war ein überwältigender Schritt aus dem unsichtbaren Allerheiligsten, in das die Predigt eingeführt hatte, in das sichtbare Heiligtum der Gottesschöpfung. Der Pastor hatte nun seines Amtes bei Kranken und Alten zu warten; erst in später Nachmittagsstunde konnte er aufbrechen, um in sein Pfarrhaus zurückzukehren, das er schon Tags zuvor verlassen hatte. Denn die Landgemeinden haben, auch wenn ihre Seelenzahl gering ist, doch eine große Ausdehnung; zuweilen beträgt ihr Umkreis zwölf und mehr deutsche Meilen. Ich habe aber guten Grund zu glauben, daß der Pfarrer von Vinje an jenem Tage seine Straße fröhlich zog und dankbaren Herzens Weib und Kinder und das mit Blumen und Fähnchen geschmückte Heim wiedersah; denn jener Sonntag war sein siebenter Hochzeitstag.

Wir hatten demnächst die Gebirge Telemarkens zu überschreiten, und zwar hatten wir unter den verschiedenen Übergängen, die möglich waren, den Paß Dyreskard (d. h. Renntierscharte) gewählt. Es war am Johannistage, als wir in einem staatsseitig unterhaltenen, inmitten einer weiten Schneelandschaft gelegenen Wirtshause, einer früheren Sennhütte, anlangten; auf einem zugefrorenen See hart an unserm Quartier hätte man während des größten Teils der im Norden einst so hoch gefeierten Johannisnacht im Sonnenschein Schlittschuh laufen können. Am andern Tage lernten wir die Schrecken eines norwegischen Gebirgspasses kennen. Tiefernste, oft bis tausend Fuß hohe Bergwände, die, weil sie senkrecht abfielen, keinen Schnee trugen, sondern eisengrau herniederstarrten, umgaben eine Schneefläche mit unzähligen Hebungen und Senkungen; Wolken hatten sich darüber hingelagert, die uns bald mit Hagel zerschlugen, bald mit Schnee bedeckten; kein lebendiges Wesen kam uns

vor Augen, außer daß wir einmal einen gewaltigen Adler kreisen sahen. Unsere kleine Gesellschaft — wir waren unser drei, den Führer eingerechnet — bildete einen langgestreckten Zug, der sich unter völligem Schweigen durch die öde Schneewildnis fortbewegte, da der Sturm jeden Zuruf unmöglich machte; die Pferde versanken zuweilen bis an den Bauch oder brachen mit den Vorder- oder Hinterbeinen zusammen; zuweilen ging es über unergründliche Schneestürze hinweg, meines Begleiters Pferd glitt einmal eine Strecke an der Bergseite hinab — ein erkennbarer Weg existierte nicht. So drangen wir siebentehalb Stunden rastlos vorwärts; nur einmal machten wir für eine Viertelstunde Halt in einer finsteren Hütte, in der wir kaum aufrecht stehen konnten, einem Zufluchtsort für Renntierjäger, der von Eis starrte. Nachdem der eigentliche Paß überwunden war, ging es am nächsten Tage noch einmal in einem sehr primitiven Schlitten einige tausend Fuß hinauf und hinunter; wie wohl tat es den vom Schneeglanz glühenden Augen, als sie sich wieder am Grün der Vegetation erquicken konnten, und welch ein entzückendes Tal führte uns an den wunderschönen Sörfjord, einen Ausläufer des Hardanger Fjords. Überhaupt fanden wir die Kontraste hier oft merkwürdig nahe aneinander gerückt; wir sahen in einer Schlucht, die üppigen Pflanzenwuchs, beispielsweise wilde Rosen aufwies, dicht an einem Getreidefelde einen Gletscher, in den eine Schnee- und Eisfläche ausgeht, die mehr Raum einnimmt, als mancher deutsche Kleinstaat.

Als wir später mit einem Dampfer von Bergen nach Drontheim fuhren, wo die Küste nicht viel Augenweide bietet, so daß ich mich in Andersens Märchen von der Seefrau vertieft hatte, die sich sehnte eine unsterbliche

Seele zu haben, nahm ich an dem sonst öden Gestade eine zahlreiche Versammlung von Erwachsenen und Schulkindern wahr, von der liebliche geistliche Lieder zu uns herüberdrangen. Bald sah man vom Ufer eine Anzahl von Booten abstoßen, von denen eins den Pastor der dort versammelten Gemeinde samt seiner Familie an Bord unseres Dampfschiffes bringen sollte, die anderen seine irdische Habe, von der die wohlgepflegten Zimmerpflanzen, unter ihnen Myrtenbäumchen, einen beträchtlichen Teil bildeten. Der Pastor nahm Abschied von seiner bisherigen Gemeinde, um in eine andere überzusiedeln; seine Gemeinde, Alt und Jung, sang ihm Scheidelieder. Manche beeiferten sich, ihm bei Überführung seiner Utensilien auf das Dampfschiff den letzten Liebesdienst zu leisten; ich sehe noch einen hochbetagten Mann, der sich, nachdem er nach Kräften dabei geholfen, in seinem Boote, das ein Jüngerer wieder dem Lande zuruderte, abgewandt niedersetzte und schmerzgebeugt sein Angesicht und seine Tränen in seiner Hand verbarg. Endlich mochte alles, was der Pastor auf Erden sein nannte, an Bord gebracht sein; unser Dampfer, der zu Ehren dieses Ankömmlings sich mit mehreren Flaggen geschmückt hatte, setzte sich wieder in Bewegung, drüben am Ufer drückte man die Tücher bald ans Auge, bald ließ man sie einen letzten und immer wieder einen allerletzten Gruß nachwinken; leise verhallten die Gesänge im Rauschen des Meeres.

Unsere Reise haben wir fortgesetzt über Tromsoe und Hammerfest nach dem Nordkap und über dasselbe hinaus ins Eismeer, sodann zurück über Drontheim in dreißigstündiger Eisenbahnfahrt nach Upsala, wo ich so glücklich war, die sogenannte silberne Handschrift der gothischen Übersetzung des Neuen Testaments zu sehen und dabei die Bekannt-

schaft eines Religionsbuches der Drusen mit in Kauf nahm, weiter nach Stockholm und über Malmoe nach Kopenhagen und über Kiel nach Scharbeutz, wo Frau und Kinder unter treuer Fürsorge und Tröstung durch Frau Dr. Prell mich erwarteten. Ich hatte innerhalb eines vollen Monats 6310 Kilometer oder 841 Meilen zurückgelegt. Hier will ich nur noch den Besuch des Nordkaps schildern. Wenn man von Hammerfest nordwärts fährt, so scheint die schaffende Naturkraft müde geworden zu sein; die abenteuerlichen Formen des hohen Ufers haben aufgehört, es bildet ein wagerechtes Plateau von etwa achthundert Fuß Höhe. Die Abwesenheit des Baumwuchses, die dunkle Farbe des Gesteins, die Nebel, die sich, von dem wärmeren Meerwasser aufdampfend, hier fast immer über die Landschaft lagern, rufen den Eindruck tieftrauriger Verlassenheit hervor. Hier freut man sich nicht mehr, am Gestade einmal eine Menschenwohnung zu erblicken, vielmehr wird man von Mitleid mit denen ergriffen, die in völliger Vereinsamung einen unaufhörlichen Kampf mit den Elementen zu liefern haben. Wir sahen eine kleine Ansiedlung, deren Bewohner das Unglück gehabt hatten, daß ihr hölzernes Haus inmitten der mehrmonatlichen Winternacht in Flammen aufging, ohne daß ihnen irgend jemand zu Hilfe kommen konnte. Inmitten der Verwirrung ging ihnen ihr Kind verloren; ob es verbrannt ist oder sein Grab in den Wellen gefunden hat, haben sie nie erfahren. — Zuletzt aber scheint die ermüdete Natur noch einmal sich anfzuraffen; imposant steigt ein äußerstes Vorgebirge empor; feierlicher Ernst liegt auf dem schwärzlichen Felsen, der wie der Wachtposten Europas in das Eismeer hinausblickt — das ist das Nordkap. Der beschwerliche Anstieg wurde durch einen Strick erleichtert; er währte eine

gute halbe Stunde. Oben angekommen, sahen wir uns in dichten Nebel eingehüllt; wer hier irre ging, riskierte sein Leben in der trostlosen Öde; daher wagte niemand von dem Tau, das hier den Weg anzeigte, so weit sich zu entfernen, daß er es oder die anderen, die an ihm entlang gingen, aus den Augen verlor. Noch eine halbe Stunde auf der Ebene vorwärts, da standen wir am oberen Rand des Nordkaps; beim Blick hinunter schien der Felsen überzuhangen. Es war gegen Mitternacht; ich setzte mich allein an einer geschützten Stelle nieder und blickte weiter nach Norden hinaus. Die sich gescheut hatten, die steile Höhe zu ersteigen, erfreuten sich an Bord des Schiffes des warmen Sonnenscheins; hier oben war es eisig kalt, die Sonne drang nur von Zeit zu Zeit durch den Nebel als rote Scheibe hindurch, entsprach aber um so mehr der Beschreibung, die Tegner einmal von ihr giebt:

Der Mitternachtsonne blutrote Pracht
beschien die öden Haiden —
Es war nicht Tag, es war nicht Nacht,
es wogte zwischen beiden.

Die Nebelnacht war eine charakteristische Verhüllung der Ferne; wie hat es die Menschen hinausgezogen nach dem ersehnten offenen Polarmeer, wie mancher ist das Opfer seines kühnen Wagemuts geworden, und wie wenig ist bis jetzt der Bann des verzauberten Dornröschens gebrochen! Indem ich hinausblickte auf jenes Ziel der Sehnsucht so mancher Expedition, lag hinter mir das schöne Skandinavien mit seinen kühn geformten Bergen, seinen stillen Meerbusen, seinen unermeßlichen Gletschern und Wäldern, seinen ernsten und ehrenhaften Bewohnern; und weiter süd-

wärts die deutsche Heimat mit allem, was sie erregt, was sie schmückt. Allen Palästen, Häusern und Hütten und dem verschiedenartigen Leben, das unter Glück und Leid rastlos in ihnen sich abspielt, kehrte ich den Rücken zu und horchte hinaus auf das unermüdliche Rauschen des Eismeers und auf die Brandung, die tausend Fuß unter mir die Steine eirund spülte. An dieser Stelle lag es näher als irgendwo zu vergessen, daß die Erde eine Welt für sich ist — weshalb wir stolz genug von Weltstädten, Weltteilen, Weltgeschichte reden, und sie aufzufassen als einen kleinen Teil des unermessenen Alls; außer Acht zu lassen, was der Mensch auf ihr hervorgebracht hat, und nur auf die Elemente zu merken, deren Zusammenhalten und Widereinanderstreiten die Lebensentfaltung auf ihrer Oberfläche ausmacht. Und ich ließ mir deuten, was ich sah und vernahm, durch das Wort der heiligen Schrift; mir war, als riefe der Allmächtige auch mir zu, was er zu Hiob spricht (Hiob 38, 8 ff.):

Wer hat das Meer mit Türflügeln geschlossen,
da es herausbrach wie aus Mutterschoß,

Da ich Gewölk zu seinem Kleide machte
und es im Dunkeln wie in Windeln barg,

Da ich ihm das von mir bestimmte Maß gab
und Riegel ihm und feste Tore setzte

Und sprach: Bis hierher sollst du kommen und nicht weiter,
hier soll sich legen deiner Wellen Stolz!

Und ehrfurchtsvoll erwiderte ich mit den Worten jener Frommen (Hiob 37, 21. 22; 26, 14):

Jetzt sieht man nicht das Sonnenlicht,
wiewohl es unter Wolken schimmert:

Doch kommt der Wind, so klärt sich's auf
und Sonnenglanz erscheint im Norden,
Denn herrlich ist des Höchsten Größe.
Doch ist's ein Saum nur seiner Wege,
Nur leises Lispeln, das wir merken —
wer faßt den Donner seiner Allmacht!

Ein italienisches Heiligenfest.

Nie wird es mir so schwer, dem Zudrang meiner Erinnerungen, Einhalt zu gebieten, als wenn ich an meine Reisen nach Italien gedenke. Unsere erste größere Reise — einmal vorher hatten meine Frau und ich bereits in Italien hineingesehen — fiel in das Jahr 1886, hundert Jahre nach Goethes italienischer Reise; wir traten diesmal über Genf durch den Mont Cenis in Italien ein, besuchten Turin, Genua, Pisa, hielten uns dann einige Wochen in Rom auf, reisten nach Neapel, bestiegen den Vesuv; hier hatten wir vor uns das treffendste Bild, das uns die Erde von Himmel und Hölle gibt: das blinde Walten der Naturkräfte im Krater, die Unsicherheit selbst des Bodens, auf dem wir standen, das Widerwärtige der Schwefeldämpfe und das geradezu Scheußliche der Lava stellten die Hölle dar, während der Himmel in der Tiefe auf dem glänzenden Meer lag und auf den lachenden Fluren, die es umkränzen, als gäbe es gar nicht eine solche Werkstätte der Zerstörung, wie das gen Himmel schreiende Innere des Feuerberges. Nachdem wir dann noch schöne Tage auf Capri verlebt, besahen

wir Pompeji und dehnten unsere Entdeckungsreise bis nach Paestum aus; die dortigen Tempel waren Schluß- und Höhepunkt unserer damaligen Reise. Auf der Rückreise hielten wir uns noch einige Zeit in Rom auf, besuchten dann Florenz, kamen über den Brenner nach München, wo wir nicht an den berühmtesten Sammlungen vorübergingen, und reisten über Leipzig, wo wir Professor D. Baur zum letzten Male sprachen, nach Hamburg. Vier Jahre später reisten wir nach Italien, um besonders die weniger großen aber nicht weniger berühmten Städte zu besuchen: Verona, Bologna, Perugia, Assisi, Orvieto, aber auch Rom und Mailand. Im Jahr 1892 reisten wir über Dresden, Prag, Wien nach Venedig und verweilten dort fast zwei Wochen. Auf der Pilgerfahrt zur Einweihung der Erlöserkirche in Jerusalem vereinigten wir uns mit den Reisegenossen in Genua; als wir zurückkehrten, verließen wir das Schiff in Neapel und hielten uns dort und in Rom wenigstens einige Tage auf. Im Jahr 1900 überraschte ich in Tirol meine Töchter am Geburtstag der einen, der angehenden Lehrerin Elisabeth, mit der jubelnd begrüßten Ankündigung, daß wir tags darauf nach Venedig reisen wollten. Den Winter 1902 bis 1903 brachten wir auf Capri und Sizilien zu, nachdem wir zuvor Rom gesehen hatten. Und indem ich diese Zeilen schreibe, bin ich zurückgekehrt von einem Besuch in Mailand. Das ist eine trockene Aufzählung; ich will auch hier ein einzelnes Bildchen geben; ich will erzählen, wie meine Frau und ich den 4. Oktober 1890 in Assisi verlebt haben.

Schon in frühster Morgenstunde wurden wir in Perugia aus dem Schlaf gerufen durch das Schellengeläute der Wagen, die an unserem Fenster vorbeifuhren. Wir blickten

hinaus; von dem Purpurrot beleuchtet, in dem Nacht und Tag miteinander verschmolzen, flogen in italienischer Schnelligkeit zahlreiche Gefährte zu Tal, die Mann und Weib und Kind, selbst den zarten Säugling, dem ersehnten Wallfahrtsziel dieses Tages zuführen sollten; denn es war der Todestag des Franziskus von Assisi, also sein Geburtstag für die obere Welt und darum sein Gedächtnistag seit siebentehalb Jahrhunderten. Wir erinnerten uns an die außerordentliche Bedeutung dieses merkwürdigen Mannes für die katholische Kirche, für das Leben der südlichen Völker, für die Kunst, und wir beschlossen, den übrigen Wallfahrern zu folgen, protestantische Pilger mit der Absicht, auf ihre Weise das Fest des größten katholischen Heiligen mitzufeiern. — Die drei Meilen von Perugia bis Assisi wurden zurückgelegt; lange schon winkten uns die gewaltigen Unterbauten des Klosters und der Kirche des heiligen Franziskus; immer schöner, je höher wir zu dem etwa fünfzehnhundert Fuß hoch gelegenen Bergstädtchen hinankamen, wurde der Blick hinunter in das breite ölbaumreiche Tal, das von sanft geschwungenen Berglinien eingefaßt ist. Nun ging es durch das mittelalterliche Tor hindurch und in Eile über den von Arkaden klosterhofartig eingeschlossenen Platz vor der Kirche und in dieselbe hinein; rauschende Musik, viele hunderte brennender Kerzen, eine das gewaltige Heiligtum in allen Teilen durchwogende, oft zum Gedränge angesammelte Menschenmenge bildete zu der stillen, weiten, sonnenvollen Gebirgslandschaft draußen einen solchen Gegensatz, daß wir uns erst besinnen mußten, wo wir waren, und warum hier.

Hinauf den Blick: von der Wölbung über dem Hochaltar grüßt ein altes Gemälde herab. Sein Gegenstand

ist überraschend wundersam: ein Mönch feiert seine Vermählung. Kein Geringerer als Christus selbst ist es, der das Paar einsegnet; Franziskus ist der Bräutigam; die holde Braut erscheint freilich in Lumpen, Dornen umwachsen sie, Hunde kläffen sie an, Buben werfen mit Steinen nach ihr — die holde Braut ist die Armut. Der früheste italienische Meister, der sich einen Weltruhm erworben hat, Giotto, ist der Maler dieses Bildes; er sprach in Farben aus, was Dante in Worten gemalt hatte. Aber dem großen Maler und dem großen Dichter ging voraus der große Heilige Franziskus von Assisi, dem Dante das Zeugnis gab, daß seit Christus in elfhundert Jahren niemand so um die Armut gefreit habe wie er, denn selbst die Kleidung warf der von Haus aus wohlbegüterte Jüngling ab, um ganz arm zu werden. Aber als unveräußerlichen Reichtum trug er überall mit sich herum die Inbrunst des Glaubens an den Gekreuzigten und die Liebe, in der er alle Kreaturen Brüder und Schwestern nannte, auch die Sonne am Himmel, selbst den Wolf, der den Herden nachstellte, sogar die Schmerzen seines früh dem Tode verfallenen Körpers. Dieser, im edlen Sinne des Ausdrucks, wunderbare Heilige wird das Herz des Katholizismus zu derselben Zeit, als das Haupt des Katholizismus, Innocenz III., der Zuchtmeister der Könige, um die weltliche Macht freit und siegreich sie heimführt; als es dann infolge der Verweltlichung der Kirche von der Hochebene des Mittelalters herniederging, haben die Hunderttausende von Söhnen, die aus jener Vermählung des Franziskus mit der Armut entsprossen sind, der katholischen Christenheit besonders als Beichtväter ausgezeichnete Dienste geleistet. Mit Recht zeigt ein anderes Bild Giottos uns den größten Papst und den größten

Mönch nebeneinander, wie der letztere die Kirche aufrecht erhält, die dem Fall sich zuneigt, während der erstere schläft.

Darum feiert ihn die katholische Kirche, deren Tugend es ist, daß sie der großen Ahnen nicht vergißt. Auf dem weiten Erdenrund wird jeder Priester am 4. Oktober durch sein Brevier an ihn erinnert, hier aber klingt sein Name immer wieder durch die Gebete und Gesänge hindurch, die über seiner Ruhestätte laut werden. Indem wir denselben lauschen, lassen wir unsere Blicke zugleich über die festfeiernde Menge dahingehen. Einen Gedanken, der uns Protestanten empfindlich stören müßte, halten wir fern: daß es ein Gottesdienst sein soll, bei dem wir anwesend sind. Daran werden wir wirklich nur selten erinnert. Was um uns her sich zuträgt, sehen wir als ein Fest an, darum können auch wir unsere Freude daran haben. Es ist offenbar ein Fest der verschiedensten Schichten des italienischen Volkes. Oftmals tut es uns in der Seele des italienischen Volkes leid, welch ein Alles zerschneidender Zwiespalt durch sein Leben hindurchgeht. Die Feindschaft gegen die Kirche ist nirgendwo so sichtbar wie in Italien; selbst die Straßennamen zeugen davon: Straße des Giordano Bruno, sonst des heiligen Petrus, liest man z. B. in Perugia; der Gegensatz hat sich so zugespitzt, daß es unmöglich scheint, ein guter Italiener zu sein, wenn man ein guter Katholik ist, und umgekehrt, worunter mancher in seinem Gemüt leiden mag, dem Vernehmen nach auch das damalige edle Königspaar. Aber hier am Fest des heiligen Franziskus ist die außerordentliche Spannung zwischen Kirche und Staat ganz verschwunden und das Volk im ganzen erscheint so kirchlich wie nur je; denn in größter Menge wohnt es der Messe bei und aus allen Ständen ist es gegenwärtig. Langsam wogt

lächelnd und plaudernd ein Strom von Wohlgekleideten dahin, die Damen mit unaufhörlicher Fächerbewegung, und etwas weiter zurückgezogen, bestaubt und müde von weiten Wegen, kauern auf den Stufen der Altäre Leute aus den armen und ärmsten Schichten. O könnte ich malen, was ich sehe: diese mit rotem Tuch umwundenen Frauengesichter, in welche Mühe und Leid ihre Zeichen wie in Stein eingegraben haben, und jenen mächtigen Mann mit vollem schwarzem Haar, in sich gekehrt und doch ganz Ohr für die Klänge der Musik, wie Paulus auf Rafaels Caecilienbild.

Denn man ist gekommen, um zu hören, nämlich die Einzelvorträge und Chorgesänge, die von der Orgel und vier Baßgeigen begleitet werden. Sie werden zwar nach der Ordnung der Messe unterbrochen von den liturgischen Formeln und Gebeten des Bischofs von Assisi, der Priester und der anwesenden Franziskaner. Aber des Gesanges wegen ist man herbeigeströmt, und die Menge verliert sich noch vor dem Ende der Feierlichkeit, sowie die Chorsänger sich entfernt haben. Ihre Leistungen sind allerdings bewunderungswert, sie übertreffen wenigstens heute die der päpstlichen Kapelle in Rom. Die lateinische Sprache klingt in ihrer liturgischen Verwendung besonders würdevoll; die sehr textgemäße Komposition vereinigt Hoheit und Wohllaut, so z. B. in dem Graduale, das dem Heiligen die Psalmworte in den Mund legt: Quid mihi est in coelo? et a te quid volui super terram? Defecit caro mea et cor meum; Deus cordis mei, et pars mea Deus in aeternum (Ps. 73, 25. 26). Diesem Solovortrag folgt dann der unendlich jubelvolle Chorgesang: Franciscus pauper et humilis coelum dives ingreditur, hymnis coelestibus honoratur (Franziskus

arm und klein geht reich zum Himmel ein, begrüßt von himmlischen Gesängen). Das Jauchzen wird fast zu stark für das im Verhältnis zur Ausdehnung der Grundfläche etwas zu niedrige Kreuzgewölbe und übertönt jedenfalls alles Geräusch in der ziemlich unruhigen Versammlung.

Etwa drei Stunden währte die Missa solemnis und gab uns Muße, was wir jetzt hörten und sahen, mit dem zu vergleichen, was wir am Anfang derselben Woche in Oberammergau miterlebt hatten. Wir hatten dort der letzten Vorführung des Passionsspiels in tiefer Ergriffenheit beigewohnt. Dabei erfüllte uns Freude an dem Allgemein-christlichen, das sich im Katholizismus, zumal im deutschen Katholizismus, erhalten hat; hier erregte unser Interesse das ganz Eigentümliche, das die katholische Kirche, und zwar vorzüglich in den südlichen Ländern, aus sich herausgeboren hat. Wir Protestanten sind auf das Tiefste davon durchdrungen, daß Jeder Gott an dem Platz im Erdenleben dienen soll, wohin Gott ihn gestellt hat; ins Kloster gehen heißt für uns so viel als seinen Posten verlaufen, und freiwillig arm werden heißt für uns ein Gebot äußerlich betätigen, das innerlich gefaßt und befolgt sein will. Aber dieser Protest braucht uns nicht zu hindern, etwas Großartiges darin zu erkennen, daß ungezählte Tausende durch ihre wenngleich unrichtige Auffassung des Christentums sich haben bewegen lassen, der Armut mit ebenso brennender Begier nachzutrachten, wie sonst dem Reichtum nachgejagt wird. Unter diesen Liebhabern der Armut ist Franziskus einer der hingebungsvollsten und reinsten Charaktere gewesen; darum wurde es ihm möglich, den Anstoß zu einer langandauernden Bewegung zu geben. Zu gewissen Zeiten meinte man mit dem Katholizismus am leichtesten fertig zu

werden, wenn man auch seine bedeutendsten Erscheinungen lächerlich machte oder verleumdete; es gibt auch jetzt noch Viele, die keine Lust verspüren, irgendwie mit ihrem Verständnis in sein eigenartiges Leben einzudringen. Sie bleiben zurück hinter dem ägyptischen Sultan Malik el Kamil, der von der Überzeugung und Hingebung des Franziskus einen derartigen Eindruck empfing, daß er ihn frei predigen ließ und ihm den Märtyrertod, den er gesucht hatte, nicht gewährte, vielmehr ihn mit Geschenken wieder heimsandte.

Mit feierlichem Friedensgruß der Priester hatte die Messe ihr Ende genommen. Wir suchten einen Gasthof auf, uns leiblich zu erquicken; aber alsbald wurden wir wieder in den Dom gerufen, indem wir eingeladen wurden, den sonst nicht leicht gezeigten Reliquienschatz mit dem General des Franziskanerordens und den Bischöfen von Assisi und Cagli, sowie dem Provinzial, dem Stellvertreter des zur „Familie" des Papstes gehörigen und daher in Rom residierenden Generals, zu besehen. Ich stellte mich dem General als Protestanten vor, er erwiderte: Dilectissime frater, omnes sumus filii unius ecclesiae (geliebtester Bruder, wir sind alle Söhne einer Kirche), ein Wort, das ich etwas anders verstehen durfte als er es meinte; als ich ihm dann meine Frau vorstellte, war er höflich genug, mir zu meiner Ehehälfte zu gratulieren. Ich sprach lateinisch mit ihm, da ich nicht wußte, welcher Nation das Haupt eines so internationalen Ordens angehöre; ich hätte es ihm und mir leichter machen können, er war Österreicher. Die Reliquien, die uns gezeigt wurden, waren außer einem Stachel von der Dornenkrone Christi und einem Schleiertuche der Maria solche, die auch einem Protestanten Interesse abgewinnen konnten: die Regel des Ordensstifters, von seiner eigenen

Hand aufgesetzt, der aaronitische Segen, von ihm für seinen liebsten Freund, den Bruder Leo, niedergeschrieben. Diese und manche andere Andenken an den Heiligen werden in Gefäßen, Kästchen und Einfassungen aufbewahrt, die mit Gold und Edelsteinen im Wert von Hunderttausenden geschmückt sind. Für einen aufmerksamen Beobachter war aber auch die verschiedene Weise interessant, in der die Anwesenden zu diesen Heiligtümern Stellung nahmen. Der Mönch, der sie uns zeigte, entwickelte die gewohnheitsmäßige Geschäftigkeit eines Hierophanten; die Kirchenfürsten bezeigten eine Mischung von vorsichtiger Zurückhaltung und herablassendem Wohlwollen; das protestantische Ehepaar hatte seine naive Freude an den Seltsamkeiten. Aber ohne daß die anderen ihn der Beachtung würdigten, war noch ein Priesterlein herzugeschlichen, das von der Betrachtung der Reliquien den meisten Segen erwartete und dadurch herbeizuführen suchte, daß er eine Denkmünze, die er bei sich trug, mit ihnen in Berührung brachte, wie wir einst als Knaben Stahlfedern an einem Magneten rieben, um ihnen die magnetische Kraft mitzuteilen.

Von dem liebenswürdigen General verabschiedeten wir uns, indem ich ihm ein: Meminisse iuvabit (Ihr Andenken wird uns wert bleiben)! zurief. Ein kundiger und freundlicher Mönch erklärte uns sodann die zahlreichen Fresken der mächtigen Kirche. Unser Gespräch brachte uns wohl einmal in einen kleinen Konflikt; als er erklärte, Franziskus gelte seinem Orden als zweiter Christus, fühlte ich mich gedrungen, zu protestieren, als Anhänger Luthers, der gegen solche Anschauung die Schrift: Der Barfüßer Mönche Eulenspiegel und Alkoran — herausgegeben hat; der Mönch aber gab alsbald nach, indem er sagte: Pietatis est, non

fidei (das ist kein Glaubensartikel, sondern ein Ausdruck unserer Verehrung). Mehr durfte er auf unsere Zustimmung rechnen, als er das Lob der alten Zeit und ihrer großen Meister sang, nämlich der siebenzig ersten Ordensglieder, die im Dom zu Assisi begraben liegen, und eines Cimabue und Giotto und ihrer Kunstgenossen, welche die Kirche in allen ihren Teilen ausgeschmückt haben, dazu der Glasmaler, die ein eigenes Geheimnis, dem Glas die ernsten Kirchenfarben beizumengen, im Archiv des Klosters niedergelegt haben sollen, und als er dem Lob der Vorzeit gegenüberstellte die Klage über den Radikalismus der Neuzeit. Die Zahl der Mönche betrug 280, als das Kloster durch die italienische Regierung 1866 geschlossen wurde; als wir es 1890 besuchten, waren sie ausgestorben bis auf 15; unser Begleiter sagte uns, wenn die Zahl bis auf drei heruntergegangen sein werde, werde es von der Entscheidung des Königs abhängen, ob die Kirche Weltgeistlichen übergeben werden solle oder was sonst damit zu geschehen habe. „Der Glaube ist nicht jedermanns Ding“, sagte der Bruder, „er ist eine Gabe Gottes; aber Herz sollte jedermann haben, und jedem sollte sein Herz sagen, was wir Franziskaner mit diesem Kloster und dieser Kirche verlieren; bald siebenhundert Jahre haben wir hier gewohnt, und wir leben von der Tradition.“ Unter solchen Reden kamen wir auf den Klosterhof, in dessen Mitte die Mönche unter hohen Cypressen ihre Ruhestätte finden. Grauenhaft war hier die Verwüstung; ein Leichenstein mit der Jahreszahl 1440, köstliche Ornamente von Marmor, wertlose Holzblöcke, alles lag durcheinander. „So geht die Regierung schon jetzt mit unsern Altertümern um,“ seufzte der Mönch; „allmonatlich halten wir hier das Requiem, aber es wird

uns schwer, über die Trümmerhaufen wegzukommen.“ Dabei setzte er über eine Vertiefung in der Erde hinüber, pflückte einige Alpenveilchen und fügte einen Epheuzweig hinzu; den Strauß gab er uns zum Andenken.

Bereits hatte die Kirche sich wieder zur Vesper gefüllt. Schöner noch als am Morgen klang uns der Chorgesang und mit noch größerem Interesse folgten wir den Funktionen des Bischofs von Assisi und der anderen Geistlichen, die wir von liebenswürdiger Seite kennen gelernt hatten. Inzwischen verdunkelten sich die Farben in den Kirchenfenstern; als wir die Kirche verließen, leuchtete schon der Abendstern, im Westen aber glühte der Himmel wie in feuriger Lohe. Wir waren zuvor noch in die Krypta hinuntergangen, wo in einfachem Steinsarge, wie es dem Helden der Armut geziemt, Franziskus ruht; aber um den Steinsarg ist ein kostbarer Altar gebaut, Marmorsäulen stehen an beiden Seiten des Eingangs, und die beiden Päpste Pius VII. und Pius IX. blicken in mehr als Lebensgröße auf das Heiligtum hernieder. Hier unten herrschte Schweigen — Hunderte lagen in stillem Gebete auf den Knieen. Wie unter der Kirche die Krypta gebaut ist, so erhebt sich über derselben die hochragende Oberkirche, von allen gothischen Kirchen Italiens die frühste und diejenige, die der eigentlichen Gothik am treusten geblieben ist. So stellen die drei Sphären: Totenreich, Erde und Himmel — sich in den drei übereinanderliegenden Gotteshäusern, der Gruftkirche, der Unterkirche und der Oberkirche dar. Zu einem andern kühnen Vergleich fordert die eigentümliche Lage des Klosters und der Kirche im Verhältnis zur Stadt auf; so mächtig ist der Klosterbau, so beherrschend liegt er am Ende der sehr schmalen langgestreckten Stadt, daß man

sagen möchte: ganz Assisi ist ein großer Dom; die einzelnen Straßen, die ansehnlichste, via di Napoli, in ihrer Mitte, sind die Langschiffe, die sämtlich zu San Francesco als dem Chorabschluß hinführen.

So konstruierten wir uns von dem steinernen Geländer vor der Oberkirche aus, was uns das abendliche Dunkel verhüllte; mit uns genossen die Stille und Kühle der hochgelegenen Terrasse drei Kapuziner, Deutsche, denn das kleine Kapuzinerkloster in Assisi ist nur noch von Deutschen bewohnt; es ist, wie uns ein gesprächiger Bürger der Stadt sagte, Deutschland in Assisi. Aber da leuchtete es auf dem burgturmartigen Campanile der Kirche San Pietro hell auf, Reihen von Lichtern erschienen an dem Turme des höher gelegenen Domes, und auch in den Straßen wurden die Fenster illuminiert, während zugleich kleine Ballons mit Feuerchen hier und dort hoch emporstiegen. Wir wünschten uns in der Ebene zu sein, um von dort aus zu sehen, wie das strahlende Diadem sich um die Stirn des Hügels schlang; wenigstens wollten wir unsern hohen, stillen Platz verlassen, um die festliche Beleuchtung der Straßen anzusehen. Was sind das für echt mittelalterliche Häuserzüge, deren Verfall jetzt mitleidig vom Dunkel verhüllt wird, die aber desto fröhlicher aus den mit Lichtern besetzten, wohl gar mit Lämpchen umkränzten Fenstern uns anblicken! Immer belebter wird es, helltönende Militärmusik lockt uns weiter, bis wir auf dem Hauptplatz anlangen; hier sind ungezählte Lämpchen angebracht, über die angrenzenden Gäßchen hundertfach reihenweise hinüber und herüber geschlungen, und dabei wogt es in allgemeiner, aber nirgends ausgelassener Festfreude auf und ab; Tausende, unter ihnen viele, die den gebildeten Ständen anzugehören scheinen, haben sich

angesammelt, so daß wir fragen: Assisi, woher hast du Bergstädtchen mit noch nicht viertausend Einwohnern diese Volksmassen? Voll Erwartung harrt alles der Hauptfreude des Italieners entgegen, dem Feuerwerk, das angekündigt ist. Wir erreichen noch gerade einen günstig gelegenen Balkon, so bezeichnet ein Kanonenschlag den Anfang dieses Teiles der Festlichkeit. Raketen und Leuchtkugeln steigen bei der Windstille hoch empor, Feuerregen strömt herab, strahlende Räder schwingen sich, begegnen einander, fliehen voreinander, farbige Sonnen tanzen in kunstvollem Reigen — aber was nützt es, die Kunststücke aufzuzählen, die sich doch nicht beschreiben lassen! Und dem allen schaut mit unbeweglichem Ernste der alte Minervatempel zu, wohl die am besten erhaltene Tempelfront des römischen Altertums, an der Goethe sich nicht satt sehen konnte, desgleichen der Turm des Stadthauses mit seiner Zinnenkrone und die mächtige Kuppel des Doms — vor allem aber ein jauchzendes Volk, dessen Begeisterung den höchsten Grad erreicht, als aus einer Sonne sich der fünffache „Stern Italiens“ bildet. Da haben wir ja die Wiedervereinigung Italiens und des Katholizismus: Italiens Stern steigt leuchtend hervor und wird jubelnd begrüßt am Tage des heiligen Franziskus.

Man muß nicht meinen, daß ich die Gedächtnisfeier des Heiligen vollständig beschrieben habe. Dies war nur ein Tag von vieren. Schon Tags zuvor hatte eine solenne Vesper das Fest eingeleitet, am Tage darauf sollte wieder Illumination und ein Wettrennen folgen, am Montag noch die Summe von siebenhundert Lire ausgespielt werden — dies alles dem Fürsten der Armut zu Ehren. Muß ich nicht als rechtschaffener Reisebeschreiber unsern Besuch in

der Kapelle schildern, wo Franziskus, durch die Worte Christi (Matth. 10, 9, 10) hingerissen, den Plan zur Gründung seines Bettelordens faßte, und in der Zelle, in der er starb, beide jetzt eingefaßt und überwölbt von der gewaltigen Kirche Santa Maria degli Angeli? Muß ich nicht von dem Dornenacker erzählen, in den Franziskus sich warf, um seine Versuchungen zu überwinden, und dessen Dornen sich alsbald in Rosenbüsche verwandelten, deren grüne Blätter dunkle Flecken wie von Blut zeigen? Aber ich habe nicht eine umfassende Reisebeschreibung zu liefern, nicht ein umfangreiches Herbarium meinen Lesern vorzulegen, sondern ich gebe nur einen Rückblick aus der Neuzeit ins Mittelalter und ein Bild festlichen Volkslebens in einem umbrischen Bergstädtchen, beides ineinander geschlungen wie der Strauß, den der Mönch uns reichte, wie Epheuranke und Alpenveilchen.

Im Kloster auf Ithome.

Als ich auf meiner Maienfahrt durch Griechenland 1889 nach dem schöngelegenen Lebadia zwischen Theben und Delphi gekommen war, beeilte ich mich eine Schlucht aufzusuchen, in der man einst das Orakel des Trophonios befragte. Das Orakel ist längst verstummt, doch fließen hier noch zwei Quellen, die man mir vorstellte als Lethe und Mnemosyne. Wer aus der letzteren trank, behielt alles im Gedächtnis; ein Trunk aus der ersteren bewirkte, daß man alles vergaß. Ich beeilte mich, aus der Mnemosyne zu trinken. Aber als ich von dannen ging, froh der mir nun verliehenen wunderbaren Kraft, kam mir der Gedanke, daß ich mich vielleicht unglücklich gemacht hätte; ist's nicht wirklich ein schweres Unglück, wenn jemand nichts vergessen kann? Rasch bin ich wieder umgekehrt und habe einen zweiten Trunk aus der Lethe genommen. Infolge des Doppeltrunkes geht es mir, wie allen anderen Menschen; manches habe ich im Gedächtnis behalten, manches ist mir aus der Erinnerung entschwunden. Was mir von meiner griechischen Reise im Gedächtnis geblieben ist, habe ich

großenteils niedergelegt in meinem Buche: Eine Maienfahrt durch Griechenland. Hier gebe ich auch davon nur einen einzelnen Ausschnitt.

Unser vier waren wir: ein Arzt (mein hochverehrter Dr. Wilhelm Sieveking), sein Sohn, ein Archäologe, sein Neffe, Jurist, jetzt Professor der Nationalökonomie, und ich, der Theologe — also eine wandernde Universität von vier Fakultäten. Der Archäologe hatte am Mittag des 4. Mai seine Augenweide an den hochberühmten Trümmern des Tempels von Bassae gefunden, der Nationalökonom konnte am Abend desselben Tages sein Herzeleid sehen an dem Elend des Dorfes Pavlitza, wo der Priester uns gastlich in seine ungastliche Wohnung aufnahm; da es an Tisch und Stühlen gänzlich mangelte, lagen wir um eine hölzerne Truhe an der Erde, als wir das nach hartem Kampf um seinen Preis erstandene Lamm verzehrten. Aber an unserm nächsten Aufenthalt kamen der Theologe und der Arzt zu ihrem Recht. Es war ein mühsamer zwölfstündiger Ritt, der uns zu dem Kloster des heiligen Vulkanos auf dem Berge Ithome brachte; aber wir kamen noch eben vor Sonnenuntergang an — später hätte man uns nicht mehr aufgenommen, und wir waren in der menschenleeren Gegend auf die Gastfreundlichkeit der Mönche angewiesen. Die weltflüchtigen Männer lehnten sich schweigend auf das Geländer der hölzernen Empore, die den Klostergang auf allen vier Seiten umgab. Nicht als wäre ihnen nach Weise der Trappisten das Schweigen vorgeschrieben gewesen, aber lieblicher noch genoß man die Abendstunde, wenn man sich wortlos seinen Empfindungen überließ. Ich denke mir, der eine blickte zufriedenen Gemütes auf die verschiedenen Färbungen der im Osten hintereinander aufsteigenden Bergzüge

des Fünffingergebirges, des alten Taygeton, hin und wieder nach Westen auf die Kondowunia, die „dichten Berge“, erinnerte sich auch wohl an einiges, was er von den Hellenen, den Riesen der Vorzeit, und ihren Kämpfen gegen die „Troaditzen“ gehört hatte, wandte sich dann aber in seinen Gedanken von so unsicheren Gegenständen den regelmäßigen Erscheinungen des Auf- und Unterganges der Sonne und des Mondwechsels zu, die der Schöpfer geordnet habe, um seinen stillen Mönchen eine Freude zu bereiten. Ein anderer war infolge eines weniger glücklichen Temperaments in Zweifel darüber, ob die bestehende Welt die beste von allen denkbaren Welten sei, denn wenn er beachtete, wie von dem erst vor wenig Jahren restaurierten Kirchlein inmitten des Klosterhofs der Mauerbewurf, den man (in Nachahmung der Sophienmoschee in Konstantinopel) mit schönem Rot und Gelb bemalt hatte, bereits wieder wegbröckelte, ja daß sogar das Kreuz über der Kuppel sich zum Fall nach vorwärts neigte, so schien ihm diese rasche Vergänglichkeit selbst eines geweihten Bauwerks ein Mangel der Welteinrichtung zu sein, und er meinte, sich eine bessere Weltordnung denken zu können, nach welcher Kirchen, selbst wenn sie vom schlechtesten Material aufgeführt sind, nie zerfallen. Dem dritten Mönch ging der Optimismus des ersten und der Pessimismus des andern zu weit; er ließ sich lieber nicht auf solche Spekulationen ein, da er ihren weiteren Verfolg als gefährlich fürchtete; er beschränkte sich darauf, den süßen Wohlgeruch der im Hofe blühenden Orangenbäume zu genießen, und nach dem geheimnisvollen Zusammenhang zwischen Geruchssinn und Gedächtnis schwebten ihm dabei Erinnerungen an eine Zeit vor, da er noch nicht ein heiliger Mönch gewesen. Plötzlich wurde das

beschauliche Dahinträumen der Klostergemeinde unterbrochen; weltliche Gestalten schwankten steifbeinig über den Hof und die Treppe zu den Mönchen hinan, begrüßten sie und fragten bescheidentlich, ob ihnen Obdach gewährt werden würde.

Alle drängten sich heran — der Tag schien vor seinem völligen Ende noch interessant werden zu wollen! Ein Durcheinander von Stimmen rief uns das oft und gern gehörte: Malista, malista (gewiß)! zu. Neugierig beschauten die Mönche die zur Übergabe an den Abt ihnen dargereichten Visitenkarten und suchten umsonst auf der leeren Rückseite derselben nähere Aufschlüsse über die Fremden; einige aber, die bereits eine weitere Unterhaltung anzufangen brannten, erkundigten sich, ob die Ankömmlinge Amerikaner seien? Wir erwiderten, Germania sei unsere Heimat. „Germania? wo liegt Germania?" wurden wir gefragt und wir mußten die Himmelsrichtung angeben, in der unser fernes Vaterland zu suchen sei, worauf einige Mönche so eifrig nach Nordwesten starrten, als könnten sie bei gehöriger Anstrengung dort ein letztes Ende von Deutschland absehen. Einer rief dem Klosterknaben zu: „Apostolos, du hast Geographie gelernt, wo liegt Germania? ist es weiter als Amerika?" Doch einer der Mönche übertraf die übrigen weit an Bildung; „Germania", so sagte er in lehrhaftem Ton, „ist das Land, wo Bismarck der erste Minister ist." Ein anderer wollte nicht an universaler Bildung hinter ihm zurückstehen, deshalb fügte er hinzu: „Und Mac-Mahon der zweite." Ich aber fühlte mich auf die menschenleeren Straßen Norwegens versetzt, wo ein alter Bauernknecht, der hinten an meiner Stolkjärre hing, in ähnlicher Weise durch mich als Deutschen einzig an Bismarck erinnert wurde, so daß er plötzlich mit seiner Riesenhand mir auf die Schul-

ter schlug und all sein Interesse ausschüttete in die Frage: Elsker du Bismarck (liebst du Bismarck)?

Inzwischen war der Abt geholt, der uns freundlich willkommen hieß und einstweilen in ein Zimmer führen ließ, in dem die Bibliothek des Klosters sich befand: Lebensbeschreibungen von Heiligen, Erklärungen der heiligen Schrift und ähnliche Werke alter Zeit und in griechischer Sprache füllten einen mäßig großen Schrank, auf einem einfachen Schreibtisch lag ein ungeordneter Haufe von Papieren, die sich auf die Verwaltung des Klostergutes bezogen, daneben Hymnarien mit byzantinischer Notenschrift und eine in Kalamata erschienene Schrift über die Altertümer von Messene. Während wir in dieser Bücherei uns umsahen, hatte man uns das abendliche Mahl bereitet; wir wurden jetzt in das Speisezimmer geführt, wo der Abt sich mit uns an den Tisch setzte. Wir versuchten eine Unterhaltung; an gutem Willen, sie lebendig zu machen, fehlte es beiderseits nicht. „Wie leid tut es uns," sagten wir zum Abt, „mit Ihnen nicht so geläufig uns unterreden zu können, wie es unser Wunsch wäre." „Sie sind glücklicher als ich," erwiderte der Abt, „da Sie noch einigermaßen meine Sprache verstehen, ich aber die Ihrige garnicht." Doch überzeugten wir uns bei dieser Gelegenheit, daß es auch förderlich sein kann, eine fremde Sprache nicht völlig korrekt zu sprechen. Einer von uns wollte sich höflich zeigen und den uns vorgesetzten Wein loben, was bei diesem Resinatwein allerdings nur aus Höflichkeit geschehen konnte. Aber anstatt, wie er beabsichtigte, zu sagen: Ein sehr guter Wein (kallisto krasi)! sagte er mit allem Nachdruck: Besseren Wein (kallitero krasi)! Der Abt war liebenswürdig genug, sogleich einen dem unfreiwillig ausgesprochenen Wunsche entsprechenden Befehl zu geben.

Die Neugierde trieb manchen der „schönen Greise" (so werden die Einsiedler und Mönche gewöhnlich in Griechenland genannt) an der Tür zu lauschen und hereinzuspähen, so oft einer der Klosterknaben, die uns bedienten, ab- und zuging. Endlich aber setzte unser Benehmen die ganze Klostergemeinde in staunende Bewunderung. Denn als gute Hamburger gedachten wir daran, daß an diesem fünften Mai vor siebenhundert Jahren Kaiser Friedrich Barbarossa unserer Vaterstadt den berühmten Freiheitsbrief erteilt hatte; da konnten wir uns nicht enthalten, die hamburgische Nationalhymne zu singen: Auf Hamburgs Wohlergehn laßt kein Glas müßig stehn, trinkt Hamburgs Wohl! Im traulichen Verein laßt uns beim guten Wein uns unserer Freundschaft freun, trinkt Hamburgs Wohl! Dröhnend erschollen diese unerhörten Klänge durch das Kloster, voll Erbauung lauschten der Abt und ein Dutzend Mönche auf den weltlichen Choral, und groß war die Ehrfurcht, als wir in unsere Schlafräume geleitet wurden.

Der Bettstellen hatten wir uns bereits länger entwöhnt. Gemütlich genug wurden uns Decken auf den Erdboden gebreitet; die Mönche wetteiferten in Gefälligkeiten. Ich rufe mir gern die riesenhafte Gestalt eines schwarzhaarigen Bruders ins Gedächtnis, dem es ein wahres Herzensbedürfnis zu sein schien, uns alles so bequem wie nur möglich einzurichten und vor uns die sichtbarsten Spuren der Unreinlichkeit zu verbergen, die hier herrschte. Nachdem er auch durch das Angebot von Zigaretten sich mit uns auf freundlichen Fuß gestellt hatte, konnte er es nicht länger hinausschieben, uns mit seinem literarischen Besitz bekannt zu machen. Dieser Mönch besaß nämlich ein Buch als Privateigentum, ein Buch, das er auch fleißig las,

wie zahlreiche Lesezeichen außer anderen Spuren des Gebrauchs bezeugten; ein Buch, das er glückselig herbeibrachte, weil er an unserm Gepäck erkannte, daß wir einen solchen Besitz zu schätzen wußten. Das Lieblingsbuch des Mönches war — der Koran in neugriechischer Übersetzung. Man muß deshalb nicht meinen, daß er eine gefährliche Neigung zum Mohammedanismus hatte. Er war sich bewußt, den Koran als guter Christ zu lesen; eifrig versicherte er, was im Koran fehle, denke er sich hinzu. Dann freilich faßte er den Unterschied zwischen Christen und Mohammedanern nicht so auf, daß die ersteren etwas anderes glauben als die letzteren, sondern daß jene etwas mehr glauben als diese.

Ich habe vorher bemerkt, im Kloster sei auch unser ärztlicher Begleiter zu seinem Recht gekommen. Bald nach unserer Ankunft hatten wir erklärt, daß unter uns ein Arzt sei, der bereitwillig für körperliche Leiden Rat erteilen und Arznei reichen werde. Das mag manchem Mönch eine schlaflose Stunde eingetragen haben, indem er über Nacht sich auf sein körperliches Wesen ernstlich besann, denn nur allzu günstig war die Gelegenheit für eine erfreuliche Restauration. Auf die siebente Stunde war die klösterliche Poliklinik angesetzt. Mit Hilfe des schwarzhaarigen Riesen wurde ein Tisch auf die hölzerne Empore gebracht. Was wir an Büchern bei uns führten, fand auf ihm seinen Platz; das große Lexikon war für die eigenartigen Unterredungen nötig; überhaupt macht eine größere Zahl von Büchern immer einen vertrauenerweckenden Eindruck. Die ärztlichen Konsultationen konnten also beginnen. Doch jeder war zu ängstlich, um der erste sein zu wollen; im Morgenlande weiß man aus Erfahrung, daß die Kur oft schlimmer ist als das Leiden, das durch sie kuriert werden soll. Schon

am Abend vorher hatte man uns von einem Mönch erzählt, der über geschwollene Füße zu klagen habe. Dieser kam zuerst die Treppe heraufgeschlichen, gebeugt auf seinen Stab. Der Mann machte den Eindruck des höchsten Greisenalters; dennoch setzte uns die Antwort in Erstaunen, die er gab, als wir fragten, wie alt er sei. „Hundertundzwanzig Jahre," erwiderte er. Man wird seine Angabe als eine nach oben abgerundete Zahl auffassen dürfen. Doch erlaubte ich mir sie in meinen Gedanken genau zu nehmen. Darnach war dieser Mönch im gleichen Jahre mit dem ersten Napoleon geboren. Wie früh war dessen Lebenskraft verzehrt worden, während sie bei diesem Greise noch immer weiter tröpfelte, wie sie von jeher tropfenweise geflossen war, mühelos, kummerlos, freudelos! Wir taten, was in unserer Zeit bei einer Begegnung mit einem solchen Mann zuerst zu geschehen hat, wir photographierten ihn; darnach gaben wir ihm, was dem Hundertundzwanzigjährigen gegeben werden konnte, um ihm die Beschwerden seines Alters etwas zu erleichtern, und er trug die stärkenden Tropfen, die ihm geschenkt wurden, so glücklich in seine Zelle, als ob in dem Fläschchen seine verlorene Jugend enthalten gewesen wäre. Diesem ersten Patienten folgten andere; zuletzt trat jeder aus der anfänglichen Zurückhaltung heraus, jeder glaubte gefunden zu haben, daß es bei ihm an der körperlichen Maschine doch irgendwo hapere, und der Ansprüche wurden fast zu viele gemacht.

Freundlich hatten uns die Klosterleute verabschiedet. Viel Schweiß mußten wir an diesem Tage vergießen, bis wir den Gipfel des Berges Ithome erreichten. In die Mauerreste, die von der Befestigung dieser Höhe im fünften vorchristlichen Jahrhundert übrig geblieben waren, hatte man

im Mittelalter ein Kloster hineingebaut; längst ist das Kloster verlassen und verfallen, in seine Ruinen hat ein Einsiedler sich eingenistet. Er briet im Sonnenschein, als wir in seine Siedelei eintraten; verwildert war sein Haarwuchs, zerlumpt seine Kleidung, so daß es näher lag, ihn für einen Geisteskranken als für einen Mann Gottes zu halten, besonders als wir ihn bei unserm Abstieg noch lange von einem Felsvorsprung aus den Raubvögeln predigen hörten, wie einst Antonius von Padua den Fischen gepredigt haben soll. Tags darauf besuchten wir einen anderen Einsiedler auf der Paßhöhe, von der man südwärts zu dem höchsten Berge Griechenlands ansteigt, dem gegen 8500 Fuß hohen Hagios Elias. Menschlicher war hier der Eremit, die Natur ringsumher von großartiger Schönheit. Die nahe Beschränkung durch einen aromatischen Fichtenwald schloß den Ausblick auf das Taygeton mit seinen weiten Schneefeldern und wiederum in die Tiefe, aus der das Meer aufblitzte, nicht aus. Das Los des Einsiedlers, der in dieser heiligen Stille, aber in steter Anschauung der herrlichsten Naturgemälde, des südlichen Meeres, der Schneegebirge und des tiefen Waldes fern von der geräuschvollen Menschenwelt seinem Gott dienen kann, weckte in mir längst entschlafene Wünsche. Aber auch von diesem schönen Platz Erde mußten wir uns losreißen; durch die Langadaschlucht ging es hinüber nach Sparta, nach Arkadien, nach Tiryns, Argos, Mykenae, über Epidauros und Nauplia nach Athen, Eleusis, Dekelea, Sunion, hinaus auf die Kykladen, nach Theben, Delphi, Korinth, wieder hinaus auf das ägäische Meer — wie viel berühmte Namen, die ich hier nennen darf! wie viel schöne Erinnerungen, von denen ich schweigen muß!

Bei den Mohammedanern.

Bei einem Mittagessen saß ich dem Grafen Waldersee gegenüber. Die Rede kam auf Konstantinopel. Ich fragte ihn, ob er Konstantinopel gesehen hätte. „Nein“, sagte er, „ich will es auch nicht eher sehen, als bis dort gründlich rein Haus gemacht ist.“ So erlaubte ich mir den Wunsch, Exzellenz möge doch recht bald Konstantinopel sehen können.

Wenn wir in Griechenland in froher Gesellschaft gewesen waren, so hatte man uns gefragt, wie wir über die Zukunft der „Stadt“, der „Kaiserstadt“, dächten; dieser Name wurde nur Konstantinopel gegeben. Die Frage unserer griechischen Freunde war nicht eine Frage der Neugier, auch nicht bloß eine Frage des Patriotismus. Gregorovius sagt: „Es gibt heute keine Frage, die mehr aufregt, als diese nach der Zukunft Konstantinopels, der gegenwärtig geheimnisvollsten und wichtigsten aller Städte der Erde, von deren dämonischem Fatum nicht nur das Schicksal Athens und Griechenlands, sondern vielleicht die künftige Gestaltung zweier Weltteile abhängig ist.“

Hiernach versteht der Leser etwas von der Spannung,

die sich meiner bemächtigte, als ich vom ägäischen Meer aus mich Konstantinopel näherte. So bunt das Publikum auf unserm Schiff zusammengesetzt war — man sah neben Westeuropäern in der Allerweltskleidung der Gebildeten Montenegriner in abenteuerlicher Uniform und Walachen in Schaffellen —, jeder spähte aus nach der wunderbaren Stadt, wie einst die Genossen Kolumbus' nach dem vermeintlichen Indien; sogar die türkische Familie, die wir an Bord hatten, erwachte aus ihrer Apathie; der Mann, den sein grüner Turban als Abkömmling Mohammeds kennzeichnete, lehnte sich mit seinem Knaben über das Geländer, nur die Frau blieb verhüllten Angesichts auf ihrem Teppich sitzen; aber ohne Zweifel freute auch sie sich, daß soeben durch Kanonenschüsse das Ende des mohammedanischen Fastenmonats Ramadan und der Anfang des Beiramfestes angekündigt war. Sie selbst aber, die Königin des Ostens, die Kaiserstadt, hatte sich in ihr Morgengewand gehüllt, sodaß nur einige Spitzen ihres Hauptschmucks sichtbar wurden, die höchsten ihrer zahllosen Minarets, die über den Nebel hinausragten. Aber nun zieht der Sonnenglanz den Mantel hinweg, und vor uns steht sie in märchenhafter Schöne.

Vorbei fahren wir an dem Schloß der sieben Türme, das an schaurigen Geheimnissen reich ist; wir nähern uns dem Riesenbau der heiligen Sophia; nun kommen wir an dem sogenannten alten Serai entlang, dem Hause des Todes inmitten dieser Welt voll Leben; jetzt biegen wir ein in das Goldene Horn. Alsbald ist Konstantinopel rings um uns her, und wir können nicht mehr unterscheiden, wo es am meisten ist; von allen Seiten dringt auf uns eine solche Fülle von Gestalten und Farben ein, soviel Niegehörtes und Niegesehenes, nur aus den Erzählungen von Tausend

und einer Nacht Bekanntes, was wir bisher nie glaubten in der Wirklichkeit suchen zu dürfen, daß wir uns wünschen sechs Augen und sechs Ohren zu haben, um den Eindrücken etwas mehr gewachsen zu sein, die auf uns einstürmen. Konstantinopel ist in noch höherem Maße Weltstadt als irgend eine andere Metropole. Paris ist doch zunächst Hauptstadt von Frankreich und London von England, aber in Konstantinopel bildet das türkische Element nur eins neben vielen anderen. Wohl herrscht hier der Sultan, der zugleich Chalif ist; aber hier thront auch der griechische Patriarch, und sein gewaltiger Palast, das Fanar oder die Leuchte genannt, scheint weit hinaus in die christlichen Länder des Ostens. Und glaubte man bei einer Wanderung durch Konstantinopel vor einer Viertelstunde durchaus in türkischer Umgebung, jetzt mitten unter Griechen zu sein — nach wenigen Minuten sieht man fast nur armenische Häuserschilder, und bald meint man wieder sich in einer europäischen Stadt des Südens zu befinden. Was ist das für eine merkwürdige Stadt, in der man beim ersten Frühstück berät, ob man das zweite in Europa oder Asien einnehmen soll? Der im höchsten Grade weltstädtische Charakter Konstantinopels beweist sich am deutlichsten darin, daß man nirgendwo so wenig neugierig ist, selbst dem Auffälligsten so wenig Beachtung schenkt wie hier. Rastlos ziehen an einander vorüber Türken in europäischer Tracht, doch mit rotem Fez, desgleichen in morgenländischer Kleidung mit rotem, weißem, grünem Turban, Derwische, tiefbraune Nordafrikaner, Neger, Franken, europäische Reisende, griechische Geistliche, russische Popen, armenische Priester, römisch-katholische Mönche, modische Europäerinnen, Türkinnen in hellfarbiger Seide mit der fast gleich gekleideten Sklavin hinterher — Niemand wird wegen seiner be-

sonderen Erscheinung beachtet. Würden die Teilnehmer an einem westeuropäischen Maskenball sich unter die Menge mischen, die durch die Straßen Konstantinopels flutet, Niemand von ihnen würde die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehen.

Wir aber mußten das Paar Augen und Ohren, auf dessen Gebrauch wir uns trotz jenes Wunsches beschränkt sahen, auftun, um soviel zu sehen und zu hören, als möglich, indem wir aufbrachen, zunächst um dem Moscheenbesuch des Sultans beizuwohnen. Das eigentliche Serai inmitten seiner Gärten voll dunkler Cypressen wird nicht mehr vom Sultan bewohnt. Der Vater des jetzigen Sultans, Abd-ul-Medschid, siedelte nach einem Palast über, der außerhalb Konstantinopels am Bosporus liegt; Dolma Bagtsche, d. i. Kürbisgarten, ist der bescheidene Name dieses Palastes, in den landeinwärts ein sehr prunkvolles Portal führt und der an der Seeseite eine herrliche Fassade zeigt. Ebendort residierte nach dem Tode des genannten Sultans sein Bruder Abd-ul-Aziz, bis er 1876 überfallen und nach einem andern Palast am Bosporus, Tschiragan, geführt wurde, wo man ihm die Pulsadern aufschnitt. Ihm folgte sein Neffe Murad V., der aber nur kurze Zeit regierte; als irrsinnig wird er in Tschiragan eingekerkert gehalten — wenn er überhaupt noch am Leben ist. Diese schönen, neuen Paläste wissen also ebenso gut wie das alte Serai von Mordtaten und anderen Gräueln zu berichten, und wenn man den Bosporus entlang fährt, wird man belehrt: Dort, in jenem Flügel, sitzt der irrsinnige Sultan; dort, in jenem Nebengebäude, ist sein Vorgänger umgebracht. An schrecklichen Geheimnissen reich ist auch der „Sternentempel“, Jildiz Kiöschk, in dem der jetzige Sultan Abd-ul-

Hamid seine von Angst vergifteten Tage zubringt. Er verläßt diesen Palast nie, außer um am Freitagmittag in der Moschee, die neben dem Palast liegt, das ihm vorgeschriebene Gebet zu verrichten. Bei der Fahrt zu diesem Moscheenbesuch, Selamlik genannt, wollten wir den Sultan sehen und nahmen uns, um auch unterwegs das bunte Treiben recht beobachten zu können, einen offenen Wagen. Mächtig war das Wogen der Menge, imposant aber das Zusammenströmen der Truppen, die zur Sicherheit des Sultans auf seinem kurzen Wege regelmäßig aufmarschieren: Negerkavallerie auf Schimmeln, Ulanen mit roten Fähnchen, andere mit grünen, Infanterie der verschiedensten Gattungen. Jildiz Kiöschk liegt hoch; hier war der Blick auf den Bosporus und die asiatische Küste besonders herrlich, aber auch ringsumher entfaltete sich ein farbenprächtiges Schauspiel. Zehn Minuten, ehe der Sultan selbst erschien, sah man seine Feldherren und ersten Beamten sich versammeln. Dann schmetterte die Musik; in reich vergoldetem Prachtwagen erschien der Sultan selbst; ein Blitz zuckte weithin im Kreise umher, indem die langen Reihen der Soldaten ihre Säbel zogen, und neunmal erscholl aus aller Mund der Ruf: Padischah tschok jascha (lang lebe der Großherr)! Der Sultan, der in europäischer Tracht, nur den roten Fez auf dem Haupt, allein im Wagen saß, erwiderte dieses Vivat mit seinem Gruß; sein häßliches Gesicht hat einen ängstlich lauernden Zug — es ist mir geradezu widerwärtig gewesen, wenn ich ihn mit unserm geliebten Kaiser zusammen auf einem Bilde gesehen habe. In dem Moment, wo die Begrüßung des Sultans verstummte, hörten wir aus der Höhe einen scharfen Schrei, wie wenn ein Raubvogel krächzt; es war die Aufforderung des Muezzin zum Gebet; fünfmal

täglich erschallt von allen Minarets (große Moscheen haben deren vier und sogar sechs) sein Ruf: Es ist kein Gott außer Gott, und Mohammed ist sein Prophet, auf zum Gebet! — Ist der Moscheenbesuch des Sultans beendet, so folgt eine Truppenparade. Diese habe ich nicht abgewartet, sondern mich beeilt, eine Übersicht über ganz Konstantinopel vom Galata-Turm aus zu gewinnen, wo eine Feuerwache stationiert ist. Ich fand den biedern Osmanen vertieft in die Lektüre des Koran, den er natürlich nicht verstand — denn wie sollte der einfache Türke zur Kenntnis der gänzlich verschiedenen arabischen Sprache kommen? Daß ich ihm einige Verse aus seinem Religionsbuch vorlas, setzte ihn so sehr in Verwunderung, daß er darüber den pflichtmäßigen Zorn vergaß. Die Rundsicht, die ich von dem etwa fünfzig Meter hohen mittelalterlichen Turm genoß, der selbst doppelt so hoch über dem Meer liegt, versuche ich nicht zu beschreiben, weil sie, wenigstens für meine Befähigung, unbeschreiblich ist.

Vom Galata-Turm ging es in das Kloster der tanzenden Derwische; am Sonntag habe ich dann auch den heulenden Derwischen einen Besuch abgestattet. Derwisch ist das persische Wort für die mohammedanischen Bettelmönche. Es gibt ihrer viele verschiedene Klassen oder Orden. Berühmt sind besonders die tanzenden Derwische. Wer in ihren Orden eintreten will, muß eine Probezeit von tausendundein Tagen durchmachen, während der er Küchenjunge heißt, weil er in der Küche des Klosters Unterricht erhält. Dieser Unterricht führt in die Lehre des Mevlana Dschelaleddin Rumi ein, eines der größten Denker und Dichter des Morgenlandes. Für seine pantheistische Weltanschauung ist charakteristisch folgendes Gasel:

Tritt an zum Tanz! wir schweben in dem Reih'n der Liebe,
Wir leben in der Lust und in der Pein der Liebe ....
Ich sage dir, warum das Weltmeer schlägt die Wogen:
Es tanzt im Glanze vom Weltedelstein der Liebe.
Ich sage dir, wie aus dem Ton der Mensch geformt ist:
Weil Gott dem Tone blies den Odem ein der Liebe.
Ich sage dir, warum die Himmel immer kreisen:
Weil Gottes Thron sie füllt mit Widerschein der Liebe.
Ich sage dir, warum die Morgenwinde blasen:
Frisch aufzublättern stets den Rosenhain der Liebe.
Ich sage dir, warum die Nacht den Schleier umhängt:
Die Welt zu einem Brautzelt einzuweih'n der Liebe.
Ich kann die Rätsel alle dir der Schöpfung sagen,
Denn aller Rätsel Lösungswort ist mein, der Liebe.

Diese Lehre wird mimisch dargestellt dadurch, daß die tanzenden oder schwebenden Derwische bei der Musik einer Flöte oder einer Trommel, indem sie in einem Gesang Gott als das All und die Welt als das Nichts verkündigen, immer schneller sich um sich selber drehen und zugleich sich in einer Kreislinie fortbewegen, um die Umdrehungen der Himmelskörper darzustellen; dabei strecken sie die Arme aus und halten die eine Hand nach oben, die andere nach unten geöffnet, zum Zeichen, daß sie alles von oben empfangen, aber auch wieder hingeben wollen; die Augen schließen sie und legen den Kopf auf die Schulter, um ihre Versenkung in Gott anzudeuten. Man hat gezählt, daß fünfzig Umdrehungen in einer Minute gemacht werden, und da der Tanz dreimal je zehn Minuten währt, so ist der Tanz eine erstaunliche Leistung. Indem die weißen Frauenröcke, die die Derwische tragen, bei der schnellen Umdrehung sich ballonartig aufblähen, sahen wir zuletzt von den etwa zwanzig Derwischen nichts anderes als durcheinander wirbelnde Gewänder. Zum Schluß machten sie gegen den in ihrer Mitte tanzenden

Scheich eine Verbeugung, knieten in der Richtung nach Mekka hin nieder, küßten die Erde und verschwanden in den Holzverschlag, der den runden Saal des Klosters abschloß. — Lag auf dieser seltsamen Kultushandlung der Charakter des Feierlichen und Andächtigen, so war desto tumultuarischer die Ekstase der heulenden Derwische. Während der Tanz, den ich soeben geschildert habe, symbolisch ist, besteht das Geheul dieser Derwische in dem sogenannten Sikr, in der lauten Wiederholung des Namens Gottes oder des Bekenntnisses zu seiner Einheit. Als ich in den Saal des Tekke oder Klosters eintrat, waren mit etwa dreißig Derwischen schon eine Anzahl Laien, teils in europäischer, teils in morgenländischer Tracht, zum Gebet versammelt; auf Lämmerfällen sitzend, sagten sie das erste Kapitel des Koran her und hielten eine Liturgie ab, während welcher sie sich oft bis auf den Boden verneigten. Dann stellten etwa zwanzig oder dreißig, unter ihnen auch ein Negeroffizier, sich an die Wand, indem sie, zuerst ganz langsam, sodann immer schneller, ausriefen: La ilah illallah (es ist kein Gott außer Gott)! wobei sie sich vorwärts, rückwärts, seitwärts nach rechts und nach links mit ihrem Oberkörper drehten; zuletzt geschah dies mit so rasender Geschwindigkeit, daß einigen der Schaum vor den Mund trat, ja der Geifer über die Kleidung floß und mehrere halb ohnmächtig niederstürzten und hinausgetragen werden mußten. Nun hörte man von jener Formel nur noch die Silbe la endlos angehalten; dazwischen tönte der Ruf: ja hu (o Er)! plötzlich klang in dies Geheul hinein eine Art Hymnengesang. Wohl anderthalb Stunden dauerte dies wilde Schauspiel, bei dem wir uns sagten, daß im dunkelsten Afrika die Neger ihren Götzen nicht auf rohere Weise dienen können; zuletzt trat eine all-

gemeine Ermattung ein. Aber es sollte noch eine sehr seltsame gottesdienstliche Verrichtung folgen, die Doseh oder Tretung. Eine Anzahl Kinder, etwa vierjährige und darüber, wurden, das Gesicht nach unten gekehrt, auf die Erde gelegt, und der Scheich der heulenden Derwische schritt langsam über sie hin, indem er in ihre Kniekehlen hineintrat; dann legte eine Anzahl Männer, auch der vorhin erwähnte schwarze Offizier, sich platt auf die Erde, und der Scheich trat auf ihre Rücken; endlich wurden Säuglinge gebracht, die er anblies. Auf solche Weise sollten allerlei Krankheiten geheilt werden. Frauen waren bei dieser Zeremonie nicht sichtbar, obgleich sie zugegen waren; hinter dem dichten Gitter einer Empore sah man es zuweilen wie von weißen Gewändern leuchten, aber eine Gestalt zu erkennen war unmöglich.

Ich bitte meinen Leser, mir noch in den Bazar zu folgen. Der große Bazar in Konstantinopel ist eine der Hauptsehenswürdigkeiten dieser wunderbaren Stadt. Kommt man über die stets von vielen Hunderten von Menschen begangene Brücke, die über das Goldene Horn führt, so braucht man — ich bitte mir den vulgären Ausdruck zu verzeihen — nur der Nase nach zu gehen, so gelangt man sicher in den sogenannten ägyptischen Bazar; man braucht nämlich nur dem wunderbaren Geruch zu folgen, der aus tausenderlei Düften zusammengesetzt zu sein scheint, so kann man nicht irre gehen, man kommt in eine lange Straße, in die das Tageslicht nur dämmernd hineinfällt, weil sie überwölbt ist. Hier sieht man auf beiden Seiten offene Läden, in denen alle Spezereien des Morgenlandes feil geboten werden, die auf das Penetranteste durcheinander duften. Einige von diesen sind bei uns völlig unbekannt, z. B. die Henna,

ein rotes Pulver, mit dem die Fingernägel gefärbt werden, sodaß es aussieht, als ob das Blut durchschiene; das Kohl, womit die Augenbrauen schwarzglänzend geschminkt werden, und noch eine andere Salbe, welche unter die Augen gestrichen wird. Andere der hier verkauften Gegenstände sind auch bei uns berüchtigt oder berühmt, wie Opium, Rosenöl. In diesem ägyptischen Bazar sind die Verkäufer meist Türken, die sich von den zudringlichen und betrügerischen Persern und Juden sehr vorteilhaft unterscheiden; sie sitzen gravitätisch still inmitten ihrer Schätze und belästigen die Vorübergehenden nicht mit Anpreisungen. Von einem dieser würdigen Kaufherren erstand ich ein Fläschchen Rosenöl aus Kasanlyk, der eigentlichen Rosengegend der Türkei. Mohammed soll unter Begleitung des Engels Gabriel in den Himmel geritten sein; die außerordentliche Schnelligkeit, in der dies geschah, versetzte ihn, sein Reittier und seinen Begleiter in Schweiß; aus den niederrinnenden Schweißtropfen Mohammeds entstanden weiße Rosen, aus denen seines Pferdes gelbe, aus denen des Engels rote. Tausend Pfund Rosen geben ein Pfund Rosenöl; weshalb man wohl sagt, jeder Tropfen Rosenöl sei einen Dukaten wert. Der türkische Kaufmann, an den ich mich wandte, hatte drei Sorten Rosenöl, die edelste enthält bis in den Juni hinein etwas Geronnenes und wird erst in den heißesten Sommermonaten völlig flüssig. — Nicht lange war der starken Wohlgerüche wegen im ägyptischen Bazar meines Bleibens. Ich schlug mich durch verschiedene Gäßchen hindurch und gelangte in den großen Bazar, der wieder eine Stadt für sich ist, ein wirres Durcheinander von Straßen, die ganz vom Handel eingenommen sind, und zwar so, daß gewöhnlich eine ganze Straße entlang dieselbe Warengattung ausgelegt ist und an-

geboten wird; so sieht man in einer Straße nichts anderes als Goldwaren und Juwelen, in einer anderen nichts als Stickereien oder Seidenwaren oder Antiquitäten und Kuriositäten oder auch Bücher. Wie ruhig ich dies hier aufzählen kann! Aber welch eine unermüdliche Beharrlichkeit, welch eine Tapferkeit gehört dazu, durch diese Gassen sich durchzuschlagen ohne hundertmal zu kaufen und ebenso oft übervorteilt zu werden! Wohl mir, es ist schon zehn Uhr türkisch, d. h. zwei Stunden vor Sonnenuntergang, und die Läden werden allmählich geschlossen, weil von Sonnenuntergang an niemand im Bazar bleiben darf, auch nicht die Besitzer der Waren. Ich finde freiere Bahn und gelange nach vielem Herumirren zur Sophienmoschee. Ich will in ihr Inneres eintreten, das einst Justinian begrüßte mit den Worten: „Salomo, ich habe dich besiegt!" und will mich erholen in ihrer Dämmerung und ihrem Schweigen.

An einsamen Stätten.

Nicht Ruhe wünsche ich mir, sondern Stille, hat Richard Rothe gesagt; ein Großstadtpastor stimmt gern in das schöne Wort ein. Haben meine Ferienreisen mich nach Paris und London, nach Neapel und Konstantinopel geführt, um dort zu lernen, so habe ich doch am liebsten Stille gesucht und sie gefunden auf Bergeshöhen, in tiefer Heide, auf weltfernen Eilanden. Auch davon sollen hier Proben gegeben sein. Ich wollte, mir wäre möglich, ein anschauliches Bild von meiner Titlisbesteigung im August 1903 zu zeichnen. Von Engelberg, wo ich wiederholt mit meiner ganzen Familie die Ferien zugebracht habe, als noch keine elektrische Bahn das schneeumglänzte Alpental mit der übrigen Welt verband, waren wir am Tag vorher nach Trübsee hinaufgestiegen und hatten dort einige Stunden nächtlicher Ruhe genossen. Um zwei Uhr früh brachen wir auf; die Sterne glänzten hell, matt rötlich schienen unsere Laternen, als wir unter sorgsamer Führung die ansteigenden Schneefelder durchkreuzten. Allmählich wurde es Tag; wir sahen uns in einer anderen Welt, als in der unser Leben sich sonst abspielt.

Denn hier hörte das organische Leben auf, hier waren wir in dem Reich der schweigenden Elemente. In dieser Werkstätte der unbelebten Natur wachsen sich alle Formen zu riesiger Größe aus. In ehrfurchtsvollem Schweigen wandert der Mensch, aber voll fröhlichen Mutes; er fühlt sich dieser stummen Welt gegenüber als Sieger. Endlich hatten wir den Titlisgletscher erreicht; dann ging es noch eine gute Stunde weiter hinauf, und die Firnkuppe, der Rollen, war erreicht zwischen sechs und sieben Uhr morgens. Was lag hier alles zu unseren Füßen und vor unseren Augen von Savoyen bis Tirol, vom Schwarzwald bis zu den Riesen des Berner Oberlandes, und unmittelbar vor uns die grünen Hochflächen der Melchsee- und der Tannenalp! Hochgemut widmeten wir ein Glas edlen Weins der schönen Schweiz und der teuren Vaterstadt in der Ferne, ehe wir, vorsichtig angeseilt, zum Abstieg uns anschickten. — So großartig eine solche Bergbesteigung in den Alpen ist, kaum steht an Reiz hinter ihr zurück eine Wanderung durch die Lüneburger Heide, vor allem, wenn die Heide blüht und das rote Feld unübersehbar sich ausdehnt, dem hastenden Gewühl nicht minder fremd wie die Schneelandschaft der Alpen. Über das Heidekraut hebt sich malerisch der Wacholder, aus dessen Mitte nicht selten eine Birke oder Kiefer herauswächst. Aber das Wunder der Heide sind die ungezählten Hünengräber, deren Hügel oft den Mittelpunkt einer weiten Ebene bilden, den Aussichtsturm des Wanderers, die Residenz des einsamen Schäfers, und geradezu ergreifend wirken hier und dort die mächtigen Steinsetzungen; wer, ohne darauf durch einen Führer vorbereitet zu sein, im Klecker Walde plötzlich auf die achtzig Steinblöcke trifft, die den Friedhof eines alten Heldengeschlechtes bezeichnen, wird den mächtigen

Eindruck einer solchen Begegnung nie wieder vergessen. Wie überwältigte mich in meinen Jünglingsjahren die romantische Heidefahrt in der Nacht bei Vollmondschein, die ich von Harburg zu meinen Verwandten nach Walsrode machte, wo der Ernst der Heide der Lieblichkeit einer thüringischen Landschaft weicht; aber auch nachdem ich fremder Lande viel gesehen und der besten gern wahrgenommen, hat eine Fußwanderung durch die Heide für mich an Anziehungskraft eher gewonnen als verloren.

Aber meine Absicht ist, den Leser diesmal an die Westküste Schottlands zu versetzen. Dort hatte ich mit meinem Sohn die Seengegend der Hochlande durchstreift, die durch Walter Scotts Lady of the Lake weltberühmt geworden sind, und mit Frau und Sohn hatte ich die stimmungsvolle Insel Arran besucht und unter Führung eines Gaelen den fast dreitausend Fuß hohen Berg Goatfell bestiegen, zuletzt seir forfochten, wie der Führer sagte (sehr ermüdet); dann hatte ich mich allein aufgemacht und war über Oban nach der Insel Jona gekommen. Von den beiden kleinen Hebriden Jona und Staffa beabsichtige ich ein Bild zu zeichnen.

Was bot mir Ankömmling das Eiland Jona, das Carlyle einen der merkwürdigsten Plätze im weiten Gebiet der englischen Krone genannt hat? Barfüßige Kinder am Strande wollten mir grüne Steinchen verkaufen, die für die Seefahrt Glück bringen sollen, einen Büschel weißer Heide, einen Strang wertloser Muscheln. Zerstreut sieht man dreißig bis vierzig Häuser und Hütten. Welche Armut und Einsamkeit! Die Vergangenheit Jonas ist größer als seine Gegenwart, und seine Toten sind berühmter als die Lebenden. Die Zahl der Lebenden beträgt hier etwa zweihundert, und wenn man die Geistlichen, den Lehrer und den Fremden-

führer genannt hat, so hat man wohl alle Gebildeten aufgezählt. Aber unter den Toten, die hier ruhen, befinden sich achtundvierzig schottische Könige, von Fergus II., einem Zeitgenossen des Gotenkönigs Alarich, bis auf Duncan I., das Opfer Macbeths, außerdem vier irische, elf dänische oder norwegische Könige, endlich noch ein normannischer, desgleichen viele weltliche und geistliche Große des Mittelalters, deren Grabsteine mit verwitterten Inschriften und bildlichen Darstellungen und mit ihrer das Auge verwirrenden und einschläfernden keltischen Ornamentik Gegenstand antiquarischer Forschung sind.

Alles ruht hier, was manches Jahrhundert hindurch in Schottland groß war und Staub wurde; noch heute heißt ein Pfad Totenstraße und eine Anhöhe Klagehügel, und meine Phantasie malt mir aus, wie die Totenbarke mit schwarzen Segeln vom Chor der Mönche durch schwermütigen Gesang begrüßt und dann der letzte kurze Weg zum Reilig Oiran zurückgelegt wurde, zum Begräbnisplatz neben der Kathedrale und den Klostergebäuden, deren imposante Ruinen alle Wandlungen bezeugen, welche die Baukunst dieser Landstriche vom elften bis zum fünfzehnten Jahrhundert durchgemacht hat. Dies jetzt so öde Eiland an der Westküste Schottlands ist einst für einen großen Teil des europäischen Nordens ein ähnlicher Anziehungspunkt gewesen wie Wittenberg, Genf, ja Rom für verschiedene Konfessionen Mittel- und Südeuropas, daher wird diese Hebride Jona genannt, die heilige Insel. Sonst heißt sie auch Insel des Columba, der 563 bis 597 von diesem vorgeschobenen Posten aus das Heidentum mit geistlichen Waffen bekämpfte. Der älteste Name bezeichnet sie als Druideninsel, sie hatte also schon zu heidnischer Zeit religiöse Weihe, und seltsame Sa-

gen und Bräuche sind noch immer hier zu Hause, eine verborgene Unterströmung unter dem Kalvinismus, der schon so lange dies Inselchen überflutet hat.

Aus der Dämmerung der heidnischen Vorzeit tritt Jona in das Licht der Geschichte, als Columba mit zwölf Genossen hier landete. Königliches Geschlecht wird diesem Sohn Irlands zugeschrieben, weite Reisen selbst ins Morgenland, ein prophetischer Fernblick, wie er einem heiligen Mann in diesem Lande des zweiten Gesichts nicht abgehen durfte. Sein Nachfolger und Biograph Adamnan hat uns ein Buch seiner Prophezeiungen, ein zweites seiner Wunder, ein drittes seiner Gesichte überliefert; auf dem Hügel, der Columbas Lieblingsplatz gewesen, versenke ich mich in das dreiteilige Werk und suche nach dem einfach Menschlichen, das mir sein Bild vertraut machen soll trotz des Übermenschlichen, mit dem seine Zeit es zu übermalen liebte. Er muß ein echter Kelte gewesen sein, ein Mensch voller Widersprüche, kampflustig und sanftmütig, ein Rufer im Streit gleich Agamemnon läßt er seine mächtige Stimme meilenweit über das Meer hinfahren, und ein schweigsamer Mann der Feder kopiert er nicht weniger als dreihundert Handschriften, heiße Vaterlandsliebe erfüllt ihn, und um seines Missionsberufs willen bleibt er ein Siedler in der einsamsten Fremde. Seinem Diener gebietet er, den Vogel, der ermattet am Strande niedergefallen ist, drei Tage lang zu pflegen, ob er vielleicht nach dem geliebten Irland zurückkehren wolle. Noch wird auf Jona der Hügel des Lebewohls an Irland gezeigt, von wo Columba oft gen Süden geschaut und ausgerufen haben soll: „Tod im makellosen Irland ist besser als unvergängliches Leben in Albin (Britannien)! Was wäre es für eine Lust, auf der See mit

ihren weißen Köpfen dahinzufliegen, um die Wellen an Irlands Gestade sich brechen zu sehen! Hier vom Hügel schaue ich hin nach Erin, große Tränen in den heißen Augen, nach Erin, wo die Jünglinge so hochherzig und die Alten so weise sind!" Seine Freude an der nordischen Natur spricht er in einem Liede aus, in dem er schildert, wie süß ihm sei, von dem Felsen an der Südwestseite Jonas auf das unbegrenzte Meer hinauszublicken,

Auf die schwellenden Wogen,
Die in des Schöpfers Ohr
Singen den kreisenden Weltlauf
In erbrausendem Chor;

Auf die schwärmenden Vögel
Über der Meeresflut,
Wo in unheimlicher Tiefe
Schlange und Drache ruht;

Durch die donnernde Brandung
Hör' ich der Glocken Ton —
Ruhe hier, allen Gefahren
Dunkelnder Tiefe entflohn.

Eine der wenigen Reliquien, die hier den Sturm des Kalvinismus überdauert haben, ist das Kopfkissen des Columba — ein Stein, der in einem Eisenkäfig wohl verwahrt wird. Es war sein Wille gewesen, so erzählt uns sein Lebensbeschreiber Adamnan, daß er nicht unter großem Zusammenlauf beerdigt würde; wie er es gewünscht und auch vorhergesagt, so geschah es; drei Tage lang umtoste ein Orkan das Eiland, so daß es von andern Inseln und vom Festlande aus nicht erreicht werden konnte, weshalb die Genossen Columbas ihm still für sich die letzte Liebe und Ehre erwiesen; da er in sein Grab gelegt war, wurde die See ringsumher ruhig.

Jenes Christentum, das Columba brachte, wußte nichts von Untertänigkeit unter den päpstlichen Stuhl, und die Kuldeer oder Männer Gottes, wie man die schottischen Einsiedler und Mönche nannte, wollten auch später nichts davon wissen. Dies verursachte Spannung zwischen den keltischen Christen und denen, die durch die Missionare Gregors des Großen, zunächst unter den Angelsachsen, für den christlichen Glauben und zugleich für die Unterwürfigkeit unter das Papsttum gewonnen wurden. Als das iroschottische Christentum auf dem Boden Britanniens durch die Sendlinge des Papstes zurückgedrängt wurde, suchte es neues Gebiet zu gewinnen auf germanischem Boden. Anhänger Columbas brachten zuerst das Christentum in das Innerste Deutschlands, und noch heute ist der Name des Schottenringes in Wien ein Wegweiser zurück nach Jona. Endlich erlag die Sonderstellung der Kuldeer dem übermächtigen Einfluß Roms. Jona, zuerst druidisch, dann kuldeisch, wurde damals römisch-katholisch. Aus dieser Zeit stammen die herrlichen Bauwerke, die noch in ihren Trümmern unsere Bewunderung erregen. Die einfacheren Gebäude der früheren Zeit waren von den Normannen bei wiederholten Einfällen geplündert und zerstört worden. Für Handschriften hatten die normannischen Räuber kein Interesse; so rettete sich aus der kuldeischen Zeit ein reicher literarischer Schatz. Unter anderem soll hier noch gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts ein ganzer Livius vorhanden gewesen sein. Papst Pius II. hatte die Absicht, diese Handschrift, die nicht ihres Gleichen fand, für Rom zu erwerben. Es war damals die höchste Zeit, einen solchen Schatz zu retten. Man versäumte sie, und er ging auf immer verloren.

Denn im Zeitalter der Reformation brach die Sturm-

flut des strengsten Kalvinismus verheerend über die Reichtümer und Denkmäler der mittelalterlichen Kirche herein. Die Mönche von Iona haben einige ihrer Kleinodien nach Irland gebracht, andere sind in verschiedene Bibliotheken des Kontinents, besonders in die vatikanische Bibliothek verschlagen. Aber was nicht fortgeschafft worden war, wurde zerstört. Dreihundertundsechzig Kreuze waren einst auf der heiligen Insel aufgerichtet; nur zwei von ihnen sind ziemlich unversehrt geblieben. In den Hallen der Kathedrale und der Klöster weiden seitdem die Schafe bis auf den heutigen Tag. Man kann leider nicht sagen, daß an die Stelle des Verwüsteten etwas anderes gesetzt worden ist. Bis in das vorige Jahrhundert war nicht einmal ein Prediger auf Iona ansässig. Wie es im übrigen mit der Zivilisation auf der Insel aussah, bezeugt der Umstand, daß es keine Uhr auf der Insel gab, abgesehen vielleicht von einigen Taschenuhren zweifelhaften Wertes.

Anders ist es in der neuen Zeit geworden, deren geschichtliches Interesse unserm Eiland zugute kommt und die auch hier die kirchliche Versorgung des früher Verwahrlosten ins Auge faßte. Während der drei Monate des Hochsommers ist Iona täglich (außer an den stillen Sonntagen) das Ziel der Wallfahrt wenigstens eines kleinen Teils der Schottlandreisenden; auch sind unter den etwa zweihundert Bewohnern der Insel jetzt drei verschiedene kirchliche Körperschaften vertreten. Sollte aber der Leser noch daran zweifeln wollen, ob Iona bereits den vollen Segen moderner Ziwilisation genießt, so kann ich jeden Zweifel zur Ruhe bringen durch die Mitteilung, daß es auf der Insel auch nicht fehlt an einer Druckerei.

Iona hat eine Schwester unter den Hebriden, eine

sehr nahe gelegene, aber völlig anders geartete, nämlich die Insel Staffa. Nur acht englische Meilen sind Jona und Staffa von einander entfernt; von Staffa aus erblickt man die Ruinen der Kathedrale von Jona, und von Jona aus kann man bei günstigem Winde den Donner hören, mit dem das Meer, das in den Körper Staffas einzubrechen sucht, durch die zusammengepreßte Luft wieder herausgeschleudert wird. Aber während Jona von besonderer geschichtlicher Bedeutung ist, existiert Staffa für die Geschichte garnicht, aus dem einfachen Grunde, weil es keine Bewohner hat. Einst hat ein Hirt mit seiner Familie hier Wohnung nehmen wollen, aber als im Winter der Sturm die ganze Insel hin und her zu rütteln schien, floh er von dannen aus Angst vor dem bösen Geist, der hier hauste. Und dennoch ist Staffa berühmt, berühmter als Jona, denn wer hätte nicht gehört von der Fingalshöhle?

Staffa heißt soviel als Säuleninsel; das Eiland trägt diesen Namen mit Recht. Wer von Süden her sich nähert, sieht, daß der Boden der Insel, der etwa bis zu hundertundfünfzig Fuß die Meeresfläche überragt, auf schlanken Basaltsäulen ruht, deren Durchschnitt gewöhnlich ein regelmäßiges Fünf- oder Sechseck ergibt. An einer südwestlichen Stelle fehlt die Masse, die auf den Säulen ruht, und die Säulen scheinen abgebrochen, so daß man hier mit einem Boot landen und auf den Säulenenden wie auf einem allerdings sehr unebenen Parquetfußboden einhergehen kann. Allmählich klettert man höher hinauf; es ist ein hübscher Anblick, den Zug der Reisenden wie eine buntfarbige Schlangenlinie an dem dunklen Basaltgestein sich entlangwinden zu sehen, und unterhaltend ist es zu beobachten, wie diese seltsame Bergbesteigung von den verschie-

denen Reisenden mit Tollkühnheit und Todesangst und allen Empfindungen, die dazwischen liegen, unternommen und ausgeführt wird. Die Wanderung führt vorüber an einer sehr kleinen Insel, deren Basaltsäulen durch keine Erdmasse überdeckt sind; sie liegen frei, also nach allen Seiten sichtbar, und das Ganze gleicht einem dreißig Fuß hohen kegelförmigen Trümmerhaufen von etwa durch ein Erdbeben zusammengeworfenen Kolonnaden. Mit einer Wendung nach rechts tritt man in die Fingalshöhle ein. Ihre Höhe ist bei mittlerem Wasserstand gegen siebenzig Fuß, ihre Länge über zweihundert Fuß, ihre Breite verjüngt sich von vierzig bis zwanzig Fuß; die Decke wölbt sich fast im Spitzbogen. Schlank und regelmäßig steigen die Basaltpfeiler empor, grauschwarz ist ihre Farbe, aber ihre Basis ist mit rotem Pflanzenwuchs überzogen, an der Decke dagegen hat die Natur eine Art Vergoldung angebracht, indem eine gelbe Tropfsteinsubstanz sich angesetzt hat, welche die Winkel der abgebrochenen Säulen hervorhebt, die das Deckengewölbe bilden. Es fehlt also nicht an ernstem Farbenglanz, wenn die Mittagssonne ihr Licht in die nach Süden sich öffnende Höhle hineinsendet. Denn aus der Tiefe leuchtet Meergrün herauf und das Silber des Gischts, mit dem die Wogen sich an den scharfen Säulenkanten brechen. Aber man achtet nicht so sehr auf das Farbenspiel, als auf die gewaltigen Orgeltöne, die der Pulsschlag des Ozeans hervorbringt, indem die Wellen hineinrauschen bis zum Hochaltar dieser wunderbaren Naturkathedrale. Wer am inneren Ende der Höhle steht, dem ist, als wollte ihr Grund bis zu ihm hinanschwellen und ihn emporheben von dem schmalen Rande, an dem sein Fuß haftet, bis der Wogenschwall sich wieder zurückzieht, indem er an tausend und abertausend

Stellen kleine Wasserfälle zurückläßt, die von allen Nischen und Vorsprüngen, Winkeln und Ritzen zischend sich ergießen. Die Höhe der Grotte, ihre regelmäßige Verjüngung nach dem Innern der Insel hin, sowie der stete Wechsel von Flut und Ebbe bewirken, daß die Luft frisch und rein ist, kein modriger Geruch stört unsere Bewunderung des Kunstwerks, das die Natur hier geschaffen hat, voll höchster Freiheit und harmonischer Ordnung.

Hat das unbewohnte Staffa keine Geschichte, so hat die vielbesuchte Fingalshöhle eine solche. Entdeckt ist sie 1772; doch war sie vorher nicht völlig unbekannt. Die keltischen Bewohner der benachbarten Inseln nannten sie schon damals Fingalshöhle, und es hat mit diesem Namen eine bemerkenswerte Bewandtnis. An der Nordküste Irlands, bei Portrush, erstreckt sich ins Meer der Riesendamm (Giant's Causeway), scheinbar ein Stück einer ungeheuren Brücke, die von Irland nach Schottland hinüberführte, bestehend aus etwa vierzigtausend Basaltsäulen. Die Volksweisheit erkannte in den Säulen von Staffa einen zweiten, am schottischen Ende gelegenen Rest dieser Brücke, deren Entstehung man auf die Riesen der Vorzeit zurückführte, und besonders auf Finn Mac Coul, den Vater Ossians, von Macpherson Fingal genannt. Daß die keltischen Insulaner jenen Höhlenbau auf Staffa Fingal zuschrieben, wurde damals mit besonderer Freude begrüßt, weil man gerade zu der Zeit über die Echtheit der Gedichte Ossians im Streite lag; hier sah man einen ihrer Helden durch die Volksüberlieferung anerkannt. — Im Jahre 1810 besuchte Walter Scott die Insel Staffa. Er wurde hier Gegenstand einer eigentümlichen Ovation; der Bootsmann, der ihn zur Insel brachte, war der Sohn eines Barden

und bewies, daß er die Bedeutung eines Dichters wohl zu schätzen wußte; er ehrte Walter Scott, indem er einen Pibroch in der Fingalshöhle erschallen ließ und eine Ovation von echtem Hochländer Whisky darbrachte, die freilich nicht einen alten Druidenstein, sondern seine eigene Kehle netzte; darauf richtete er eine poetische Anrede an Walter Scott, die dieser aber nicht verstand, da sie gaelisch gehalten wurde; der berühmte Schriftsteller erzählt, er habe sich dabei verschämt geneigt gleich einer jungen Dame, der man ein Kompliment macht, das sie nicht versteht. — Die Königin Viktoria besuchte Staffa 1847. Sie selber sagt davon: „Das war das erstemal, daß das britische Banner mit einer Königin von Großbritannien und ihrem Gemahl und ihren Kindern in die Fingalshöhle sich begab, und die Leute brachten drei Cheers aus, was dort mit seinem Wiederhall einen großen Eindruck machte.“ Es war nur geziemend, daß bei dem Besuch der Königin das Meer so ruhig war, daß die Barke in die Höhle hineinfahren konnte, was sonst selten möglich ist.

Ein englischer Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts sagt gelegentlich seines Besuchs auf Iona: „Der Mann ist wenig zu beneiden, dessen Patriotismus nicht wärmer wird auf der Ebene von Marathon und dessen Frömmigkeit nicht inniger ist auf Iona.“ Und eine englische Schriftstellerin derselben Zeit schildert ihre Gefühle vor Staffa: „Bei dem, was ich vor dem Eingang der Höhle sehen konnte, schauerte mein Blut in den Adern, aber im Innern der Höhle waren meine Nerven so sensibel, daß jeder Ton mir schmerzlich wurde .... Staffa brachte den höchsten Grad feierlich frommer Begeisterung hervor, den ich je gefühlt habe und fühlen kann, so lange

ich hier im Staube walle." Ruhiger stellen wir Menschen des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts auch das Außerordentliche mit Ähnlichem zusammen und überdenken die Parallele. Es liegt uns nahe, bei der Fingalshöhle an die blaue Grotte auf Capri zu denken; und Jona erinnert einigermaßen an Paestum. Aber diesmal ist der Gegensatz merkwürdiger als die Übereinstimmung des Verglichenen. Wie Altertum und Mittelalter stehen einander gegenüber Paestum und Jona, Staffa und Capri wie der ernste Norden und der lachende Süden. Man darf nicht sagen, daß eins hinter dem andern zurücktritt, fesselnd, ergreifend wirkt beides.

Aus der Zeit des Seniorats.

Neue Arbeiten.

Am 1. Mai 1889 war es mir beschieden gewesen, den einstmals geweihten Boden von Olympia zu betreten. Genau fünf Jahre später fand eine mir unvergeßliche Feier in dem mit schönen grünen Pflanzen festlich geschmückten Herrensaal der St. Michaelis-Kirche statt; ich wurde durch das Präsidium des Kirchenrats, nämlich durch Senator Burchard Dr. und Senator Hertz, den sämtlichen hamburgischen Geistlichen als Senior feierlich vorgestellt.

Der erstgenannte Senator eröffnete die Sitzung mit einer Rede, in der er zuerst in Worten wärmster Anerkennung meines Vorgängers gedachte, des Seniors D. Kreusler, sodann auf die mir gestellten Aufgaben einging. Gern wiederhole ich, was er bei dieser Veranlassung von dem kirchlichen Leben Hamburgs im allgemeinen ausführte: „Wir belassen in Hamburg dem Einzelnen vielleicht ein größeres Maß individueller Unabhängigkeit auf theologischem Gebiete, als dies anderswo der Fall. Die Lichtseiten dieses Systems sind nicht zu verkennen, die Schattenseiten fehlen indessen nicht. Es ist meines Erachtens die Aufgabe des leitenden

Geistlichen, darauf zu halten, daß sich die Subjektivität innerhalb der Kirche nicht in unzulässiger Weise vordrängt, und daß, unbeschadet aller protestantischen Lehrfreiheit, die gegebenen kirchlichen Ordnungen nicht beeinträchtigt werden. Wir leben in einer ernsten, insbesondere auch für die Kirche ernsten Zeit. Zwar erheben sich aus dem stetig wachsenden Häusergewirr der brausenden Großstadt zahlreiche Kirchen, aber die Massen kehren sich ab von der unsichtbaren Welt des Glaubens. Da gilt es hervorzuheben den unveräußerlichen, unveränderlichen Kern des Christentums, die Predigt von Jesu Christo dem Weltheiland, der die Mühseligen und Beladenen zu sich geladen und den Armen das Evangelium gepredigt hat. Hier gilt das Wort, daß das Feld weiß ist zur Ernte. Mag es vielfach den Anschein gewinnen, als ob die gottentfremdete Weisheit unserer Tage, insonderheit in den breiten Volksschichten, ihre Jünger finde, mag das moderne Heidentum die Herzen und Gewissen von Tausenden betören und mag es so aussehen, als ob die Arbeit der Kirche umsonst sei, wir halten daran fest: unserem Volke soll seine Religion, sein Christentum wiedergewonnen werden, wir wollen unermüdlich arbeiten, Geistliche und Laien, jeder an seinem Teile, um unserem Volksleben seinen idealen Inhalt wiederzugeben, das christliche Bewußtsein neu zu beleben."

Das war ein stärkendes und erquickendes Wort. Nach dem Vorsitzenden des Kirchenrats nahm mein amtsältester Kollege, Hauptpastor D. Röpe, das Wort, mir den Willkommensgruß zu bieten. Auch er gedachte zuerst in trauernder Liebe meines heimgegangenen Vorgängers, um sodann in ergreifender Selbstlosigkeit sich über mich und das mir übertragene Amt zu äußern. Auf beide Ansprachen hatte

ich dann zu antworten. Ich wies gleichfalls auf Senior D. Kreusler zurück und schilderte dann den Charakter unserer Zeit. „Was Luther für seine Zeit gesagt hat: Unser Amt ist jetzt ein ganz anderes worden — das gilt bis zu einem gewissen Maße heute wieder, und hier und dort droht schon die Gefahr, daß wir die Erfüllung der uns doch stets zunächst liegenden Pflichten, die regelmäßige Verkündigung des göttlichen Wortes in Predigt und Unterricht und die Verwaltung der heiligen Sakramente, weniger hoch anschlagen als die außerordentlichen Mittel, die sich zur Ausbreitung des Reiches Gottes darbieten. Aber nicht wahr, davon sind wir alle überzeugt, in einem geistlichen Handwerkertum dahinleben, das genügt nicht; neue Aufgaben stellt die vielfach neue Zeit, und neue Wege müssen gesucht werden, wollen wir sie lösen." Sodann erlaubte ich mir, von mir persönlich zu reden. Ich bat um Verzeihung beim Andenken an die Vergangenheit: „Lassen Sie mich," so redete ich die Amtsbrüder an, „das Ernste, das ich im Sinn habe, verschleiernd ausdrücken in der Sprache unserer Handelsstadt: wenn ich in Ihrem Lebensbuch ein Konto habe, auf dem eine Schuld von mir verzeichnet steht, so machen Sie einen Strich durch das alte und beginnen Sie für mich eine neue Seite. Gott vergönnt es mir, einen neuen Anfang meines Strebens zu machen; machen Sie einen neuen Anfang mit mir." Ich bezeichnete mich als ein Hamburger Kind, „dessen Vaterlandsliebe zwar dem ganzen großen Deutschland gehört, dessen Heimatsgefühl aber sich beschränkt auf den für uns geweihten Boden, der die hochragenden Türme unserer fünf Hauptkirchen trägt." Und indem ich davon absah, ein Programm aufzustellen, erklärte ich es als meine Losung, mit meinen Amtsbrüdern mich zusammenzufinden in dem, was Paulus schreibt Eph. 4, 15.

Auf diesen schönen Anfang meines Seniorats sehe ich heute über mehr als zehn Jahre zurück, nicht ohne Wehmut. Die zehn Jahre haben mich durch viel Spannung, Erregung, Streit und Niedergeschlagenheit hindurchgeführt. Wie weit ich das verschuldet habe, weil ich nicht genug ruhige Weisheit habe walten lassen, wie weit die Schuld an den eigentümlichen Verhältnissen unseres kirchlichen Lebens liegt, kann ich nicht entscheiden. Aber dies Buch ist nicht dazu bestimmt, von den kirchlichen Kämpfen zu handeln, die viel von meiner Kraft verzehrt haben. Auch von meinen Senioratsarbeiten soll hier nur im Vorübergehen geredet sein. Der Senior hat teilzunehmen an den Sitzungen des Kirchenrats und der Kreiskonvente, er gehört zum Präsidium der Synode, er ist Vorsitzender in allen Kollegien der Geistlichen und in der Prüfungskommission. Hieraus ergibt sich seine Teilnahme an vielen Kommissionssitzungen. Er hat mitzuwirken bei den Wahlen der Hauptpastoren und der Pastoren und die Gewählten einzuführen, sofern nicht in bestimmten Fällen beides das Recht der Hauptpastoren ist. Die zahlreichen Pastorenwahlen, die in dem letzten Jahrzehnt vorgekommen sind, haben mich in die meisten Kirchenvorstände geführt. Zu diesen verfassungsmäßig dem Senior obliegenden Arbeiten sind manche andere hinzugekommen, die gleichfalls innerhalb seiner Amtssphäre liegen. Nachdem an die Stelle der einzigen theologischen Prüfung zwei Examina getreten waren, lag es uns Hauptpastoren ob, den Kandidaten zwischen der ersten und der zweiten Prüfung, so viel uns möglich war, Gelegenheit zur Fortbildung zu geben. Ich habe regelmäßig im Sommer über einen Gegenstand, im Winter aus drei theologischen Disziplinen wöchentliche Vorlesungen gehalten; stets habe ich ein alt-

testamentliches Buch oder einen Traktat aus dem Talmud erklärt, daneben Kirchengeschichte des neunzehnten Jahrhunderts und verschiedene Fächer der praktischen Theologie behandelt. Als das allgemeine Vorlesungswesen in Hamburg sich sehr erfreulich entwickelte, übernahm allwinterlich einer der Hauptpastoren eine Vorlesung für ein größeres Publikum; ich habe den Römerbrief erklärt und christliche Glaubenslehre vorgetragen, beides vor zahlreicher Zuhörerschaft aus allen Ständen. — Begreiflicher Weise hegte ich den Wunsch, auch mit den Amtsbrüdern auf dem hamburgischen Landgebiet, die früher kaum in irgend einer Verbindung mit dem Senior gestanden hatten, näher bekannt zu werden. Plötzlich Kirchenvisitationen einzuführen, hätte zu viel Aufsehen erregt. Ich ließ mir und einem anderen Mitglied des Kirchenrats den Auftrag erteilen, überall die Kirchenbuchführung zu inspizieren. Daß diese Inspektion den Anlaß zu einer Instruktion für die Kirchenbuchführung gab, war nicht das Wichtigste; mich erfreute vielmehr, daß ich in die Häuser meiner Kollegen eintreten und vielfach auch einen Blick in ihre Amtsführung tun durfte. — Von einer nicht zu unterschätzenden Bedeutung war es, daß sich eine seelsorgerliche Bedienung der Leidtragenden auf dem Zentralfriedhof einführen ließ. Vor zwanzig Jahren war eine Trauerfeier am Sarge oder am Grabe sehr selten im Mittelstande oder von sogenannten kleinen Leuten gewünscht worden. Nun wurde allen, die es wünschten, kostenlos angeboten, daß auf dem allgemeinen Friedhof ein Pastor oder Kandidat eine kurze Ansprache oder ein Gebet hielt, und dies Angebot weckte allmählich starke Nachfrage. Es kann nicht vergeblich sein, daß Gottes Wort an die Herzen Vieler in einer Stunde herangebracht wird, in der sie voraussicht-

lich für dasselbe empfänglicher sind als sonst. Zu dem Zweck muß täglich ein Pastor oder Kandidat (sonntäglich ihrer zwei) bereit sein, auf dem Friedhofe seines Amts zu warten; so lange es meine Gesundheit erlaubte, habe ich mich tunlichst jeden Montag zur Verfügung gestellt. — Endlich liegt es nahe, den Senior bei Vereinsfesten um eine Ansprache anzugehen, bei besonderen Veranlassungen hat er als Vertreter der Geistlichkeit zu sprechen; solche Gelegenheiten boten sich mannigfach, z. B. als der Gustav-Adolf-Verein, der Allgemeine Protestantische Missionsverein in Hamburg ihre Hauptversammlungen hielten, beim fünfzigjährigen Jubiläum des Vereins für Innere Mission, aber auch bei der Gedächtnisfeier nach dem Tode des Präsidenten Mac Kinley. Ich unterbreche mich auch hier, um das Interesse des Lesers durch Vorführung eines Einzelbildes neu zu beleben. Wenn ich während meiner ersten Amtsführung in Hamburg oftmals in später Abendstunde Auswanderern predigte und das heilige Abendmahl reichte (S. 173), so war diese Amtstätigkeit jetzt auf einen besonderen Auswandererpastor übergegangen. Aber dafür bot mir einen Ersatz, daß ich regelmäßig am Weihnachts- und am Ostermorgen in der Frühstückskirche redete, nämlich in einem Saal, in dem Männer von der Straße und sogar aus Spelunken versammelt wurden, denen zuerst eine Tasse Kaffee und ein paar Brötchen unentgeltlich dargereicht wurden und darnach das Brot des Lebens angeboten wurde. Wie es dabei herging, sei hier kurz geschildert.

Wanderte ich am Weihnachtsmorgen durch die Straßen Hamburgs, so war's noch dunkel und still, stiller als sonst, denn später als an einem anderen Morgen erwachte diesmal das unruhvolle Treiben der Großstadt; man vergönnte

sich ein Viertelstündchen länger zu schlafen nach den Weihnachtsmühen und mancher Orten auch nach der jubelvollen Freude des heiligen Abends. Aus wie vielen Fenstern, die nun schwarz waren, hatten die Lichter der Weihnachtsbäume gestrahlt! Von wie viel fröhlichen Erwartungen, von wie viel beglückenden Überraschungen wußte ein Haus nach dem andern zu erzählen! Und doch waren bei dieser allgemeinen Freude viele leer ausgegangen, wie es freilich in einer Stadt, die ihre Einwohner nach Hunderttausenden zählt, nicht anders zu erwarten ist. Manche hatte wohl großer Schmerz gehindert, an der Fröhlichkeit teilzunehmen, in der diejenigen feiern, deren Glück der Herr das ganze Jahr hindurch behütet hatte. Aber nicht die Leidtragenden sind es, die am heiligen Abend das Mitleid am meisten herausfordern. Die sich zugleich in äußerem und innerem Elend befinden, die Heruntergekommenen und Verwahrlosten, die, denen jeder aus dem Wege geht, die dürfte man mit dem Propheten „die Erschlagenen unseres Volkes" (Jer. 9, 1) nennen, die man Tag und Nacht beweinen sollte. Was war der Weihnachtsabend für sie gewesen? — Zu ihnen war ich jetzt auf dem Wege. Ihr Weihnachtsabend sollte jetzt stattfinden am Weihnachtsmorgen. Ich fand sie schon zahlreich versammelt, als ich an das Ziel meiner Wanderung gelangte, wohl über fünfhundert Männer, auch Jünglinge und Greise. Es waren hier auch solche, die unverschuldet in Not geraten waren, auch solche, die ihren Heiland kannten, aber von der Mehrzahl der Anwesenden galt weder das Eine noch das Andere. Man sah es ihnen an, daß sie „von den Landstraßen und von den Zäunen" (Luk. 14, 23) hereingerufen worden waren — doch nein, an den Landstraßen und Zäunen findet man solche Gestalten nicht,

nur in den Winkeln und Höhlen der Großstadt. Keine sorgsame Hand hatte ihre Kleidung gereinigt und geordnet, mancher hatte es nicht für nötig gehalten, sein Angesicht zu erfrischen. Ach was für traurige Geschichten erzählten diese Gesichter! Aber nun hatten sie in dem weiten Raum, der durch elektrisches Licht von oben her strahlend erleuchtet war, an langen Tischen Platz gefunden; jeder hatte seinen Kaffee vor sich und sein gutes Weißbrot, und an Weihnachtskuchen fehlte es auch nicht; Barmherzigkeit um Jesu willen speiste und tränkte sie. Und zwischen den hohen Weihnachtsbäumen brachte ein Posaunenchor liebliche Weisen zum Vortrag. Um diese Armen und Elenden her war jetzt nichts als Licht und Liebe.

Dann sprach ich zu ihnen von dem, wovon am Weihnachtsfest zu allen Christen geredet wird. Gleichnisweise suchte ich ihnen deutlich zu machen, was der Sohn Gottes vorhat in der Sünderwelt. Denkt euch ein weites Schlachtfeld, so redete ich zu ihnen. Viel Tote, Sterbende, auch viel Schwerverwundete, die noch gerettet werden könnten, wenn jemand sich ihrer annähme. Aber sie liegen da in ihrem Blut, dürsten, verschmachten. Da kommt über das Schlachtfeld jemand daher, den nichts als seine Barmherzigkeit auf diesen Schauplatz des Grauens geführt hat. Er neigt sich zu jedem, der da liegt, sieht zu, ob er noch eine Spur des Lebens findet. Dann verbindet er dem Unglücklichen seine Wunden, labt seine verschmachtende Zunge, sucht ihn anderswohin zu bringen, wo er es gut hat. Das Schlachtfeld ist das Sündenelend, die Sünde ist der Feind, der uns nach dem Leben steht. Aber der über das Schlachtfeld daher kommt, das Herz voll Liebe, das Auge voll weiser Fürsorge, die Hand voll Allmacht, das ist er, der

in Bethlehem geboren ist. Denn des Menschen Sohn ist gekommen, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist. In dieser Weihnachtsstunde neigt er sich über dich, du armer Verwundeter! Wie ganz anders hast du vielleicht einst Weihnacht gefeiert, damals als du am Knie deiner Mutter standest; wer hätte gedacht, daß Weihnacht dich einmal so finden sollte, du armer Verwundeter! Und doch, euch ist heute der Heiland geboren!

Sie waren alle so stille, daß man eine Nadel hätte zu Boden fallen hören. Hier und dort brach eine große Träne ihren Weg über ein von Elend gekennzeichnetes Gesicht. Darnach sangen wir alle: O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit! Welt ging verloren, Christ ward geboren, freue dich, freue dich, Christenheit.

Ehe wir auseinandergingen, sah ich einige aus ihren Taschen ein paar Pfennige heraus suchen und sie in bekümmerter Sorgfalt zählen, ob sie nicht zehn Pfennige zusammenfanden. Für zehn Pfennige wollten sie sich ein Neues Testament kaufen.

Alljährlich mußte ich beinahe zu oft Weihnacht feiern, mit Kindern und mit Alten, mit Kranken und mit fröhlichen Gesunden. Aber diese Weihnachtsfeier war mir stets die ergreifendste.

Die Eisenacher Konferenz.

Davon will der Leser nichts hören, daß ich, wie schon 1882, so wieder 1895—96 bei der Revision unserer hamburgischen Kirchenverfassung tätig gewesen bin und zwar recht viel Zeit bei dieser Tätigkeit zugesetzt habe. Ich will ihn auch nicht mit der Erinnerung an die ernsten Beratungen über den kirchlichen Notstand und die Mittel zur Abstellung desselben behelligen, an denen ich 1894 in elf Sitzungen teilgenommen habe, will ihn lieber mit hinausnehmen auf Reisen, die ich als Senior habe machen müssen, auf meine Reisen nach Eisenach. Dort am Fuß der Wartburg tritt die Konferenz der deutschen evangelischen Kirchenregierungen zusammen, früher jedes zweite Jahr, in neuester Zeit noch öfter. Viel edle Männer habe ich dort kennen gelernt, im Zusammensein mit ihnen viel schöne Stunden verlebt.

Als ich 1894 zuerst inmitten der Konferenz erschien, ein schüchterner Neuling, führte in ihr den Vorsitz Abt D. Sallentien aus Wolfenbüttel, ein Vorsitzender, wie wir uns ihn nur wünschen konnten, freundlich und ruhig, aufmerksam

und besonnen, fürsorglich, so daß er die Konferenzmitglieder auch außerhalb der Sitzungen gern zusammenhielt und mit edlem Unterhaltungsstoff versorgte. Aber wie viele tüchtige Männer zeigt mir meine Erinnernng in dem weiten Kreise, der den Vorsitzenden, den jedesmaligen Vortragenden und den Schriftführer im Saale des großherzoglichen Schlosses umringte! Von denen, die aus dieser Welt des Suchens und des Streitens abgerufen sind, nenne ich den Präsidenten D. Barkhausen, einen Mann von ebenso großer Liebenswürdigkeit wie aufrichtiger Frömmigkeit; den Abt D. Uhlhorn, väterlich freundlich im Umgang, treu seiner lutherischen Überzeugung im Kampf der Meinungen, herzansprechend in vertrauter Unterhaltung; den Oberhofprediger D. Meier aus Dresden — niemand konnte sich so dem unschuldigen Genuß der Stunde hingeben wie er, der unter sein Bild als seinen Wahlspruch geschrieben hatte die Worte: Gott gebe uns ein fröhlich Herz! endlich den Generalsuperintendenten D. Trautvetter aus Rudolstadt, voll treuer Liebe besonders zu den evangelischen Christen in der Zerstreuung. Ich muß an mich halten, daß ich nicht der Erwähnung dieser Entschlafenen folgen lasse die Namen wenigstens einiger unter den noch Lebenden, denen ich mich in inniger Freundschaft verbunden weiß. Es gelingt mir am Besten, ihre Namen zu verschweigen, wenn ich in meiner Erinnerung mich rasch hinwende zu den Frauen, die im Hintergrunde der Konferenz sich vereinigten. Denn manche von den hochwürdigen Herren stellten zwar den so oft wiederholten Spruch nicht in Abrede: Wer seine Frau lieb hat, läßt sie zu Hause — fügten aber noch einen anderen Spruch bei: Wer sich selbst lieb hat, bringt sie mit — und glaubten in diesem Fall der Selbstliebe nachgeben zu dürfen. Wenn

nun die Männer ihre ernsten Beratungen pflegten, so machten die Frauen von der ihnen verliehenen Gabe Gebrauch; und trafen beide Teile nach wohlvollbrachtem Tagewerk zusammen, sei es bei der gemeinsamen Mittagstafel, sei es zu gemütlicher Abendunterhaltung neben der Wartburg, so trat in dem allgemeinen Gespräch sicherlich keine Pause ein. Es verstummte auch nicht bei denen, die am Sonntagnachmittag sich an der schönen Fahrt nach Wilhelmstal und nach Ruhla beteiligten; solche Fahrten, bei denen der Platz in den Wagen oft gewechselt wurde, erfüllten den höheren Zweck, zu verhindern, daß Waffengänge innerhalb der Konferenz auf die Dauer in verschiedene Heerlager führten.

Aber dieser anregende und erfreuende gesellige Verkehr bildete doch nur den Rahmen, der die ernsten Arbeiten der Konferenz umschloß. Diese Arbeiten beginnen regelmäßig mit einem Gottesdienst auf der Wartburg. In einem solchen Gottesdienst habe ich 1896 die Predigt über Joh. 10, 9 gehalten. So sehr ich auch diesmal den Eindruck mitnehmen mußte, der mir gestellten Aufgabe nicht genügt zu haben, blicke ich doch auf diese Feierstunde zurück als auf einen der Höhepunkte in meinem Predigerleben, so tief habe ich die Ehre und Freude empfunden, in der Lutherkapelle geredet zu haben, auf der Kanzel, zu der man zwischen den Schwertern Gustav Adolfs und Bernhards von Weimar hinansteigt, vor einer kleinen, aber so würdigen und verständnisvollen Versammlung. — Unter den Referaten und Korreferaten, die der Konferenz in den regelmäßigen Sitzungen erstattet werden, waren manche durch Bedeutung des Themas wie durch Reichtum des Inhaltes ausgezeichnet; beispielsweise erwähne ich folgende Themata, die zur Behandlung kamen: Was kann seitens der Kirchenbehörden

für die wissenschaftliche und praktische Fortbildung der im Amte stehenden Geistlichen geschehen? Durch welche kirchliche Einrichtung kann die Lösung der Aufgabe erziehlicher Einwirkung der Kirche auf die Jugend in den Jahren nach der Konfirmation gesichert werden? Welches sind die Grundsätze, nach denen das Verhältnis der freien Evangelisationstätigkeit zur organisierten Kirche, beziehungsweise zum geordneten Pfarramt, zu regeln ist? Ist dem mit pädagogischen und didaktischen Gründen unterstützten Verlangen, im Religionsunterricht der Schule statt der Bibel ein biblisches Lesebuch zu gebrauchen, nachzugeben? Wie ist der Religionsunterricht in den höheren Schulen zu erteilen und zu beaufsichtigen? Was kann durch kirchenregimentliche Anordnungen geschehen, um in der Vorbereitung zum Konfirmationsakte und im Anschluß an denselben den vielfach hervorgetretenen Mängeln in der religiös-sittlichen Bewahrung der heranwachsenden Jugend wirksam zu begegnen? Welche Handhaben bietet das bürgerliche Gesetzbuch der deutschen evangelischen Kirche zum Schutze der evangelischen Interessen in gemischten Ehen? — Diese Proben genügen, um die Wichtigkeit der von der Eisenacher Konferenz gepflogenen Verhandlungen zu bezeugen. Ihre Bedeutung kam allerdings für Hamburg nicht zu vollem Austrag. Die Freiheit, in der sich das kirchliche Leben bei uns entwickelt, schließt manche kirchenregimentliche Einwirkung aus, die man in Eisenach für notwendig hielt. Der Vertreter Hamburgs hat aber auch an solchen Erörterungen, deren Ertrag sich nicht sofort in unsere hamburgischen Verhältnisse übersetzen ließ, mit Interesse und nicht ohne Frucht für sich selbst teilgenommen.

In den letzten Jahren ist die Gesamtarbeit der Eise-

nacher Konferenz in einer meines Erachtens besorglichen Weise beeinflußt worden durch die kirchlichen Einheitsbestrebungen. Es ist ein Lieblingsgedanke des Kaisers, das evangelische Deutschland kirchlich fester, als es jetzt der Fall ist, zusammengeschlossen zu sehen; von einem solchen Zusammenschluß erwartet er das Aufhören theologischer und kirchlicher Kämpfe, über das er auch einmal mit mir persönlich geredet hat. Schritte, die einen solchen Zusammenschluß anbahnen sollten, waren bereits die Wiedereröffnung der renovirten Schloßkirche in Wittenberg am 31. Oktober 1892 unter Anwesenheit der Vertreter der deutschen evangelischen Staatsregierungen; das fünfzigjährige Jubiläum der Inneren Mission zu Wittenberg am 21. September 1898, an dem auch ich als Vertreter der hamburgischen Kirche teilgenommen habe; die Pilgerfahrt zur Weihe der Erlöserkirche in Jerusalem und die gelegentlich derselben beschlossene und hernach zur Ausführung gelangte Gründung eines deutschen evangelischen Instituts für Altertumswissenschaft des heiligen Landes, einer Stiftung, die ich mit großem Interesse begrüßte und in deren Vorstand ich von der Eisenacher Konferenz gewählt wurde. Einer von außen her gegebenen Anregung zufolge beschäftigte sich die Konferenz mit dem Gedanken eines Zusammenschlusses in der Tagung von 1900. Der Referent, Konsistorialpräsident D. Chalybaeus, führte aus, was ja jedem nach den Gesetzen der Logik einleuchten sollte, daß ein Kirchenbund, der bei voller Wahrung der Selbständigkeit der einzelnen Landeskirchen und ihrer Obrigkeiten einen eigenen rechtlichen Willen zur Geltung bringen soll, an einem innern Widerspruch leidet. Nachdem aber am 26. Dezember desselben Jahres der damalige Regent für Sachsen-Koburg-Gotha und der deutsche

Kaiser zu Gunsten eines Zusammenschlusses der deutschen evangelischen Landeskirchen sich ausgesprochen hatten, kam diese Angelegenheit 1902 aufs neue in der Konferenz zur Verhandlung. Das Resultat der Verhandlung war die Bildung des deutschen evangelischen Kirchenausschusses, dem zur Zeit auch ich als Vertreter der drei Hansestädte angehöre. Wenn ich vorhin gesagt habe, daß diese Einheitsbestrebungen auf die Gesamtarbeit der Eisenacher Konferenz in nicht unbedenklicher Weise eingewirkt haben, so bezieht sich diese Äußerung erstlich darauf, daß hier mehr als in einer anderen Frage zwei Parteien auseinandertraten, von denen die eine die Vorherrschaft Preußens auch auf kirchlichem Gebiet als wünschenswert oder doch als unvermeidlich ansah, die andere hiervon für die selbständige Entwicklung der evangelischen Landeskirchen und vorzüglich ihres lutherischen Charakters fürchtete; zweitens darauf, daß manche Mitglieder der Konferenz besorgten, die Bedeutung der Konferenz werde durch den Kirchenausschuß herabgesetzt und damit eine wohlbewährte Institution geschädigt zu Gunsten einer neuen, die sich erst bewähren soll. Ich gehöre zu denen, die den Einfluß der Konferenz zu erhalten und zu mehren wünschen, habe mich aber dadurch nicht hindern lassen, an den Arbeiten des Kirchenausschusses den pflichtmäßigen Anteil zu nehmen.

Der Nachbar.

Wenn der günstige Leser beachten will, daß ich Hauptpastor blieb, als ich Senior wurde, daß also die Geschäfte des Seniorats zu den Pflichten und freiwilligen Arbeiten des Hauptpastorats hinzugekommen sind, so wird er mir nicht zutrauen, daß ich während des letzten Jahrzehnts, wie die alttestamentlichen Propheten sich ausdrücken, auf meinen Hefen gelegen habe. Doch kam für mich noch eine Arbeit hinzu, die keinen Wochentag aussetzt, vielmehr täglich zuerst von mir Erledigung fordert und mich selbst in ferne Lande verfolgt hat. Sie ist mir aber nicht weniger lieb als mühevoll, und ich glaube an ihre Frucht, indem ich gern auf sie das Wort der Schrift beziehe: Laß dein Brot über das Wasser fahren, so wirst du es finden auf lange Zeit (Pred. 11, 1). Ich rede von der Herausgabe des christlichen Volksblattes: Der Nachbar.

Wie so manches in meinem Leben, ist auch diese Arbeit ungesucht, ja vollkommen zu meiner Überraschung an mich herangetreten. Als der bisherige Herausgeber des Nachbar, der weithin mit Recht beliebte Hauptpastor Fries, nach

kurzer Krankheit entschlafen war (am 5. August 1894), wandte sich der Verleger des genannten Sonntagsblattes, H. O. Persiehl, an mich mit der Aufforderung, an seine Stelle zu treten. Die Aufgabe hatte für mich viel Ansprechendes; als Knabe hatte ich ein Blättchen für meine Mitschüler herausgegeben; als ich in Kiel Pastor war, stellte man an mich die ernstgemeinte Anfrage, ob ich willens sei, mein Predigtamt aufzugeben und ein politisches Tageblatt zu übernehmen. Unmöglich konnte ich auf diesen Gedanken eingehen; aber jetzt erinnerte ich mich des kindlichen Unternehmens und sagte mir: Was man in der Jugend sich wünscht, des hat man im Alter die Fülle. Nachdem der Verleger mir versichert hatte, daß er, wenn ich ablehnte auf seinen Wunsch einzugehen, einen nichthamburgischen Geistlichen zum Herausgeber berufen würde, erschien es mir schon als Pflicht gegen meine Vaterstadt, ihr ein so weit verbreitetes Volksblatt zu erhalten. Ich willigte also ein; die Mitredaktion übernahm Emil Frommel. Ausgesprochener Weise teilte ich mich mit ihm dermaßen in die Redaktion, daß er von seinem Ruhm hergab, ich die Arbeit übernahm; doch hat Frommel auch eine Reihe trefflicher Artikel geliefert. Nach seinem unerwartet frühen Tode (9. November 1896) habe ich für die Redaktion allein gezeichnet, und zwar nicht nur dem Namen nach. Die Aufgabe, die ich nun schon über zehn Jahre zu lösen versuche, ist mühevoll, da ich, meinen Grundsätzen gemäß, keine Hilfe in Anspruch nehme. Alle Einsendungen gehen an mich und füllen täglich zwei Papierkörbe, denn das ist tatsächlich der in den meisten Fällen verdiente Ort ihrer Ablagerung. Für die Zusammenstellung jeder Nummer trage ich die Verantwortung; auch lese ich selbst die Korrektur. Ich sammle die Liebesgaben und ver-

walte sie — eine schwere und verantwortungsvolle Arbeit. Ich lese die Bücher, die ich anzeige, und beantworte die Fragen der Leser im Briefkasten. Endlich stelle ich mit besonderer Sorgfalt alljährlich den Nachbarkalender zusammen. Mühsam genug war und ist die Arbeit, aber sie ist mir sehr lieb geblieben; es ist mir ein hocherfreulicher Gedanke, allsonntäglich durch dies Volksblatt zu einer Nachbargemeinde von Hunderttausenden zu reden. Denn auch unter meiner Redaktion hat der Leserkreis sich erweitert, so daß die Auflage des Nachbar jetzt 150000 beträgt; und zwar zieht er in alle Länder Europas und in alle Erdteile hinaus und bringt mir aus allen manchen freundlichen Liebesgruß. Da kommt eine Sendung aus der Krim; man ist dort auf einer Hochzeit fröhlich in dem Herrn gewesen und hat eine Sammlung veranstaltet für die armenischen Waisen, die die Nachbargemeinde als Pflegekinder angenommen hat; wieder fragt jemand in Schottland, ob der Nachbar nicht bei seinem Botengang irgend eine fromme und getreue Dienerin für ihn gefunden habe; ein Anderer berichtet, daß er auf einer Alpenwanderung mitten in katholischer Umgebung ein Häuflein Evangelischer angetroffen habe, die sich den Nachbar vorlesen ließen; eine liebe Kreuzträgerin schreibt mir aus der deutschen Heimat sechs Seiten voll, und wie sie es meint, drückt sie aus in den Worten: „Es tut einem doch so wohl, wenn man weiß, daß man im Geist einen lieben, treuen Freund hat, gegen den man sich einmal aussprechen kann.“ Hätte ich sie sammeln wollen, alle die Briefe von fern und nah, die der Nachbar mir eingetragen hat, ich hätte ein starkes „goldnes Buch“. Möge Gott ferner diese Säemannsarbeit segnen!

An schriftstellerischen Beiträgen für den Nachbar hat

es mir nie gefehlt, und wenn auch bei weitem die meisten mir nicht genügen konnten, so war noch immer so viel Brauchbares vorhanden, daß manche Einsendung Jahr aus Jahr ein aus Mangel an Platz liegen blieb. Ich habe daher mich selbst vom Schreiben zurückgehalten und auf die Redaktion beschränkt; nur wenn solche Artikel, die ich bei besonderen Gelegenheiten brauchte, mir fehlten, mußte ich nolens volens mein eigenes Talent erproben. Im Lauf eines Jahrzehnts ist das doch oft genug geschehen; ich habe diese Artikel nicht mit meinem Namen oder seinen Anfangsbuchstaben unterzeichnet, sie sind daher von dem raschen Strom aller periodischen Literatur dahingerissen und meist von mir selber längst vergessen. Eine Probe meiner eigenen Schriftstellerei erlaube ich mir hier einzuflechten, wenn auch nur wegen ihres eigenartigen Charakters. Für die Melanchthonnummer des Nachbar (14. Februar 1897) bedurfte ich eines Melanchthonartikels, und ich schrieb ihn folgenden Inhalts und in nachstehender Form:

Christiani Coccandri getreue Relation,

wie er zu Wittenberg arriviret und an einer Mahlzeit im Hause Mag. Phil. Melanchthonis partizipiret.

Um die Mitte des Monats Oktobris ist Kundschaft gekommen, daß Dr. Martinus samt seinem getreuen Magister Philippus, der ihn auf der Rückreise vom Reichstag auf der Koburg heimgesuchet, wieder nach Wittenberg zurückgelangt sei. Da hab ich der Begier, so lange in mir gebrannt, den großen Propheten und Gottesmann von Angesicht zu sehen, nicht länger wehren können und mögen, und mich aufgemacht. Ich reiste aber in großer Armut, also daß ich etliche Male um Brot zu singen versuchet,

wiewohl ich dessen mich fast schämte. Die Leute aber schrieen über mich, nannten mich einen Pfaffen und gaben mir noch andere Namen. Da ich noch eine Tagereise weit von Wittenberg war, bot ich der Wirtin in einem Dörflein mein Letztes an, drei Heller, dafür ein gut Stück Brot zu kaufen. Aber sie war ein freundlich gutherzig Weib; da sie hörte, daß ich Dr. Martinus zu sehen begehrte, gab sie mir ein groß Stück gesotten Fleisch und Brots genug und ließ mir auch meine drei Heller. Also ging es mir am Ende meiner Reise nicht so gar übel.

Da ich durch das Elstertor in Wittenberg eingezogen war, verwunderte ich mich schier, daß die Stadt so gar ärmlich war, indem viel Bürger zwischen Lehm und Holz und unter Stroh wohnten, und gedachte daran, wie der allmächtige Gott diese arme Stadt so hoch zu Ehren gebracht, dafür aber den Papst in Rom heruntergesetzt habe, nach dem Worte Lucä am ersten: Er stößt die Gewaltigen vom Stuhl und erhebt die Niedrigen. In solchen Gedanken bin ich durch die Stadt gegangen, bis ich an die Kirche Allerheiligen kam, welche wie ein Wunderwerk dastand unter geringen Gebäuden. Da ich aber anhielt, sie zu beschauen, tat sich ein anderer Bacchant[1]) zu mir, ein nicht ungeschickter Gesell; mit dem geriet ich in ein Zwiegespräch, über welchem er mich mitnahm zu seiner Wirtin, allwo auch ich Quartier für die Nacht fand. Anderen Tages aber lud besagter Bacchant mich ein, ihn zu geleiten, da er einen Brief an Mag. Philippus zu überreichen habe, in welchem er an ihn empfohlen sei. Und wiewohl ich in nicht geringer Sorge war, einem solchen Mann unter die Augen zu treten,

---

1) So viel als Student.

nahm ich doch dies Anerbieten an, zumal ich oftmals gehöret, daß er gegen junge Leute meines Schlages nach der Ermahnung des Apostels gastfrei sei ohne Murmeln. Hab es auch nicht bereuet, daß ich so kühnlich in des Mag. Philippus Haus gegangen bin, sintemal er mir alle Jahre seither nur Liebes erwiesen hat und alsbald entgegengekommen ist wie ein Vater, ja wie ein Freund. Darum mich die Dankbarkeit antreibt, zu schreiben, wie ich in kurzem heimisch geworden bin bei Mag. Philippus.

Indem wir beide selbander zu des Mag. Philippus Haus gingen, hat mein Weggenoß mir etliche seltsame Stücke davon berichtet, wie derselbige hochgelahrte und weitberühmte Herr zuweilen von den Studiosis traktiert worden sei, aber auch ihren Übermut ihnen manchmal geziemend vergolten habe. Eines Abends, da Magister von einem Freunde nach Hause kommt, begegnet er einem Haufen von Bacchanten, welche, von einem Konvivio,[1] dabei es wohl gar hoch hergegangen, fast übermütig heimkehrten; diese Zechbrüder ergreifen ihn, sintemal sie ihn in der Dunkelheit nicht erkannt, und tragen ihn zur Deposition[2] an die Elbe, ihn in derselbigen unterzutauchen; aber da sie am Fluß angekommen, sagt Magister mit Lachen, wer er wäre, worauf einige vor Schrecken davongelaufen, die anderen aber jählings ernüchtert ihn in Ehren an sein Haus geleitet haben. So ist auch einmal ein polnischer Student, der sich noch seines Adels berühmt, mit seinem Degen auf ihn losgegangen; Magister aber hat sich tapfer der Unbill widersetzet, hernach sei der grobe Knoll auf acht Jahre relegiert, Magister aber

1) Gelage.
2) Scherz, den man sich mit angehenden Studenten erlaubte.

durch Johannes Stigelius, einen Poeten, in einem Preisgedicht ob seiner Tapferkeit gefeiert worden.

Unter solchen und anderen kurieusen Gesprächen sind wir in die Kollegiengasse gekommen, wo des Mag. Philippus Haus recht stattlich lag. Begrüßet wurden wir, da wir an die Tür des Hauses geklopfet, von dem getreuen Johannes, welcher damals schon lange und nachher noch viele Jahre des würdigen und gelahrten Mannes nicht unwürdiger und auch nicht ungelahrter Diener gewesen ist, also daß die Zahl der Jahre seines Dienstes an seinem seligen Ende sich auf 34 belaufen hat; selbiger Johannes redete uns lateinisch an und sprach: Salvete sodales[1]) und: Dic cur hic?[2]) worauf mein Geselle sein Vorhaben vermeldete. So wurden wir in ein großes Gemach geführet, wo wir Mag. Philippus erwarten sollten, denn er studierte emsiglich in seinem Arbeitsstüblein, wie ich hernach erfahren, an der Apologia confessionis Augustanae. Der Raum, in welchem wir einstweilen verziehen sollten, war ohne etliche Anzeichen eines Wohlstandes: in der Mitte stand ein Tisch mit Stühlen von festem Eichenholz, Truhen gingen ringsumher an den Wänden, in einer Ecke stand ein großer Ofen von brauner Farbe und an der Tür hing ein Korb mit Brot, daraus sich eben Lippus, des Magisters erstgeborenes und nach dem Tode eines lieben Brüderleins einziges Söhnlein, ein Stücklein herunterholte. Es war im Gemach auch des Magisters ältestes Kind, ein achtjähriges, Anna genannt, ein holdselig Mägdlein, still und sanft; ihr Vater hat mir hernachmals erzählt, wie sie, da er einst über die Not der armen Christenheit geweint, ihm seine Tränen mit ihrem Hemdlein ge-

1) Seid gegrüßt, Genossen.

2) Warum seid ihr hier?

trocknet habe, was ihm als ein gutes Auspizium erschienen sei. Auch Anna wußte uns einen artigen Gruß in lateinischer Sprache zu sagen, daß wir wohl merkten, welch eine Luft in diesem Hause wehe. Darnach, als wir ein Viertelstündchen uns mit den Kindern unterhalten, erschien des Magisters Ehegemahl, so Katharina Krappin geheißen, des Bürgermeisters zu Wittenberg Tochter, zierlich von Gestalt und freundlichen Wesens, und fragte meinen Gesellen nach unserer Herkunft und unserer Absicht und ermahnte uns, fein geduldig zu sein, sintemal ihr Hausherr in kurzem sein Studium einstellen würde; denn es war nahe bei elf Uhr, und von elf bis zwölf Uhr versammelt sich der Magister mit den Seinen zum Mahl, zu welchem sie nun auch uns einlud und dann von hinnen ging, dasselbige zu rüsten.

Und es geschah, wie sie angekündigt. Aber wir verwunderten uns über die Maßen, als wir den hochberühmten Mann erblickten, so schwach war die Gegenwärtigkeit seines Leibes. Denn er war klein und mager, hielt eine Schulter höher denn die andere und zog, so oft er redete, die Augenbrauen zusammen; doch hatte er unter seiner hohen und runden Stirn schöne helle, klare und freundliche Augen, so war auch seine Stimme rein und deutlich und weder leise noch überlaut, sondern immer sich selber gleich; sein Gewand war ein langer blauer Rock mit weiten Ärmeln. Da er uns erblickte, hieß er uns willkommen und kehrte in sein Gemach mit uns zurück; dort hatte er bereits unter seinen Büchern gesessen seit zwei Uhr nach Mitternacht, und viel Briefe und Bögen, welche soeben von dem Drucker gekommen waren, lagen auf seinem Tische. Das Schreiben, das ihm mein Geselle überreicht, las er mit allem Fleiß; darauf begann er mit uns zu reden und allerlei Fragen an

uns zu stellen; letztlich stand er auf und sprach: Ihr seid junge Leute und habt durch Gottes Gnade Geschicklichkeit genug. Allein sehet zu, daß ihrs recht brauchet. Der allmächtige Gott erhalte euch und gebe euch Stärke und Weisheit, daß ihr ihm und seiner Kirche nützlich dienen möget. Indem gebot er uns, mit ihm zu kommen, und wir setzten uns mit ihm zu Tische. Wir warteten aber des Gratias, sintemal wir gehört hatten, wie Magister einst mit Dr. Martinus und Dr. Pommer zusammen zum Mahl sich gesetzet und Dr. Martinus gesaget, jetzt komme es an, wer am bündigsten und besten bete; da habe Dr. Martinus gebetet: Dominus Jesus sit potus et esus — Jesus der Herre uns tränke und nähre; Dr. Pommer aber: Dit un dat, drög un natt, segn uns Gott; Mag. Philippus aber am kürzesten: Benedictus benedicat: Segen vom Gesegneten! Doch diesmal sprach er nicht selbst das Gratias, sondern sein Töchterlein hob in lateinischen Versen an:

Christe, gib zu dem Mahl, das du bescheeret, den Segen,
Daß es nach deinem Geheiß stärke den hungrigen Leib;
Nicht vom Brote allein kommt unserm Leibe das Leben,
Sondern es ist dein Wort, das uns das Leben erhält.

Da sich Alle gesetzet hatten, trug der Famulus Johannes in einer großen braunen Schüssel der Art, so man Steingut nennet, die Suppe auf den Tisch; derselbige nahm einen großen Blechlöffel und füllte Jeglichem sein Teil in den glänzend braunen tiefen Napf, so vor ihm stand. Der Brotkorb, den ich vorhin an der Tür des Gemachs hangen gesehen, stand mitten auf der Tafel, daneben ein Gefäß mit Salz und Kümmel. Unfern der Hauseltern stand ein wohlverschlossen Büchslein mit teurem Pfeffer und am

anderen Ende der Tafel eine Essigflasche. Desgleichen sah man einen Krug Wein und einen Krug Bier und daneben kleine Henkelkrüge von Glas. Und daß ich hier sogleich aufzähle die Schüsseln, so wurde nach der Suppe gereichet ein Gericht von kleinen Fischen aus dem nahen Elbfluß, darnach eine Speise von Eiern, darnach Erbsen mit mährischem Rettig, letztlich aber süße Pomeranzen, so Se. Kurfürstlichen Gnaden ihm eben von dero eigener Tafel gespendet hatte. Wie entsetzte sich meine hungernde Armut ob solcher leckeren Fülle!

Nehmet und Gott gesegne es euch, hob Mag. Philippus an, als wir begannen unser Süpplein aus unseren Näpflein zu trinken; ist's auch keine große Gasterei, so will ichs auch nicht geringer machen, wie es die Narren tun, die da meinen, sie müssen (dem Scheine nach) der geringen Bewirtung wegen sich entschuldigen, aber sich durch solch eitle Reden wider Gott versündigen, anstatt ihm zu danken, daß er uns so viel und so vielerlei darreicht und so geduldig zusieht, wie wir seine Gaben brauchen, ja, sogar mißbrauchen. Doch werdet ihr etwa des Fleisches missen; allein ich folge gerne der alten Pythagoreer Weise, so des Genusses von Fleisch gänzlich sich entschlugen. — Da fragte mein Gesell, der in deutschen Landen viel hin und wieder gefahren, ob Magister sich leichtlich an die sächsische Speise gewöhnet habe? Ei, sagte Mag. Philippus, so ihr mich der pfälzischen und schwäbischen Speise erinnert, will mir die sächsische noch heute nicht schmecken, und vormals habe ich oft geklagt, daß nichts Gutes hier zu kaufen, und wenn etwas, daß es nicht gut gekocht werde; aber es ist anders worden seither, fügte er bei mit einem freundlichen Blick auf seine Hausehre. Nur hat sich der Wein nicht gebessert,

so rings um unser Wittenberg wächset, von welchem Petrus Mosellanus nicht uneben den Vers gebildet:

Der schönste Essig wächst auf jenen Hügeln dort;

wiewohl ich auch jüngst in Augsburg Wein getrunken, der wohl vom Neckar kam, aber nicht eben an Nektar gemahnte. Doch mag man sagen, daß jedem die Speise am besten mundet, welche in seiner Heimat heimisch ist; denn die Freude an der Heimat ist das beste Zubrot. Ich habe es an mir gemerkt, fuhr er fort, und seine großen Augen glänzten, was es um die Liebe zur Heimat ist; denn da ich im Jahre 1524, nachdem ich sechs Jahre hie zu Wittenberg gewesen, nach Bretten wiederkehrte und die Türme meiner Vaterstadt von Ferne sah, da trieb es mich eilend vom Pferde herabzusteigen und auf die Knie zu fallen und dem Herrn zu danken, daß er mich meine vaterländische Erde wieder betreten ließ. Und immerdar ist es mir süß, wenn ich an die Heimat zurückdenke, und wenn ich jemand von dort sehe und höre, bin ich so innig vergnügt, als ob ich in meine Kindheit zurückkehre. Gott hat, so denke ich, in das Menschenherz solche Liebe zum Vaterlande eingepflanzt zu dem Ende, daß wir daran gemahnt würden, jene himmlische Heimat, woher unsere Seele stammt, zu lieben und nach ihr zu verlangen. — Habt ihr niemals begehret, so wagte ich zu fragen, in eurer Heimat euer Lehramt zu betreiben? — Ich liebe gewiß meine Heimat, sagte Magister ernsthaftiglich, ich muß aber dahin gehen, wohin Christus mich ruft, nicht, wohin die eigene Lust mich ziehen möchte; ich frage nicht darnach, glücklich, sondern rechtschaffen und christlich zu leben. Er schwieg eine kurze Weile; darnach hob er von Neuem an: Es gibt noch ein anderes Zubrot des Lebens, das ich hie zu Wittenberg reichlich funden habe und um

deswillen ich Wittenberg nicht lassen möchte. Im ganzen Leben findet sich nichts Süßeres und Lieblicheres als mit Freunden dasselbe wollen und denken, so daß auch Seneca mit Recht gesagt hat: Nicht einmal Weisheit möchte ich mir wünschen, wenn ich sie allein haben sollte. Und solche Lieblichkeit des Lebens ist mir zu Wittenberg worden, denn hier habe ich, um von anderen zu geschweigen, meinen Camerarius kennen gelernt, der die Hälfte meiner Seele ist. Vor Allem aber habe ich hier erst die rechte Theologia erkannt, denn da ich von Tübingen hierher kam, war mir die Theologia sehr zuwider, weil ich sah, daß nicht gebilligt wurde, was die heilige Schrift lehrt, sondern nur, was in den Schulen und Schulbüchern hergebracht worden war; aber da ich zu Dr. Martinus kam, wurde er mir der von Gott erleuchtete Bote der ewigen Weisheit und Gerechtigkeit, der mit dem Stabe Mosis die abergläubischen Priester und die törichten Sophisten zu Boden wirft. Ja, ich danke dem ehrwürdigen Dr. Martinus, weil ich von ihm das Evangelium gelernt habe, und auch für seine ganz besondere Liebe, die er durch viele Wohltaten gegen mich an den Tag gelegt hat, und will, daß er auch von den Meinen nicht anders als ein Vater geehrt werde, weil ich gesehen und erfahren, mit welch vortrefflicher und heldenhafter Gemüts- und Geisteskraft, mit wie vielen herrlichen und großen Tugenden und mit was für einer ausnehmenden Frömmigkeit dieser teure Mann von Gott begabt ist. Da hier Magister wiederum schwieg, nahm ich mir ein Herz und sintemal ich viel von seinem friedfertigen Wesen gehört, erlaubte ich mir die Frage, ob er nicht mehr gewünscht hätte, anderswo im Reiche als zu Wittenberg gleichwie inmitten des Krieges zu leben. Magister zog die Augenbrauen noch mehr zu-

sammen als nach seiner Gewohnheit und sprach: Allerdings ist meiner Natur die Streitsucht zuwider, die wir den Tyrannen und Sophisten überlassen sollten. Nachdem wir aber in dies eiserne Zeitalter gefallen sind, ist es zuweilen notwendig, den Lästerern zu antworten, wenn Gottes Ehre beeinträchtigt erscheint. Dennoch ist schön, was Cyprian spricht: Der ist nicht unglücklich, welcher eine Schmähreде hört, sondern wer sie ausstößt — wie auch einer der alten Poeten gesagt hat, daß keine Musik besser töne, als Schmähreden still zu ertragen. In der Tat herrscht jetzt große Grobheit unter den Theologis, ja, man dürfte wohl sagen, eine rabies oder Beißwut, und es geschieht gemeiniglich, daß die, so am ungeschicktesten sind, mit der meisten Bitterkeit streiten. Daher ist gar fein das Exempel eines Mönches, der in Speier zur Zeit des Reichstages, so dort verwichenes Jahr gehalten, in seinen Predigten nichts von den Streitigteiten erwähnte, sondern einfach seinen Text auszulegen pflag. Letztlich aber hat er seinen Zuhörern gesagt: Ich weiß wohl, wie ihr darauf wartet, daß ich etwas über die Streitigkeiten dieser Zeit bemerken soll; ich werde es mir überlegen und am nächsten Sonntag davon handeln. Nächsten Sonntag, da die Kirche voll war also, daß sie sich untereinander traten, predigte der Mönch nach seiner gewöhnlichen Weise, nur daß er gegen das Ende sagte: Beinahe hätte ich vergessen, was ich versprochen habe. Doch höret nun: Laßt jeden vor seiner Tür kehren fein, so wird es allenthalben rein!

Indem der Magister also redete, hatte sein achtjährig Töchterlein, da die Mutter für einen Augenblick das Gemach verlassen, sich bemühet, ihrem Brüderlein eine Schnitte Brot, so neben dem Brotkorb lag, zu reichen, aber sie fuhr

damit an ihre Schüssel, also daß dieselbige umgestoßen ward; darum so tadelte ihr Vater sie und fragte, doch gleich als im Scherze, was sie antworten wolle, wenn ihre Mutter sie derb ausschelten werde. Das Kindlein aber sagte einfältiglich: Gar nichts. Sehet, sprach der Magister, wasmaßen die unmündigen Kindlein die großen Theologos unterweisen können und ihnen ein Exempel geben, wie sie den Schmähreden am besten begegnen. Darnach streichelte er das Mägdlein und sprach: Darum erkenne ich auch im Kinderstüblein ein Kirchlein Gottes und habe die Kindlein lieb, herze sie und stelle mich fast närrisch gegen sie; wenn das ein Stoicus sieht, möcht ers tadeln oder wenigstens bei sich denken: Was ist das für ein Geck! Er täte aber wohl, des Agesilaus sich zu erinnern, welcher, ob er wohl ein König der tapferen Spartaner war, sein Söhnlein lehrte auf einem Stocke reiten; und da ein Fremder darob zukam und staunte, sprach er: Ich bitte dich, sage davon kein Wort, bis du selbst Kinder hast.

Dieweil wir nun solcher manchfaltigen Unterredung mit einem solchen Mann genossen, konnte ich fürder nicht meinen Wunsch zurückhalten, daß er mir heilsamen Rat gebe, wie ich mein studium theologicum mit guter Frucht anfahen und fördern möge. Das Hauptstück ist, sprach er, daß du vertraut werdest mit dem Text der Bibel. Darum rate ich dir, daß du früh, wenn du anfgestanden, und abends, wenn du schlafen gehen willst, ein und das andere Kapitel lesest, als einer der da betet. So sollst du die ganze Bibel durchlesen und die Hauptsprüche unter Locos communes bringen. Daneben ist vonnöten, daß du dir eine Summa der christlichen Lehre auffsetzest; dazu gereicht dir der Brief an die Römer, der enthält die Methodum der ganzen Schrift,

sintemal er handelt von der Rechtfertigung, vom Gebrauch des Gesetzes, vom Unterschied des Gesetzes und des Evangeliums, das sind die vorzüglichsten Loci der ganzen christlichen Lehre. Darnach, so du heimisch geworden in dem Neuen Testament, magst du auch herangehen an das Alte Testament und zuerst die Genesin[1]) studieren mit den fürtrefflichen Auslegungen Dr. Lutheri; hernach nimm auch Augustinus vor; auch Hieronymus und andere magst du einsehen, daß du erkennen mögest, was ihnen fehlt und worin sie stark sind. Auch siehe, daß du Humaniora treibest und deinen Stylum übest, was nicht selten vonnöten und von Nutzen ist, die Schwarmgeister zu widerlegen. Auch wünschte ich, daß die Theologi die Philosophie nicht so gar verachteten, außer daß die christliche Lehre und die Philosophie nicht sollen durcheinander gemenget werden. — Hier unterbrach ihn mein Genoß und fragte, ob nicht Dr. Martinus der Philosophie feind sei? Er ist wohl ein Feind des Aristoteles, sprach Magister Philippus, sintemal sie ihn als Nebenlicht neben Christo aufgeworfen haben; aber ich habe ihn selber oftmals sagen hören, daß Dialectica[2]) eine nützliche und nötige Kunst sei, die man billig studieren und lernen solle, wie die Arithmeticam und Rechenkunst; denn oft macht ein schlecht Argument einem ein Geplärr und Nebel vor den Augen, wenn mans aber recht ansiehet, ein jeglich Stück insonderheit, so kann man sich vorm Irrtum und Betrug leichtlich hüten. Darum kann man die Dialecticam nicht entbehren, und die Disputationes, da es fein vernünftig und sittsam zugehet, und die rechte Wahrheit gesucht wird, mit Ernst ohne Gezänk, bringen jungen Leuten

1) Das erste Buch Mose.

2) Ein Teil der Philosophie.

großen Nutzen, daß sie darinnen wohl geübet werden. — Da nahm ich das Wort zu fragen, ob es nicht auch wohlgetan sei, die Musicam zu pflegen. Magister ward hie lebhafter denn zuvor und sprach: Der heilige Geist ist durch die Musicam geweckt worden in David und in Elisa. Und wer ist unter uns, der nicht durch den Gesang der Nachtigall und der Lerche erfreut würde? Darum wollen wir fleißig durch die Melodie unsere Bewegungen sänftigen, oder was da gesungen wird, in unsern Geist versenken. Wer aber die Musicam verachtet, wie denn die Schwärmer tun, mit dem bin ich nicht zufrieden.

Bei diesen Worten vernahm man vor der Tür des Gemaches eine helle, ja scharfe Stimme, und die Hausmutter, welche dem Gespräch ihres Gemahls bishero zugehöret und dabei fleißig ihre Äuglein hatte über die Kinder hin- und hergehen lassen, erhob sich hurtig zu gehen. Doch öffnete die Tür sich von außen und ein starker Mann trat ein mit Augen, die zwitzerlten gleich Löwenaugen, also daß man ihren Glanz nicht wohl ertragen konnte. Da wandte sich Magister und hieß ihn willkommen; und da sie nebeneinander standen, sah man den Unterschied ihrer Natur, aber in ihren Augen las man herzliche Freundschaft. Es ist ein feiner Herbsttag heute, sprach der Mann, so eingetreten war, darum so wollen wir ein Stündlein hinaus an euren Platz im Garten, Philippe, daß uns die Sorgen leichter werden mögen. Philippe, ihr könnt Gott nicht allein mit Studieren und Lehren, sondern auch mit Feiern dienen. Magister streckte die Hand aus, wie er denn auch bisher schon vielfach mit den Händen während seiner Reden vagieret, und wies auf uns und nannte unsere Namen. Da grüßte uns Dr. Martinus, denn niemand anderes war es

als er, und bot uns seinen Willkomm und pries uns, daß wir bei Magister Philippus an den rechten Lehrer gekommen seien; es ist auf Erden keiner, den die Sonne bescheint, sprach er, der solche Dona hätte, als Philippus; was er schreibt, das hat Hand und Fuß; die Materie ist gut, so sind die Bücher auch gut. Ich habe seine Bücher lieber denn die meinen, sehe auch dieselbigen, beide, im Lateinischen und Deutschen, lieber auf dem Platze denn die meinen. Wer unsern Philippus nicht als Praeceptorem, wie er sein soll, anerkennt und schätzt, der muß ein rechter Esel sein, den der Dünkel gebissen hat. Er ist wohl ein schlichter Magister, aber auch wohl ein Doctor über alle Doctores.

Sprachs und wandte sich mit Magister Philippus zum Gehen. Mit Staunen und großer Bewunderung sahen wir auf die beiden; Philippus reichte dem Martinus nur bis an die Schultern, so groß er doch an Verstand und Wissen war; so gingen wir Studiosen hinterdrein, zu hören, ob etwa noch ein Wörtlein für uns abfiele; Frau Katharina aber folgte stille, Anna an ihrer rechten Hand und Lippus an ihrer linken.

Festliche Tage, weihevolle Stunden.

In meinem Arbeitsleben hat es nie an erquickenden, anregenden Festtagen gefehlt. Ein solcher ist mir schon jeder Sonntag gewesen. Die Pflicht zu predigen hat ihn für mich nicht zu einem Arbeitstage gemacht, hat ihm nur seine Weihe gegeben. So viel mir immer möglich war, habe ich seinen Nachmittag im Kreise meiner engsten Familie verlebt; es wurde vorgelesen und gesungen, so kosteten wir die sonntäglichen Feierstunden langsam aus. Ich habe mich einmal bezeichnet als Feinschmecker auf häusliches Glück; daß ich es wurde und daß ich es blieb, verdanke ich den Sonntagen.

Außer den Sonn- und Festtagen, die mir das Kirchenjahr und das Familienleben schenkte, verdanke ich einige Festtage unvergeßlichen Andenkens meiner Vaterstadt. Patriotische Feste hat sie gefeiert, glänzende Kaisertage hat sie gehabt. Einer der letzteren soll hier geschildert werden, der 19. Juni 1895, als mit dem Kaiser die deutschen Bundesfürsten und die Bürgermeister der freien Städte, sowie mehrere fremde Prinzen, viele hochstehende Staatsbeamte

und die Mitglieder des Reichstages in Hamburg zusammentrafen, um von hier aus zur Eröffnung des Nordostseekanals zu reisen. So viel erlauchte Gäste hatte die alte Hansestadt während ihrer mehr als tausendjährigen Geschichte niemals zugleich willkommen geheißen; daher hatte sie sich zu Ehren eines so zahlreichen hohen Besuches so schön geschmückt wie nur möglich. Die Häuser hatten Festtracht angelegt in den deutschen und hamburgischen Farben, die Straßen waren durch Eichen- und Fichtengewinde verwandelt in von frischem Walddust erfüllte Ehrenpforten und Ruhmeshallen, von den Dächern hernieder wehten Fahnen, selbst von den hochragenden Kirchtürmen grüßten sie herab. Hunderttausende durchwogten schon tagelang vorher die Straßen in festlicher Stimmung, und als nun am Kaisertage selbst der Kaiser mit vier Prinzen zum Hafen hinunterfuhr, bewies ihm der allgemeine Jubel, daß, auch wo die Irrlehren der Sozialdemokratie den Kopf einnehmen, im Herzen doch noch etwas ganz anderes wohnt, Freude an dem starken Stamm und den frischen Sprossen der kaiserlichen Familie; wiederum bezeugte der Kaiser besondere Freude beim Anblick der Schuljugend, die, 36000 Köpfe stark, unter Führung ihrer Lehrer in der Hafengegend aufgestellt war. Vom Hafen kehrte der Kaiser zurück in die Stadt; im neuerbauten Rathaus war ihm und seinen hohen Verbündeten das Festmahl bereitet; dort wechselte mit den reichsten ordengeschmückten Paradeuniformen die altertümliche Amtstracht der hamburgischen Senatoren ab. An der Fürstentafel nahm der Kaiser den Mittelplatz ein, zu seiner Rechten saß der Prinzregent von Bayern, zu seiner Linken der hamburgische Bürgermeister Dr. Mönckeberg, an dessen anderer Seite der König von Sachsen saß, nach bei-

den Seiten hin folgten die anderen deutschen Fürsten; beneidest du mich nicht, lieber Leser, daß ich an solcher Tischgesellschaft meine Augenweide gehabt habe? Aber es gab noch mehr zu hören als zu sehen; der Bürgermeister erhob sich und gedachte des großen Werkes, dessen Abschluß gefeiert werden sollte, und der seltenen Ehre, deren Hamburg sich erfreuen dürfe; mit einem begeistert ausgebrachten, begeistert aufgenommenen Hoch auf des Kaisers Majestät schloß die Rede des Bürgermeisters. Der Kaiser antwortete sofort. Der Rede unseres Bürgermeisters eignete die ruhige Würde, mit der bei Hamburg der Elbstrom dem Meer zufließt; des Kaisers Antwort glich dem Felsenquell, der aus der Höhe herniederspringt, freudehell, herzbegeisternd. Er sprach von der Bedeutung des Meeres, das ein Sinnbild der Ewigkeit sei, aber auch ein Gleichnis für das stets bewegte Leben der Völker; er schilderte, wie das Meer nicht trenne, sondern verbinde; wenn nun zwei verbindende Meere untereinander verbunden seien, so möge das ein Symbol dafür sein, wie die Völker Europas sich verbunden fühlen sollten, um die große Kulturaufgabe der europäischen Menschheit zu lösen; die markige Ansprache des Kaisers war eine ergreifende Verkündigung des Völkerfriedens.

Das Festmahl war vorüber und der Kaiser begab sich in ein neben dem Hauptsaal des Rathauses gelegenes Zimmer. Zu denen, die er dort mit einer Unterredung beehrte, gehörte auch ich. Draußen vor dem Rathause wartete trotz des ungünstigen Wetters eine Volksmenge von vielen Tausenden in dumpfem Gemurmel; ich nahm mir die Freiheit zu der Bitte, der Kaiser möge sich den seiner Wartenden zeigen; er trat heraus, helle Blitze spiegelten sich in seinem glänzenden Helm und schwerer Donner mischte sich in den

Jubelruf, der nicht enden wollte; dies war der großartigste Augenblick des Abends. — In seinem Gespräch bewies der Kaiser ebenso viel Gewandtheit wie Liebenswürdigkeit dadurch, daß er gerade das zum Gegenstand der Unterredung machte, was den, mit dem er sich unterredete, am meisten interessierte. Diese seine Kunst habe ich mehrfach zu bewundern Gelegenheit gehabt; so trat der Kaiser bei einer späteren Anwesenheit in Hamburg auf mich zu mit der raschen Mitteilung: „Soeben habe ich eine Depesche erhalten, des Inhalts, daß Bodelschwingh sich in der Besserung befindet." Er wußte, daß er mir in jenen Tagen, da man für Bodelschwinghs Leben fürchtete, nichts Erfreulicheres sagen konnte. So sprach er auch damals sehr huldvoll mit mir, überraschte aber sodann mich wie die Wenigen, die sonst im Zimmer anwesend waren, mit der Aufforderung, ihn zu begleiten. Er verließ das Zimmer und das Rathaus und ging die enge Gasse hindurch, die ihm auf dem Rathausmarkt von der Volksmenge freigelassen wurde, um sich zu dem Dampfer zu begeben, der ihn nach der Kaiserinsel bringen sollte. Die Kaiserinsel war, wie alle meine hamburgischen Leser sich erinnern, inmitten der Binnenalster auf 750 Pfählen erbaut. In rotem Felsen schien die Insel sich aus dem Wasser zu erheben; ein altertümlicher Turm beherrschte sie; Zelte luden zu gemütlichem Aufenthalte ein, und unzählige elektrische Lämpchen leuchteten überall. Genau zwei Monate vor dem Fest war der erste Pfahl für die Insel eingerammt worden; zum Zeichen, daß hier sicher zu weilen sei, hatte sich, sobald fester Boden gewonnen war, eine Schwanfamilie zum Brüten auf ihm angesiedelt. Nach dieser Zauberinsel begab sich der Kaiser. Man hatte beabsichtigt, ihn zugleich mit den übrigen deutschen Fürsten

hinüberzubringen; nun hatte er das Schiff betreten mit dem obengenannten Bürgermeister, dem Senator Hachmann als Chef der Polizei, einem Adjutanten und mir — ob noch jemand außerdem von unserer Gesellschaft war, habe ich vergessen. Ich hatte meiner Frau und meinen Kindern, die vom platten Dach eines Hauses an der Alster dem interessanten Schauspiel zusahen, versprochen, ihnen zu winken, wenn ich zur Kaiserinsel hinüberfahren würde; auch durch die Unterredung mit dem Kaiser durfte ich mich von der Erfüllung dieses Versprechens nicht abhalten lassen. Als ich etwas bei Seite trat, um mit meinem Taschentuch den verheißenen Gruß zu geben, sagte der Kaiser: „So winkt man nur, wenn man seine Liebsten in der Nähe weiß.“ Ich erklärte freudig meine Zustimmung. „Sagen Sie mir,“ fuhr der Kaiser fort, „haben Sie Sonntags ebenso viele Zuhörer, wie ich heute Abend Zuschauer habe?“ „Ich würde sie haben,“ antwortete ich, „wenn ich die Ehre hätte, vor Ew. Majestät zu predigen.“ Der Kaiser wandte sich zu dem Bürgermeister und fragte mit verhaltenem Scherz etwas leiser: „Predigt er gut?“ Man sieht, wie frohgemut der Kaiser war.

Die Alster war außerordentlich belebt von Ruderböten, die mit Blumenguirlanden geschmückt und mit bunten Laternen illuminiert waren. Von der Insel grüßten uns Musikvorträge; sie wechselten ab mit den Gesängen eines Chors von mehr als tausend Männern vom Ufer her. Nun landete der Kaiser auf der Insel, wo er bereits von den Mitgliedern des Reichstags und der hamburgischen Bürgerschaft erwartet wurde, und begab sich in das Zelt, wo sich hernach die deutschen Fürsten und die höchsten Staatsbeamten, unter ihnen der Reichskanzler, um ihn sam-

melten, denn unser Dampfer war inzwischen zurückgefahren und hatte auch sie herübergeholt. Aber auch mancher schlichte Mann mischte sich in die glänzende Versammlung, denn an irgend eine Abgrenzung der Stände wurde hier nicht gedacht. Um zehn Uhr verkündigten Kanonenschläge den Anfang des Feuerwerks. Zwischen der Insel und der Lombardsbrücke, welche Binnen- und Außenalster scheidet, waren zwei Bollwerke im Wasser errichtet, welche die beiden Endpunkte des Nordostseekanals darstellten; diese beiden Forts befanden sich im Kampf gegeneinander und beschossen sich mit Raketen, Leuchtkugeln und anderen Feuerwerkskörpern, bis sie durch eine feurige Brücke, gekrönt mit einem gewaltigen Reichsadler, untereinander verbunden wurden. Gegen halb elf Uhr schickte der Kaiser, begleitet von den Fürsten und dem Senat, sich an, die Insel zu verlassen. Noch einmal bestrahlten die elektrischen Scheinwerfer das weite Rund des Alsterufers und das Dampfboot, das die hohen Gäste davonführte, mit Tageshelle; noch einmal erscholl ein nicht enden wollender Zuruf aus viel tausend Kehlen; dann bildeten sich auf der Insel zahlreiche kleine Gruppen zu vertraulichem Zusammensein und fröhlichem Austausch der Erlebnisse dieses unvergleichlichen Tages.

Der Kaiser fuhr jetzt zum drittenmal durch die zu seinen Ehren illuminierten Straßen der Stadt; die ehrwürdigen Kirchtürme erstrahlten in bengalischem Feuer. Im Hafen begab der Kaiser sich auf das Schiff, das ihn an die Anfangsstation des Kanals bringen sollte; die übrigen Fürsten verfügten sich nach dem Bahnhof, um ebendahin mit der Eisenbahn zu fahren; als der Kaiser den Hafen Hamburgs verließ, riefen mächtige Raketengarben ihm ein feuriges Fahrewohl zu. Nun setzte sich vom Hamburger

Hafen aus eine friedliche Kriegsflotte in Bewegung, denn außer deutschen Kriegsschiffen hatte hier auch ein österreichisches, ein englisches, ein französisches, ein spanisches, ein holländisches, ein schwedisches, ein norwegisches, ein italienisches, ein russisches, ein rumänisches, ein amerikanisches gelegen. Während diese lange Reihe von Schiffen so vieler Nationen in die finstere Mitternacht hinausfuhr, erloschen die unzähligen Lichter, die zu Ehren des hohen Besuches allüberall gebrannt hatten, aber für mich und für alle Hamburger bewahrt die Erinnerung an den Kaisertag, an des Herrschers Leutseligkeit, an den Jubel der Bevölkerung ihren stillen Glanz.

Ich meine, nach dem Vorhergehenden darf ich es mir ersparen zu schildern, wie ich am 1. September 1897 zusammen mit König Tschulalongkorn von Siam und seinen fürstlichen Begleitern zu Tisch gesessen habe. Vielmehr will ich ein ganz anderes Bild zeichnen, indem ich eine Begrüßungsfeier beschreibe, die denen, die an ihr teilgenommen, nicht aus der Erinnerung schwinden wird. Der Hamburger Dampfer Bulgaria war auf der Reise von New York nach Hamburg in der Nacht vom 1. auf den 2. Februar 1899 während eines heftigen Orkans steuerlos geworden. Eine mächtige Welle überflutete das Schiff und füllte mehrere Teile desselben; im Raum standen bald sechzehn Fuß Wasser. Mit fast übermenschlicher Anstrengung haben Kapitän, Offiziere und Mannschaft vierzehn Tage lang gegen die entfesselte Macht der Elemente gekämpft. Unter unglaublichen Mühen gelang es endlich am 21. Februar, ein Steuerruder wieder herzustellen. Am 24. Februar langte das längst verloren gegebene Schiff in Ponta Delgada auf einer Azoreninsel an. Als am Mittag dieses Tages seine

Ankunft durch Telegramm an der Londoner Börse bekannt wurde, brach dort ein Jubel aus wie selten; der Kaiser telegraphierte am Abend desselben Tages an die betreffende Dampfschiffsgesellschaft in Hamburg: „Mit tiefem Dank gegen Gott, der so wunderbarer Weise Schiff und Mannschaft gerettet hat, spreche ich Ihnen meine wärmsten Glückwünsche aus; Kapitän Schmidt hat in echt deutscher Seemannsart und festem Gottvertrauen einen vierzehntägigen Kampf auf Leben und Tod siegreich gegen den Ozean gefochten, unterstützt von einer aufopfernden, pflichttreuen und braven Mannschaft.“ Nachdem das zurückkehrende Schiff durch den Kanal wie im Triumphzug gefahren und endlich bei Brunshausen unterhalb Hamburgs vor Anker gegangen war, sollte es am 1. April würdig in der deutschen Heimat begrüßt werden.

Frühmorgens fuhr ich die Elbe hinunter. Zwei Dampfer brachten etwa siebenhundert Personen elbabwärts, darunter den Admiral Koester, den preußischen Gesandten Graf Wolf Metternich, zahlreiche Offiziere und höhere Beamte. Der Morgen war sonnenhell, nur das jenseitige Elbufer noch in Nebel gehüllt; unter den Klängen der bekannten niederländischen Hymne: Wir treten mit Beten u. s. w. fuhren wir aus dem Hamburger Hafen ab. Ergreifend war der erste Anblick der Bulgaria; es erschien mir wie ein im siegreichen Kampf verwundeter, aber tapfer bewährter Kriegsmann; und dachten wir daran, wie die Elemente um das Schiff gewütet hatten, während es nun so friedlich im Sonnenglanz dalag, so erinnerten wir uns unwillkürlich an Paul Gerhardts Worte: Kreuz und Elende, das nimmt ein Ende; nach Meeres Brausen und Windes Sausen leuchtet der Sonne gewünschtes Gesicht. Die Frauen und Töchter der

Schiffsoffiziere erstürmten das hohe Deck zuerst; als wir alle an Bord waren, fand ein feierlicher Akt in dem Raum statt, wo 108 Pferde während des Sturmes gegeneinander geschleudert wurden, bis sie verendeten — man hatte ihre Körper wegen Fortdauer des Sturmes erst am sechsten Tage über Bord werfen können. Jetzt war alles reingescheuert und festlich geschmückt und nichts erinnerte an die Schreckensszenen, die hier stattgefunden hatten. Wir sangen zuerst den Choral: Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren — sodann nahm ich das Wort, um Gott zu danken nach Psalm 107, 23—31. Darnach redete der Admiral, nach diesem der kommandierende General der Truppen an beiden Seiten der Elbe; hierauf überreichte der preußische Gesandte die vom Kaiser bestimmten Auszeichnungen an die Besatzung, wobei keiner übergangen wurde; endlich wurden von seiten der Dampfschiffsgesellschaft die Beförderungen und Belohnungen angekündigt, wobei wiederum niemand leer ausging. Nach Schluß dieser Feier fuhr die Besatzung mit den zur Begrüßung Gekommenen nach Hamburg. Am Elbufer wurde überall geflaggt, überall mit Tüchern gewinkt; in Altona und besonders im Hamburger Hafen wurden die Seehelden von vielen Zehntausenden erwartet. Vom Landungsplatz wurden sie in stattlichen Wagen nach dem Rathause befördert, wo sie vom Senat in ehrenvollster Weise begrüßt und mit Ehrenzeichen beschenkt wurden, desgleichen in der Börse von der Handelskammer, zum Schluß wartete ihrer ein Festmahl. Am Ostermontagnachmittag fand in der St. Michaelis-Kirche ein Dankgottesdienst statt, der durch Vorträge eines Posaunenchors besonders festlich gestaltet wurde; die Predigt hielt mein Kollege Schwieger über Psalm 50, 13.

In aller Kürze will ich noch meiner Erinnerung an einige Weihestunden Raum gönnen. Die eine habe ich am 24. September 1901 im Herzen Deutschlands erlebt. Vor dem 31. Kongreß für Innere Mission hatte ich zu reden über „die Lutherbibel und das deutsche Volk.“ Der Vortrag wurde im inneren Hof der Wartburg gehalten, von dem Altan aus, den man auf dem Wege zur Elisabethengallerie passiert. Es war ein wunderschöner Herbstnachmittag; leise rieselten die welken Blätter von den Bäumen des Wartburghofes nieder auf die zahlreiche Versammlung. Während meiner Rede schweiften meine Blicke über die Versammelten und über die malerischen Gebäude des Hofes hinaus auf den lieblichen Hintergrund, den das Hügelland des Thüringer Waldes bildet; ich durfte mir und meinen Zuhörern sagen, kaum ein anderer Ort sei mit der Schönheit deutscher Landschaft geschmückt wie dieser, kein anderer Ort sei ebenso umrankt von den Blumengewinden der Sage, aber auch von den Efeukränzen wichtiger geschichtlicher Erinnerungen. Eingerahmt wurde mein Vortrag von dem Lutherliede: Ein feste Burg ist unser Gott. Ich redete von der Bedeutung der Lutherbibel für die deutsche Sprache, für unser allgemeines Volksleben, indem ich zeigte, wie die Bibel unser Volk im 16. Jahrhundert vor der Revolution, im 17. vor der Verzweiflung und dem Untergang gerettet hat, im 18. die verwüstende Flut der Aufklärung noch lange von dem einfacheren Volke zurückhielt; sodann führte ich aus, wie viel das deutsche Volk eingebüßt hat, seitdem die Bibel aufgehört hat, Haus- und Volksbuch zu sein; endlich suchte ich die Frage zu beantworten: Können wir etwas dazu beitragen, daß unserm Volk die Bibel aufs neue lieb werde? In diesem Zusammenhang wies ich darauf hin,

daß die Predigt zum Verständnis der heiligen Schrift erziehen müsse, und darf wohl hier das Bekenntnis wiederholen, das ich von mir persönlich abgelegt habe: „Etwa dreitausend Predigten habe ich niedergeschrieben, also dreitausendmal habe ich mein Eimerchen in den tiefen Brunnen des göttlichen Wortes hinabgelassen, und wenn es nicht voll wieder heraufgekommen ist, so ist es immer meine eigene Schuld gewesen." — Unter den vielen Vorträgen, die ich gehalten habe, ist dieser mir in liebster Erinnerung geblieben, wenigstens wegen der überaus günstigen Umstände, unter denen er zu halten war, und ich bleibe dem auch sonst gegen mich so freundlich gesinnten Schloßhauptmann von Cranach dankbar, daß er mich hernach durch Übersendung einer wohlgelungenen Photographie der Versammlung erfreut hat.

Meine Erinnerung eilt zurück zu einer Predigt, die ich in Schweden gehalten habe bei Gelegenheit der Allgemeinen lutherischen Konferenz in Lund, am 5. September 1901. Lund, einst eine volkreiche Stadt, die ihre Bewohner nach Hunderttausenden zählte, jetzt auf den zwölften Teil der früheren Bevölkerung zurückgegangen, imponiert durch die ansehnlichen Gebäude, die den Zwecken der dortigen Universität dienen, vorzüglich aber durch die herrliche Domkirche. In dieser hatte ich eine Abendpredigt zu halten vor einer Versammlung, die verschiedenen Völkern: Schweden, Norwegern, Dänen, Deutschen, Finnen, Ungarn, Amerikanern angehörte, aber einig war im lutherischen Bekenntnis. Diese Gemeinde füllte das gewaltige Gotteshaus in allen Teilen; elektrische Beleuchtung bezeichnete die Hauptlinien des Innenbaues. Der Gottesdienst setzte ein mit dem Lutherliede: Jesaja dem Propheten das geschah; selten habe

ich einen Choral von so viel kräftigen Männerstimmen so jubelvoll singen hören. Die sehr ausführliche Liturgie wurde von zwei Geistlichen in den reichen kirchlichen Gewändern des Nordens von dem hochragenden Altar aus gehalten; die Liturgen sangen einige Verse des 46. Psalms nach der Melodie: Ein feste Burg ist unser Gott; darnach sangen Gemeinde und Chor abwechselnd: Nun freut euch, liebe Christengemein. Selbstverständlich waren Liturgie und Gesang schwedisch, meine von der Kanzel gehaltene Ansprache wurde deutsch gehalten über Ephes. 4, 11—19; eine zweite Ansprache wurde in dänischer Sprache gehalten von Domprobst Paulsen aus Roeskilde. Ich erinnerte daran, daß in die nächsten Tage der elfhundertjährige Geburtstag des Mannes fiel, dessen Lebenswerk Deutschland und Skandinavien in Beziehung gesetzt hat, des Franken, der aus Sachsen nach Dänemark und Schweden kam, des Mannes, der unter allen Missionaren des Mittelalters uns lutherische Christen am meisten anmutet — ich erinnerte an Anskar, den Erzbischof von Hamburg, auf den ich das Wort anwandte, das Tegnér in Lund geschrieben hat: Frid var hans härskri, kärlek var hans blanka svärd (Seine Losung war Friede, Liebe war sein blankes Schwert). Lund und Hamburg, Skandinavien und Deutschland, von Anfang her durch ihren Glauben in nahe Verbindung miteinander gebracht, sollten, darauf zielte meine Ansprache hinaus, auch ferner an der Losung festhalten: Wir, als die von Einem Stamm, stehen auch für einen Mann.

Zum Schluß will ich wieder nach Hamburg zurückkehren und von einer Stunde erzählen, die nicht durch etwas Äußerliches ausgezeichnet war, aber bei aller Einfachheit mir in lieber Erinnerung geblieben ist. Es war ein Ge-

meindeabend, den meine Kollegen mit mir am 8. Februar 1900 veranstaltet hatten. Diesmal wollten wir recht in das Schwarze hineintreffen; Kollege Claußen redete über das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern, ich aber von Mann und Frau, was die aneinander haben und wie sie miteinander umgehen sollen. Gemeindeabende müssen uns dienen, den Gemeindegliedern zu sagen, was wir ihnen von der Kanzel schon mit Rücksicht auf den geweihten Ort nicht sagen können. So sprach ich darüber, daß Mann und Frau oft wenig zueinander passen, und zeigte, wie gut gerade das sei, welch ein Reichtum und Segen des Ehestandes daraus erwachse. Ich habe, so sagte ich, schon daran meine stille Freude gehabt, daß ein langer Mann gewöhnlich eine kleine Frau nimmt, ein kleiner Mann eine lange Frau — Ausnahmen bestätigen nur die Regel. So sind auch die inneren Eigenheiten der Eheleute meist entgegengesetzer Art: ist der Mann geneigt, zu reden, so ist die Frau schweigsam; ist die Frau ordnungsliebend, so ist der Mann geneigt, es mit der Ordnung nicht allzu genau zu nehmen; wenn der Mann den Wahlspruch hat: Man to, man to (nur zu)! so pflegt die Frau zu sagen: Lat man (laß nur)! Geradeso soll es sein, denn es ist ein Hauptzweck des ehelichen Lebens, daß die Eheleute, die von Natur verschieden sind, sich untereinander ausgleichen. Diese und andere Ausführungen erregten wohl zuweilen Heiterkeit, aber hinter ihr verbarg sich Ernst, und ich glaube geradeso auf manche günstig eingewirkt zu haben; auch dieser schlichte Gemeindeabend galt mir als Weihestunde.

Nach Jerusalem.

Mehrfach ist bereits die Pilgerfahrt zur Einweihung der Erlöserkirche in Jerusalem erwähnt worden. Ein Amerikaner, der das gelobte Land besucht hatte, rühmte sich zu den Wenigen zu gehören, die eine Reise nach Jerusalem gemacht und nachher nichts darüber veröffentlicht hätten. Dieser Ruhm kommt bisher auch mir zu. Aber hier muß ich wenigstens einiges auch von meinem friedlichen Kreuzzuge mitteilen.

Im stolzen palästereichen Genua hatten wir Teilnehmer an der „offiziellen Festfahrt" uns versammelt, um am 17. Oktober 1898 die Meerfahrt, zunächst nach Alexandrien, anzutreten. Besorgnisvoll hatten wir am Tage vorher vom Righi, einem berühmten Aussichtspunkt, auf das ligurische Meer hinausgeblickt, aber unsere Besorgnisse waren noch stärker, als der Tag unserer Abreise gekommen war. Denn nun hing der schwarze Himmel so tief herunter, daß wir vom Schiff aus den Righi, ja die höher gelegenen Straßen Genuas nicht mehr sehen konnten, und mancher bereute schon die Kühnheit einer Seereise im Oktober, indem er sich an

den Apostel Paulus erinnerte, der seine Reisegenossen warnte: Liebe Männer, ich sehe, daß die Schiffahrt will mit Leid und großem Schaden ergehen, nicht allein der Last und des Schiffes, sondern auch unseres Lebens (Ap. Gesch. 27, 10). So traten auch einige Reisegefährten auf dem Deck des Schiffes sorgenschwer zusammen und richteten sogar ähnliche Worte an den Kapitän; aber da man eine solche Reise doch nicht in schwächlicher Furcht beginnen wollte, stellten die meisten sich kühn auf den Vorderteil des Schiffes und sangen in den Sturm und Wogenbraus hinein: Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren — und: Deutschland, Deutschland über alles. Der Sturm lauschte, dann brach er mit doppelter Kraft über uns herein. Es folgten einige dunkle Stunden, über die ich den Schleier des Mitleids breite. Doch nicht alle verloren den Mut, Beobachtungen anzustellen; z. B. nicht jener ausgezeichnete preußische Kirchenfürst, den ich hier nur nennen kann, wie er in den Liedern dieser Argonautenfahrt heißt, den Pilger im Zylinder (als er fünf Jahre später bei Gelegenheit der Hauptversammlung des Gustav-Adolf-Vereins in mein Haus kam, hob er sogleich bei der begrüßenden Umarmung den Zylinder hoch und sein erstes Wort lautete: „Es ist noch der alte!"). Als alles um ihn her krachte, einige auch Verletzungen davontrugen, rief er aus: „Hineingebracht in den Sturm hat uns nun unser Herrgott, mich soll verlangen, wie er uns wieder herausbringt!" Er brachte uns wieder heraus; wir haben sogar schöne Tage auf unserer Meerfahrt verlebt, an denen der eben erwähnte Pilger im Zylinder uns seine Hypothese vortrug, dort, wo jetzt das mittelländische Meer sich erstreckte, sei einst das Paradies gewesen. Er fand Anhänger für

diese Meinung, wenn das Schiff ruhig ging, aber wenn es rollte oder stampfte, war man ganz anderer Ansicht.

Über fünf Tage gehe ich schnell hinweg. Da erschien am südlichen Horizont ein blasser Schimmer; bald wurde er zu einem niedern Gelände von weißer Farbe; dieser sandige Landstrich war Ägypten. Wir begrüßten das Wunderland mit wehmutvoller Feier, denn wir hatten einen Toten an Bord. Als wir endlich in Alexandria landen konnten, drängte sich der Orient an uns heran. Wir nahmen schnell einen Eisenbahnzug nach Kairo. Der Nil war im höchsten Stadium der Überschwemmung, er war, wie er von den Arabern genannt wird, bachr, d. h. ein Meer; in seinem gewaltigen Spiegel leuchtete der Abendhimmel wieder, hier und da tauchten Inseln aus ihm auf, zu denen fette und magere Kühe emporstiegen, wie einst im Traum, den Joseph deutete. Als wir die beinahe dreißig Meilen bis Kairo zurückgelegt hatten, begrüßte uns in der Abendstunde eine Welt wie aus Tausendundeiner Nacht. Noch spät fuhren meine Frau und ich mit zwei Freunden aus der Stadt hinaus; im Garten eines arabischen Kaffeehauses saßen wir am Nilufer bis gegen drei Uhr nachts, uns war wie im Traum. Am anderen Morgen gings in aller Frühe nach den Pyramiden; wie oft hatten wir sie von unserer Kindheit her im Bilde gesehen! und läßt sich ein einfacheres Bauwerk denken als Pyramiden? nichts destoweniger waren sie mit ihren harmonischen Verhältnissen eine Wohltat für das Auge. Und nun erst die Sphinxgestalt — trotz ihrer Trümmerhaftigkeit scheint ihr rötliches Gestein Leben in sich zu tragen, und wohlwollend und schwermütig zugleich schaut sie dem Sonnenaufgang entgegen. Beide aber, Pyramiden und Sphinx, bezeichnen die Grenze der

Wüste und der Großstadt, des Todes und des Lebens. Blitzschnell führte uns dann unser ehrgeiziger Kutscher zurück in das berühmte Museum von Gizeh, wo wir uns den mächtigen alten Pharaonen vorstellten, die hier vor uns lagen geradeso wie des Nachts in den Straßen von Kairo die obdachlosen Armen; sie haben ihre Götter angefleht und die Menschen beschworen, ihnen die so sorglich bereitete Grabesruhe ungestört zu lassen, sind aber dennoch ans Licht gezogen als Augenweide für Neugierige und Wißbegierige. Sodann besuchten wir die Zitadelle, traten in die magische Dämmerung der Alabastermoschee ein und kehrten zurück durch die arabischen Bazare. Die nächtliche Ruhe suchten wir auf unter dem Eindruck, einen Tag verlebt zu haben, der entschädigen kann für den ermüdenden Gleichlauf von tausend Tagen.

Auf unserer „Mitternachtssonne“ fuhren wir darnach an der Südküste von Palästina, am Lande der alten Philister vorbei. Der Landung in Jaffa war vorher mit Sorgen gedacht worden, denn die dortigen Klippen sind berüchtigt. Es hatte also wohl guten Grund, wenn ich die Morgenandacht, die ich an jenem Tage zu halten hatte, schloß mit den Versen: „Rett' uns auf dem Meere, steure unser Schiff, bösen Wetter wehre, schütz uns vor dem Riff. Herr unser Hort, sprich dein Helferwort, daß die Wellen merken: du bist Herr an Bord. Stumm sie sich schmiegen müssen in Ruh, unser Schifflein wiegen dem Hafen zu.“ Unsere Bitte ging in Erfüllung, das Meer war so spiegelglatt, wie unsere Alster an einem stillen Sommertag; wir kamen auf die bequemste Weise ans Land und in den Eisenbahnzug, der uns durch die blumenreiche Ebene Saron und dann hinauf in das kahle Gebirge Juda führte. Endlich hielten

wir vor einem Stationsgebäude, das sehr einfach war, aber dennoch uns imponierte durch die Inschrift: elkuds eschscherif, das erhabene Heiligtum; und schon begrüßten uns Posaunen mit dem Choral: Jerusalem, du hochgebaute Stadt! Das war weihevoll; aber sehr unfeierlich war der Krawall, der sich alsbald um die Wagen erhob, die uns in die Stadt hineinbringen sollten. Das war bezeichnend für Jerusalem überhaupt; hier ist beides einander so nahe gerückt wie nur möglich, das Würdelose, Häßliche und das Heilige, Unvergleichliche. Zunächst hatten wir das Unangenehme zu kosten, als wir in dem französischen Augustinerkloster abgelagert wurden; aber meine Erinnerung soll bei dieser Unterbringung nicht verweilen. Ich vergegenwärtige mir vielmehr unsern Besuch des Tempelplatzes, einer mächtigen Terrasse, etwa achthundert Meter lang und dreihundert Meter breit; über dem Felsen, der einst den Brandopferaltar der Israeliten trug, erhebt sich der mohammedanische Felsendom, in dessen Innern alles traumhaft ist: durch den wunderbaren Schmelz der bunten Fenster bricht ein zitterndes Ineinander von Farben, und die stets gleichartige und doch stets abwechselnde Linienführung der Arabesken übt eine hypnotisierende Wirkung aus; ringsumher stehen kleinere Baudenkmäler und stimmungsvolle Zypressen; das Ganze machte auf mich den Eindruck eines Friedhofs, aber nicht Menschen, sondern die Religion des Alten Bundes liegt hier begraben. Ich vergegenwärtige mir ferner den Ölberg, an seinem Abhang den Blumengarten von Gethsemane und auf seinem Gipfel das Minaret, von dessen Umgang wir gen Osten das Tote Meer stahlblau in der Tiefe liegen sahen, nach Westen die würfelartigen Häuser und die zahlreichen Kuppelbauten Jerusalems, das ganze Stadtbild jetzt beherrscht vom Turm unserer

Erlöserkirche. Vorzüglich aber haftet meine Erinnerung an unserem Ausflug zum Jordan und zum Toten Meer. Wir hatten dabei die schaurige Wüste Juda zu durchstreifen, welche die Sonne kahl brennt und der Sturm nackt fegt; von ihrem Gebirge ging es jählings hinunter in die Jordanaue mit ihrer fast tropischen Fruchtbarkeit; in Jericho hielten wir Mittagsruhe; dann ging's ans Tote Meer. Tot war es nicht, sondern sehr lebendig, es rauschte wie die Ostsee; ein Meer aber ist es wie kein anderes, diese tiefste Einsenkung der Erdoberfläche, eingeschlossen von ansehnlichen Bergen, aufdampfend in der flammenden Hitze. Wie herrlich war dann unsere Abendstunde am Jordan! Der Fluß war eingefaßt von Gebüsch, am Ufer flüsterten die Binsen, der Vollmond stand oben drüber und vergoldete die Fluten; wir sagten uns aber, daß von diesem merkwürdigen Fluß, der an keiner Stadt vorbeifließt, sondern sich seinen Weg durch die Einsamkeit bahnt, die durch ihn ein fruchtbarer Garten wird, von diesem Fluß, der in kein Weltmeer ausmündet, sondern in den Nebeln des Toten Meeres zu höheren Regionen aufsteigt, daß von dieser weltentrückten Stelle am Gestade dieses Flusses die unvergleichliche Bewegung ausgegangen ist, welche die ganze Menschheit ergriffen hat und noch nicht stillsteht; denn hier ist Jesus von Johannes in den Jordan getaucht worden, diese Taufe leitete sein Auftreten unter dem jüdischen Volk ein, ihre Schilderung bildet, wie Markus sagt, den Anfang des Evangeliums. Heilige Stille über dem engumrahmten Flußbilde stimmte jeden zur Andacht und machte diese Stunde zu einer der schönsten der ganzen Reise.

Am andern Morgen ging es schon um drei Uhr in gewohnter Eile wieder dem Gebirge Juda zu. Den An-

stieg machten wir zu Fuß; es war eine trotz ihrer Beschwerlichkeit köstliche Wanderung in der Morgenfrühe beim Vollmond, der die Schluchten des Gebirges mit Rätseln erfüllte. Als wir oben angekommen waren, machten wir einen Abstecher in eine schauerliche Schlucht, in deren Grunde ein Bach dem Jordan zueilt; man bezeichnet ihn als den Bach Krith (1. Kön. 17, 3), an dem Elias von Raben gespeist wurde. Viele hundert Fuß fällt die Bergwand an beiden Seiten der Schlucht ab, ein schmaler Fußweg führte an unserer Seite entlang; noch dämmerte es kaum — da erblickten wir an der Seite uns gegenüber ein Licht. Dort mußte also eine menschliche Wohnung sein; vielleicht hauste dort ein Einsiedler; ich malte mir aus, wie lieblich es klingen würde, wenn von dort drüben das alte Einsiedlerlied in das Brausen des Gebirgsbaches hineinschallte: „Komm, Trost der Nacht, o Nachtigall, laß deine Stimm' mit Freudenschall aufs lieblichste erklingen!" Inzwischen wurde es hell; wir erkannten, daß drüben ein Kloster lag, wie ein Schwalbennest in eine Höhlung der steilen Bergwand hineingebaut; etwas unterhalb des Klosters war ein Vorsprung dieser Bergwand benutzt zu einem Klostergärtchen oder auch Begräbnisplatze, aus dem Zypressen heraufragten; mehrere hundert Fuß über dem Kloster sah man auf der Höhe schwarze Zelte, die wandernde Beduinen dort aufgeschlagen haben mochten. Über die brausende Schlucht riefen wir einen Gruß hinüber; da erschien auf dem platten Dach ein Mönch. Beinahe seit anderthalb Jahrtausenden ist das Kloster bewohnt; die Klosterleute haben die wechselnden Schicksale des heiligen Landes überdauert; wie eng ist im buchstäblichen Sinne ihre Welt, da die Felswände sie umringen und sie über sich nur einen schmalen Streifen des Himmels erblicken!

Als wir uns Jerusalem näherten, überholten wir einzelne Gruppen von Festwanderern; aus ihren Reden hörten wir immer wieder den arabischen Ausdruck elmalik, den griechischen autokrator heraus, die Bezeichnungen für unsern Kaiser, dessen Ankunft sie begrüßen wollten. Denn der 29. Oktober war gekommen und der Kaiser wurde erwartet, und wirklich zog er unter dem Jubel Jerusalems ein. Genauer als beim raschen Vorüberfahren sahen wir ihn und die Kaiserin am folgenden Tage beim Gottesdienst in Bethlehem und erst recht am 31. Oktober, am Tage der Weihe der Erlöserkirche. An diesem Tage ging es seit frühester Morgenstunde in unserm Kloster hoch her. Denn es kam darauf an, auch dem äußeren Menschen möglichst gutes Ansehen zu geben, was nichts Leichtes war, da es auch an dem Nötigen, z. B. an einem Spiegel fehlte. An diesem Morgen sah man manche Exzellenz mit Kleidern und selbst mit Stiefeln in einer Weise beschäftigt, die sie nicht gern durch einen Momentphotographen verewigt gesehen hätte. Wehmütig sagte ein in weltlicher Uniform erscheinender Kirchenfürst aus dem Süden unseres Vaterlandes zu mir: „Wie würde an einem solchen Tage meine Frau an mir herumputzen, und ich — weiß heute nicht einmal, wie mir mein Scheitel gelungen ist!“ Aber auch solcher Schwierigkeiten ward man Herr; wir versammelten uns vor dem Portal der Erlöserkirche und erwarteten dort die Majestäten, vor denen her wir dann in das schöne Heiligtum einzogen, um während des Gottesdienstes uns unmittelbar vor ihnen aufzustellen. Der Kaiser sah gebräunt aus, tief ernst, über seine glänzende Uniform wallte eine weißseidene Abaje nieder; die Kaiserin war von holdseliger Freundlichkeit. Wie uns beim Eintritt in die Kirche

das Lied: „Tochter Zion, freue dich“ — entgegenjauchzte, wie hernach der Gesang: „Ein feste Burg ist unser Gott“ — himmelan stürmte, läßt sich nicht beschreiben. Als der eigentliche Gottesdienst, bei dessen Gebeten das kaiserliche Paar und mit ihm alle Anwesenden niederknieten, vorüber war, trat der Kaiser vor den Altar, verrichtete vor demselben tief gebeugt ein stilles Gebet und hielt dann die berühmte Ansprache, welche schloß mit den Worten: „Das Feld muß Er behalten.“ Nachher hat man aus dem Munde des Kaisers gehört, daß selbst dieser ergreifende Bekenntnisakt nicht die weihevollste Stunde seiner Palästinareise gewesen sei, vielmehr die Stunde jenes stillen Gelübdes, das er vor Gott am Ölberg abgelegt hat, indem er gleichsam einen neuen Fahneneid geschworen hat, zu des deutschen Volkes Heil nichts unversucht zu lassen. — Nach Beendigung des Gottesdienstes fand noch ein offizieller Akt in der Kapelle des Muristan statt, die Begrüßung des Kaisers und der Kaiserin durch eine Ansprache der deutschen evangelischen Kirchenregierungen, die Verlesung einer die Erlöserkirche betreffenden Urkunde durch den Kultusminister und die Vorstellung der einzelnen Anwesenden vor den Majestäten, bei der jeder aus der Hand des Kaisers eine Denkmünze empfing. Der große Tag schloß würdig mit den Stunden, die wir am Abend und bis gegen Mitternacht im kaiserlichen Zeltlager zubrachten. Das Zeltlager war etwa zehn Minuten von den Stadtmauern entfernt. Diese Mauern mit ihren mittelalterlichen Zinnen waren illuminiert. Vom platten Dach eines Hauses in der Nähe des Lagers wurde ein glänzendes Feuerwerk abgebrannt, aber schöner als Illumination und Feuerwerk wölbte sich über der ganzen Szene der reich gestirnte Nachthimmel. Im Hintergrunde spielte

Militärmusik; das kaiserliche Paar und seine Gäste bewegten sich auf dem teppichbelegten Raum zwischen den Zelten. In meinem Gespräch mit der Kaiserin war die Rede von dem überaus günstigen Eindruck, den im Unterschied von allen übrigen Stätten des heiligen Landes Bethlehem gemacht hatte: eine inmitten fruchtbarer, wohlangebauter Landschaft gelegene christliche Stadt mit stattlichen, handfesten Männern, mit schmucken Frauen und einer gewerbfleißigen, sichtbar unter der Einwirkung deutscher evangelischer Kultur stehenden Bevölkerung, von welcher der Besuch des Kaisers beinahe mit der Begeisterung der Abendländer begrüßt worden war, die sonst dem zurückhaltenden Orientalen fremd bleibt; dann wandte sich die Unterredung einem ganz anderen Thema zu, nämlich Athen und Griechenland. Der Kaiser sprach Gedanken aus, die ihn offenbar in jenen Tagen besonders erfüllt und bewegt haben, denn er kam mehrfach auf sie zurück, er redete von der Bedeutung der evangelischen Liebestätigkeit für den mohammedanischen Orient, der an ihr erst in Wahrheit erkenne, was eigentlich Christentum sei. Dann erörterte er eine Frage, die Theologen und Archäologen viel beschäftigt hat, die Frage nach der Lage Golgathas. Den Platz der Kreuzigung und der Grablegung Christi zeigt die Überlieferung innerhalb des heutigen Jerusalems, dort wo sich die berühmte Grabeskirche erhebt; in der engen steinernen Kammer, die als Grab Jesu angesehen wird, hatten auch wir unsere Andacht verrichtet; mag es sich mit der Überlieferung noch so unsicher verhalten, da, wo so viel tausendmal Tausende ihre Andacht verrichtet haben, ist auch für unsere Andacht ein geeigneter Ort. Aber die Überlieferung ist viel bestritten; es kommt darauf an, ob die Mauern von Jerusalem einst so gezogen waren,

daß der Platz der heutigen Grabeskirche draußen blieb, denn sicher lag der Ort, wo Christus gekreuzigt wurde, außerhalb des damaligen Jerusalems. Der Kaiser entschied sich gegen die Echtheit des traditionellen Golgathas; bezeichnend erschien mir aber die Art und Weise, in der er zu der vielerörterten Frage Stellung nahm. Seine Worte lauteten ungefähr so: „Ich frage mich, wo die Mauer gezogen sein mußte, welche das alte Jerusalem gegen feindliche Angriffe schützen sollte. Diese Mauer muß schon in alter Zeit ebenso gelaufen haben wie heute. Man durfte die Höhe des traditionellen Golgathas niemals außerhalb der Mauer liegen lassen, weil sie einen vortrefflichen Ausgangspunkt für Belagerer gebildet hätte.“ So beurteilte der Kaiser die Streitfrage vom Standpunkt des Kriegsherrn aus. Wer einer Unterredung mit den Majestäten gewürdigt worden war, durfte sich nachher irgendwo ein Plätzchen suchen, wo er mit guten Freunden an einem kühlen Trunk sich labte. Bis nach elf Uhr bewegte sich das kaiserliche Paar unter den Gästen; als es sich zurückgezogen hatte, brachen auch wir allmählich auf und suchten unsere Klosterzelle auf.

Die Erlebnisse der beiden folgenden Tage gaben uns einen Eindruck vom Verkehrswesen in Palästina. Wir hatten gehofft, am 1. November früh aufbrechen zu können. Aber von den vier Lokomotivführern, über die man verfügte, war einer bei einer Entgleisung ums Leben gekommen, ein anderer krank, der dritte feierte Hochzeit, und mit dem vierten meinte man wohl schonsam umgehen zu müssen. Wir warteten daher auf den Abgang des fahrplanmäßigen Zuges den ganzen Tag vergeblich. So konnten wir noch einen zweiten Besuch in dem Mädchenwaisenhaus Talitha kumi

machen und die Herzen der Kinder durch kleine Geschenke mit überfließender Freude füllen. Am nächsten Morgen sollte der Zug um acht Uhr abfahren, uns wurde aber empfohlen, unsere Plätze schon einige Stunden vorher einzunehmen; daher sind wir um fünf Uhr früh aufgebrochen, um endlich halb neun Uhr abzudampfen; das Morgenland ist die hohe Schule der Geduld. Als wir vor der Rhede von Jaffa unser Schiff wiedererreicht hatten, erschien die sonst oft geschmähte „Mitternachtssonne“ uns wie ein Stück Occident im Orient; heimisch fühlten wir uns an Bord, wo anstatt der Staubwolke die frische Seebrise uns umspielte, und an unsern wohlgedeckten Tischen. Nordwärts ging es nun angesichts der Küste entlang. Stockfinster war es, als wir in Haifa vor Anker gingen, und die Ausbootung war diesmal weniger angenehm. Aber als wir ans Land kamen, wurden wir von den deutschen Schulmädchen begrüßt mit dem Liede: „Deutschland, Deutschland über alles.“ Denn in Haifa ist eine deutsche Kolonie, und wo Deutsche wohnen im heiligen Lande, da ist gut sein. Schöne Stunden haben wir verlebt am späten Abend, wo wir unter Palmen mit den dort ansässigen Württembergern gesungen haben: „Preisend mit viel schönen Reden“; und wiederum am folgenden Tage auf dem Vorgebirge Karmel, wohin uns Konsul Keller zu einem echt deutschen Nachmittagskaffee geladen hatte; hier war nichts, das uns anders als heimatlich berührte, und doch lag zugleich die Fremde überwältigend schön vor uns in dem mächtigen Meerbusen zwischen Haifa und Akka.

Wir waren in Haifa gelandet, um von hier quer durch Galiläa zu reisen nach dem See Genezareth. Unsere Fahrt ging zuerst entlang an einem Eisenbahndamm, der

melancholisch dalag, weil er seine Bestimmung nicht erfüllte. Denn der Verkehr von Osten, von dem kornreichen Hauran her, wurde noch wie vor Jahrtausenden durch Kameelkarawanen vermittelt; wir sahen solche, den Führer auf einem munteren Eselchen voran, dem eine lange Reihe von Kameelen, durch Stricke verbunden, folgte; „ganz wie bei uns", sagte ein Mitpilger, „wo ein Esel lustig vorangeht, trotten viele Kameele würdig hinterdrein." Weiter kamen wir durch die Ebene Jesreel, wo der Sieg errungen wurde, den Debora besingt; wo es die Bodenbeschaffenheit irgendwie zuließ, jagten unsere arabischen Kutscher um die Wette; freilich feuerte ich den unsern an, indem ich ihm auf die Schulter schlug mit einem jalla (vorwärts)! während meine Frau ihre Hand auf seine andere Schulter legte mit der Bitte: „Schwai (langsam)!" Zu unserer Verwunderung und Freude kamen wir durch einen Oliven- und Steineichenwald. Der Hochwald ist in Palästina sehr selten. Unser nächstes Ziel war Nazareth, das bei einer plötzlichen Wendung des Weges uns in seiner ganzen Größe überraschte, denn es ist ein ansehnlicher Ort, schön von Bergeshöhen umringt; wenn Jesus auf diese Höhen hinaufstieg, sah er Hermon und Tabor, Karmel und die Berge Gilboa wehmütigen Angedenkens (2. Sam. 1, 21), den See Genezareth und das Mittelmeer, ein wunderbares Bild einer Landschaft voll Einsamkeit und Zurückgezogenheit und doch hinausdeutend auf die weite Ferne, in die hernach sein Wort, hier zuerst gesprochen, hinausgetragen ist bis an die Enden der Erde. Für diesmal hielten wir in Nazareth nur kurze Rast in einem gastlichen Franziskanerkloster; alsbald ging es wieder vorwärts, zunächst nach Kana, wo es mir gelang, Hochzeitswein zu erstehen, eine ersehnte Erquickung für die lange

Fahrt. Denn wie selten sich hier dem Dürstenden ein erquickender Trunk bietet, wurde mir an einem eigentümlichen Vorfall deutlich. Eine Beduinenfamilie, Mann, Frau und halberwachsene Tochter, wurde uns gewahr. So vertraut die Beduinen mit Pferden sind, so rätselhaft ist ihnen ein Wagen; die schnelle Umdrehung der Räder scheint ihnen bei solch einem leblosen Gegenstand nicht mit rechten Dingen zuzugehen; deshalb entflohen Mann und Weib, als sie unsern langen Wagenzug dahersausen sahen, mit dem Geschrei: „Eschschetan, eschschetan (der Satan)!“ Das Mädchen, das einen Ziegenschlauch mit Wasser zu tragen hatte, konnte den Eltern nicht schnell genug folgen; bei ihrer Flucht erhielt der Schlauch ein Loch, und alsbald stürzten unsere arabischen Kutscher herbei, um das kostbare Naß, das sonst von dem heißen Boden aufgesogen wäre, in ihre Gefäße aufzufangen. Das jammernde Kind haben wir durch ein Almosen getröstet. — Wir waren noch nicht am Ziel unserer Fahrt angelangt, als nach kurzer Abenddämmerung schwarze Nacht über uns hereinbrach. Und gerade jetzt sollte es steil hinuntergehen an das Ufer des Sees Genezareth. Diese Fahrt hinunter war das gefährlichste Stück unserer Reise. Schon erwarteten wir nicht mehr, sämtlich wohlbehalten unten anzukommen, da es an irgendwelcher Beleuchtung gänzlich fehlte. Aber unsere arabischen Kutscher bewiesen jetzt ebenso viel Vorsicht wie Wetteifer am Morgen; ohne Unfall langten wir unten an und ein einfacher deutscher Gasthof in Tiberias nahm uns auf, während andere in das römische und das griechische Kloster geschickt wurden. Nach der Mahlzeit gingen wir durch die stillen Gassen der Stadt hinunter an den See; es war so finster, daß wir ihn nur rauschen hörten wie das Meer.

Früh machte ich mich am anderen Morgen auf; es war noch Dämmerung, als ich im verschlossenen Hof des Gasthauses mich auf ein Bruchstück einer alten Säule setzte und die letzten Kapitel des Johannesevangeliums aufschlug. Nachdem ich meine Morgenandacht gehalten, erstieg ich das platte Dach des Gasthofes; von hier schweifte der Blick über Tiberias hinweg, berühmt seit Alters durch jüdische Schriftgelehrsamkeit, und hinunter nach dem See Genezareth. Herrlich schaut sein dunkles Auge hinauf zu den Bergen, die ziemlich unmittelbar an der Ostseite emporsteigen, und zu dem wolkenlosen Himmel; auch abgesehen von den Erinnerungen, die er in uns wachruft, ist er den schönen Schweizer Seen vergleichbar. Doch weihen ihn ja diese Erinnerungen: wir suchen an seinen Ufern Kapernaum, Bethsaida, Magdala; wir möchten die Wellen fragen, ob sie sich noch etwas zurauschen von jener Zeit, da Jesus hier im Schiff stand und lehrte, da er seinen Jüngern gebot, auf die Höhe zu fahren, um einen Zug zu tun. Selbstverständlich haben wir Pilger auch eine Fahrt auf dem See gemacht. Den Anfang nahm die Fahrt mit einer gemeinsamen Andacht, zu der eine kleine Flotte von Kähnen sich sammelte; südwärts fuhren wir dann zu einigen historisch merkwürdigen Stätten, während wir zur Begleitung des Wellenspiels geistliche Volkslieder sangen. Es war nicht leicht, sich von dem wunderbaren See zu trennen. Einst ist ohne Zweifel alles Land ringsumher ein Garten Gottes von üppiger Fruchtbarkeit gewesen. Aber mit den Menschen ist hier auch die Natur heruntergekommen. Doch wie in einem altgewordenen Gesichte oft noch das Auge das Feuer der Jugend gerettet zu haben scheint, so leuchtet aus der wie mit Gottes Bann geschlagenen Landschaft ringsumher der

See Genezareth auf. Sein Name im Alten Testament heißt Leier, weil der See in seiner Gestalt einigermaßen der Form einer Leier gleichkommt. Diese Bedeutung des Namens erinnert an den Finger des einen Unvergleichlichen, der diese Leier gerührt hat, und in den Lüften scheint der wundersame Ton, den er hervorgerufen, noch nachzuklingen.

Bei der Rückfahrt umkreisten wir ein Hochplateau, aus dem sich zwei Höhen wie Hörner erheben. Hier hatten wir vor uns den Berg der Seligpreisungen; freilich zugleich die Stätte, wo Saladin 1187 den Sieg über die Christen gewann, der das heilige Land mit Jerusalem wieder unter die Gewalt des Halbmonds brachte. Als wir dann wieder in Nazareth angelangt waren, war uns im Franziskanerkloster der Tisch gedeckt. Und gegen das Ende der Mahlzeit trat Pater Johann herzu, der vorher einen edlen Wein hatte schenken lassen, zu dem er jetzt unserem Kaiser einen warm empfundenen Trinkspruch widmete. Ich hatte mich schon Tags zuvor mit dem wackeren Mönch angefreundet, erwiderte jetzt seinen Trinkspruch und wurde von ihm am folgenden Tage an die heiligen Stätten von Nazareth geführt. Mag hier die Überlieferung manches behaupten, was die Geschichte nicht beweisen kann, so kam ich doch nicht, um zu kritisieren, sondern mich still zu freuen. Und ich freute mich, den Ort zu sehen, wo die heilige Familie gewohnt haben soll, besonders als ich dort die durch ihre Einfachheit ergreifende Inschrift las: Hic erat subditus illis (hier war er ihnen untertan); und ich freute mich, als ich an den Marienbrunnen trat — hier kann die Überlieferung nicht irren, denn es gibt nur einen Brunnen in Nazareth, und so gab es auch vor zweitausend Jahren keinen anderen, darum durfte ich mir sagen: Wie jetzt Mutter und Kind an den Rand

dieses Brunnens treten, so auch einst Maria mit dem Jesuskinde; und ich freute mich, den Zimmerleuten Nazareths zuzuschauen und von ihnen das kleine Modell eines Pfluges als Andenken zu erstehen, und zuletzt noch in der Kirche Hunderte von Christenkindern in einfaltsvoller Andacht knieen zu sehen.

In Haifa holte unser Schiff uns wieder ab und die Heimreise wurde angetreten. Doch war beschlossen worden, daß man nicht direkt nach Genua zurückkehren wollte. Vor allem wollte man Athen besuchen. Die Meerfahrt war diesmal sehr glücklich, so daß auf Deck Vorträge gehalten werden konnten, um auf Athen vorzubereiten. Überdies war dort für den besten Führer gesorgt; im Hafen von Athen wurden wir von Professor Dörpfeld willkommen geheißen, dessen Schwiegervater unser Reisegefährte war. In langer Reihe fuhren wir dann den meilenweiten Weg vom Piräeus nach Athen hinauf; wir besichtigten zuerst die mächtigen Säulen des Tempels des olympischen Zeus und den Hadriansbogen, sodann erstiegen wir die Akropolis. Zwar fuhr der Herbstwind kräftig über die Höhe und ließ mich diesmal weniger zum ruhigen Genuß kommen als damals, da ich an einem schönen Maienabend diesen geweihtesten Ort des klassischen Altertums zuerst besuchte; aber die Propyläen, der Niketempel, das Erechtheion mit der Korenhalle, der Parthenon erfüllten mich wieder wie vor zehn Jahren mit ehrfurchtsvollem Entzücken. Dann standen wir auf dem Areopag und vergegenwärtigten uns die wunderbare Stunde, da der Apostel Paulus hier den Philosophen den unbekannten Gott kundtat, der nicht wohnt in Tempeln mit Händen gemacht, und wären sie auch so erhaben und voll harmonischer Schöne, wie der Parthenon oder wie der soge-

nannte Theseustempel, zu dem wir nun hinunterstiegen. Wir hatten dann noch die Schliemannschen Goldfunde im Museum der Akropolis zu betrachten und einen Eindruck von dem Straßenleben Athens und der Physiognomie der Stadt überhaupt zu gewinnen. Mir war es hocherfreulich, daß meine Mitpilger, soweit ich ihr Urteil erfahren habe, trotz der weit verbreiteten Verstimmung gegen die modernen Griechen die Überzeugung gewonnen hatten, daß Athen einen Besuch reichlich lohnt, und zwar nicht nur mit seinen unvergleichlichen Denkmälern aus der Vergangenheit, sondern auch mit seiner Entwicklung im neunzehnten Jahrhundert; eine Stadt, die im ersten Viertel desselben ein Dorf von zweihundert Einwohnern war und an seinem Ausgang hundertundzwanzigtausend zählte (mit den Vororten, Piräeus und Phaleron nahe an zweihunderttausend), hat eine große Zukunft, und ginge es auch zunächst durch gefährliche Kämpfe hindurch.

Zum letztenmal nahm uns unsere „Mitternachtssonne“ auf. Ungefährdet kamen wir durch Scylla und Charybdis hindurch, denn diese einst gefürchteten Meerungeheuer sind jetzt emeritiert; uns leuchtete in der letzten Nacht unserer Seefahrt der Vulkan von Stromboli und gegen Morgen der Vesuv. Beim letzten Mittagsmahl gab es mehr zu hören als zu schmecken; gereimte Trinksprüche und ungereimte folgten einander, und in Wohlgefallen löste manche Klage sich auf. Meine Frau und ich gehörten zu denen, die in Neapel das Schiff verließen. Neapel, dessen geräuschvolles Straßenleben uns sonst schwer erträglich gewesen war, kam uns nun still vor; denn wie ganz anders hatte man in Jerusalem, auch in Jaffa um uns geschrieen und getobt! Auf drei Tage Neapel folgten noch drei Tage Rom. Hier

saßen wir an unserem 25. Verlobungstage auf dem Aventin in einer einsamen Osteria und hielten unser Mittagsmahl (Mitte November!) im Freien, während wir auf das Ruinenfeld ringsumher hinblickten und darüber hinaus in die melancholische Campagna. In wenig Wochen waren wir nicht nur in drei Erdteilen gewesen, sondern hatten auch eine Wanderung durch die Jahrtausende gemacht. Am Fuß der Pyramiden und angesichts der großen Pharaonen fühlten wir uns versetzt in jene Jahrtausende, in denen die Kultur sich langsam herausrang aus dem Naturleben. In Jerusalem hatte ich die Stätten besucht, wo einst Israel seine Opfer brachte, dann das Christentum die berühmteste Kirche des Morgenlandes baute, hierauf der Islam sein drittgrößtes Heiligtum errichtete. Den entgegengesetzten Pol zum Judentum bildet das Griechentum; wir hatten dort gestanden, wo Perikles waltete, Phidias meißelte, Sokrates lehrte. Dies Rom, wo ich nun angelangt war, hatte alles in sich verschlungen und sich geschmückt mit Ägyptens Obelisken, dem Kreuz von Golgatha und den Meisterwerken der Griechen. Das alte Rom ging unter, aber es erhob sich wieder im mittelalterlichen Kaisertum und im Papsttum. Auch diese Doppelsonne neigte sich, und ein neuer Tag brach für die europäische Menschheit an mit der Reformation. Nun hatten wir das Reformationsfest gefeiert in Jerusalem, und der deutsche Kaiser hatte uns dort um sich versammelt. Einst hat Goethe Orient und Occident für die Welt der Poesie in die nächste Beziehung zu einander gesetzt. Am Ende seines Jahrhunderts sehen wir sie auch für Politik und Religion durch starke Bande mit einander verknüpft. Dafür zeugt uns der Kaiser, wie er vor dem Altar der Erlöserkirche zu Jerusalem steht, in seiner vollen Rüstung, aber so,

daß der Glanz derselben gemildert wurde durch das darüber geworfene Pilgergewand.

Als ich mit meiner Frau in der Heimat wieder angelangt war, legten wir uns die Frage vor, ob wir die Reise mit ihren Mühseligkeiten, Entbehrungen, Gefahren wiederholen möchten. Wir waren eins in der Beantwortung dieser Frage: wenn wir schon morgen aufs neue aufbrechen sollten, sogleich!

Ein internationaler Kongreß.

Dreißig Jahre lang bin ich Mitglied der Deutschen morgenländischen Gesellschaft gewesen, ohne jemals ihre Generalversammlungen zu besuchen, geschweige denn die internationalen Orientalistenkongresse. Es war also für mich eine große Überraschung, als eines schönen Abends, es war am 9. Oktober 1899, von Rom aus telegraphisch bei mir angefragt wurde, ob es möglich sein werde, den nächsten internationalen Orientalistenkongreß in Hamburg zu halten. Ich wandte mich sogleich an den in jenem Jahr präsidierenden Bürgermeister Dr. Mönckeberg. Er ermutigte mich, die Anfrage bejahend zu beantworten.

Viel vorbereitende Arbeit war notwendig, bis am 4. September 1902 die zum Kongreß Erschienenen — es waren wohl alle Völker Europas vertreten, desgleichen Amerika, Afrika, Ägypten, Indien, China, Japan — im großen Saal des Konzerthauses Hamburg begrüßt werden konnten. Ich konnte in meiner Ansprache auf das glückliche Zusammentreffen hinweisen, daß gerade hundert Jahre vorher, am 4. September 1802, Grotefend der Gesellschaft der Wissen-

schaften zu Göttingen den Aufsatz vorgelegt habe, der wenigstens acht Buchstaben der ersten Keilschriftgattung enträtselte. Freilich mußte ich meine Besorgnis aussprechen, daß Hamburg nicht ebenbürtig den früheren Kongreßplätzen an die Seite treten könnte; was konnten wir bieten, das der ehrfurchterweckenden Erhabenheit Roms, dem strahlenden Glanze von Paris, der hinreißenden Schönheit Genfs das Gleichgewicht halten mochte? Hamburg sei, so sagte ich, eine „Stadt in Arbeit“; ja es sei, wie Jesaja Jerusalem nenne (54, 11), soara, die umstürmte — wie in ihrem ersten, so jetzt in ihrem elften Jahrhundert habe es durch Stürme hindurchdringen müssen, aber es seien die rechten Männer am Steuer, freilich auch alle Mann auf Deck gewesen. Ich mußte aber auch den vorbereitenden Ausschuß wegen eines Fehlgriffs entschuldigen. Auf der Eintrittskarte hatte ich aus einer der schönsten Koranhandschriften Hamburgs die erste Seite faksimilieren lassen; quer darüber war das Datum des Kongresses gedruckt. Einige Zeitungen außerhalb Hamburgs und bei uns hatten in zärtlicher Fürsorge für den Islam dies als Geringachtung des Koran denunziert. Ein mohammedanischer Gelehrter faßte die Sache anders auf, als Ehre für den Koran, aber auch als Ehre für den Kongreß; nur bat er dafür zu sorgen, daß die Eintrittskarte nicht profaniert werden möge; auf einen so liebenswürdig ausgesprochenen Wunsch gingen wir gern ein, ich bat aber zugleich um Entschuldigung unter Berufung auf das arabische Sprichwort: Dem Laien werden eher siebenzig Fehler verziehen, als dem Weisen einer, „und Sie sind als die Ulema (Weisen) zu uns gekommen als den Laien.“ Ich schloß meine Begrüßung mit dem Schluß des letzten Buches des Rig-Veda:

Ihr seid ja gleichen Herzens hier
Und gleicher Absicht allzumal:
Laßt gleich auch euer Denken sein,
So seid ihr schön vereinigt hier.

Die Eröffnungssitzung folgte Tags darauf. Man erwies Hamburg die Ehre, mich zum Präsidenten zu wählen. Als solcher nahm ich nach der Begrüßung des Kongresses durch den vorhin genannten Bürgermeister das Wort, um anzudeuten, die Erwählung Hamburgs zum Ort der Zusammenkunft sei ein Symptom dafür, daß die Orientalistik der Gegenwart um eine Schattierung anders geartet sei als die der früheren Zeiten. Sie sei, wie ich aus einem kurzen Überblick ihrer Geschichte bewies, zwar überall aus praktischen Bedürfnissen hervorgewachsen, sei aber bald zu einer streng wissenschaftlichen Behandlung der morgenländischen Sprachen fortgeschritten. Doch jetzt sei man zu einem Betrieb der Orientalistik übergegangen, der Wissenschaft und allgemeines Leben in Beziehung setze; dafür zeuge, daß man eine Stadt zum Kongreßort gewählt habe, die keine Universität sei, in der aber allgemeines Leben kräftig pulsiere. — Es folgten deutsche, englische, französische, italienische Begrüßungsreden der Delegierten des deutschen Reiches (das auf diesem Kongreß zuerst, nämlich durch den Wirklichen Legationsrat Dr. Fr. Rosen vertreten war) und verschiedener auswärtiger Regierungen und gelehrter Körperschaften; unter Andern sprach Ahmed Zeki Bey als Delegierter der ägyptischen Regierung. Im weiteren Verlauf der Sitzung wurden Druckwerke für den Kongreß überreicht; ich hatte die Orientalisten Hamburgs zusammengestellt, eine bio- und bibliographische Arbeit, die mir Zeit und Mühe gekostet hatte. — Den Abend dieses festlichen Tages krönte ein glänzender Empfang der

Kongreßmitglieder durch den Senat im Rathause; die Stimmung war eine sehr gehobene, die Befriedigung eine allgemeine.

In den nächsten Tagen fanden zahlreiche Sitzungen der acht Sektionen statt; über die in diesen Sitzungen gehaltenen Vorträge, wie über den wissenschaftlichen Ertrag des Kongresses ist hier nicht zu berichten. Erwähnt sei hier nur, daß in der islamischen Sektion eine gelehrte Dame, Frau von Lebedew aus St. Petersburg, in französischer Sprache über die Stellung der Frau im Orient, speziell in Ägypten, redete; sowie daß durch einen Phonographen einige Lieder der Kachtan-Beduinen wirkungsvoll vorgeführt wurden. Bei der Festvorstellung der Walküre von Richard Wagner am Sonnabend konnte ich nicht zugegen sein, wie ich auch nicht an den Exkursionen teilnehmen konnte, die am Sonntag nach Cuxhaven und nach dem Nordostseekanal unternommen wurden. Doch erwartete ich am Sonntagnachmittag die Zurückkehrenden in Blankenese, und fuhr dann mit den Gästen die Elbe hinauf bis Hamburg; hatten am Morgen die Staatsgebäude und viele der im Hafen liegenden Schiffe Flaggenschmuck angelegt, so erglänzte am Abend das Elbufer durch Illumination und Feuerwerk, ein prächtiger Anblick, der das Herz jedes Hamburgers hob.

Am Montag folgte die erste Plenarsitzung; von dem deutschen Kaiser, dem König von Schweden und dem Erzherzog Rainer waren Telegramme eingegangen; es wurden sodann einige wissenschaftliche Vorträge gehalten. Wieder traten die Sektionen in ihre mannigfaltige Arbeit ein. Am Dienstagabend fand in der „Alsterlust“ ein Fest statt; Militärmusik konzertierte und die Alster war glänzend illuminiert, der Ruderverein Hamburgs veranstaltete auf der Binnen-

alfter eine Parade und einen Korso, zuletzt wurde ein wirkungsvolles Feuerwerk abgebrannt. Am Mittwoch, in der zweiten Plenarsitzung, redeten ein Delegierter der japanischen Regierung, ein Abgesandter der chinesischen Regierung und ein persischer Legationsrat in ihren fremdartigen Sprachen. Der Kongreß nahm Einladungen nach Algier und nach Tokio entgegen und beschloß, zunächst in Algier im Jahre 1905 zusammenzutreten. Ich durfte endlich berichten, daß 60 Sitzungen und 180 Vorträge gehalten seien, vorzüglich aber die gewonnenen persönlichen Anregungen und Beziehungen als einen Besitz auf immer bezeichnen und mit dem alten Worte: Claudite iam rivos, sat prata biberunt! die Arbeiten des Kongresses befriedigt schließen.

Aber nachdem die Arbeit getan und manche Schlachten geschlagen, sollte das Zusammensein liebenswürdig und genußreich ausklingen. Darum fand ein Festmahl im großen Saal des zoologischen Gartens statt. Zuerst wurde hier dem deutschen Kaiser und sodann den Regierungen, die auf dem Kongreß vertreten waren, ein Hoch gebracht. Es folgte die Überreichung eines kostbaren Trinkhorns, das der König von Schweden dem Kongreß mit der Bestimmung gestiftet hat, daß der jedesmalige Präsident, dessen Name in das Trinkhorn eingegraben wird, es in Verwahrung nimmt, um es beim Festmahl seinem Nachfolger feierlich zu überreichen. Professor Graf de Gubernatis aus Rom übergab es mir mit italienischer Ansprache von dichterischem Schwung. Ich begrüßte das Gefäß, das, von dem Hügel der Götter im Norden stammend, aus dem Lande, das der deutsche Kaiser als den Jungbrunnen unserer Dichter und Künstler bezeichnet hat, gekommen, mit dem edelsten Wein Deutschlands gefüllt war, und trank auf das Wohl des Königs Oskars II. und des

Erzherzogs Rainer. Es folgte noch mancher Trinkspruch, unter anderen eine poetische Huldigung, die Professor von Schröder, der Wiener Indologe, der freien Stadt Hamburg darbrachte, bis weitere Tischreden in der Hochflut der Unterhaltung rettungslos untergingen. Mit einem traulichen Zusammensein in den illuminierten und bengalisch erleuchteten Gartenräumen nahm der Kongreß ein harmonisches Ende; der geschäftsführende Ausschuß in Hamburg aber sah sich jetzt vor die sorgen- und mühevolle Arbeit gestellt, die Verhandlungen des Kongresses zu veröffentlichen; sie gaben den Hauptinhalt von nicht weniger als hundertundfünfzig wissenschaftlichen Vorträgen.

Häusliche Sorge und Freude.

Unser Sohn hatte sein Abiturientenexamen bestanden und sich für das Studium der Theologie entschieden. Mir lag daran, ihm einen Eindruck davon zu geben, was das kirchliche Leben einem Volke sein kann, und zugleich ihm nach den Strapazen der Gymnasialjahre eine körperliche Erquickung zu gönnen. Deshalb wollte ich ihm einen längeren Aufenthalt in Schottland schenken. Meine Frau und ich geleiteten ihn in das Haus eines Geistlichen der freien schottischen Kirche in Gourock am Clyde. Er konnte nirgendwo besser aufgehoben sein als bei Reverend Purves und seiner im edelsten Sinn liebenswürdigen Frau. In ihrem fast schloßartigen Manse (Pfarrhaus) gefiel es uns so gut, daß wir im Juli mit all unsern Kindern in seine Nachbarschaft zurückkehrten. Wir fuhren diesmal zur See nach Edinburg. Am ersten Tage stimmten die Kinder ein Lied nach dem andern an und die übrige Reisegesellschaft fiel ein; am zweiten Tage fing der Wind an, nicht gerade zu singen, aber zu pfeifen und zu brummen und zu brausen, noch ganz anders als eine zweiunddreißigfüßige Orgelpfeife; seine wil-

den Melodieen schwiegen erst, als wir uns der jäh ansteigenden Küste näherten. Nachdem wir das wunderschöne Edinburg gesehen, durchquerten wir Schottland, bis wir unser Ziel erreichten. Herrlich war von dem Hause, das wir gemietet, der Blick auf die gewaltige Wasserstraße und die Hochlande jenseits derselben; herrlich die Woche hindurch, wenn zahlreiche Dampfschiffe weißschäumende Furchen hinter sich zogen, noch herrlicher am Sonntag, wenn der Wasserspiegel feierte wie die Menschenwelt. Schöner als hier haben wir kaum je gewohnt, auch nicht vier Jahre später im Uhrturm am Markusplatz von Venedig.

Nicht vergeblich luden mich die blauen Höhen am jenseitigen Ufer des Clyde ein. Mit meinem Sohn durchstreifte ich die schottischen Hochlande; dann machte ich allein eine stille Reise an der Westküste. Unterwegs fand ich keinen Anlaß, meinen Namen zu nennen; daher erreichten mich die Depeschen nicht, die mir nachgesandt wurden. Als ich nach Gourock zurückkehrte, fand ich meinen Sohn schwerkrank, die Meinen in großer Sorge um ihn. Der Charakter der Krankheit wurde nicht erkannt. Durch höhere Fügung erfuhr ich, daß gerade in diesen Tagen der als Chirurg hochangesehene Dr. Lauenstein aus Hamburg in einer andern Gegend Schottlands sich aufhielt. Auf meine telegraphische Bitte kam er sofort und kündigte uns an, daß unser Sohn sich unverzüglich einer sehr ernsten Operation unterziehen müsse. Er willigte ein. Die Operation wurde noch an demselben Abend vorgenommen. Reverend Purves und seine Frau halfen uns in wahrhaft christlicher Weise über die schwere Stunde hinweg. In der Nacht konnten wir noch dankbar und fröhlich sein.

Die Operation war, wie sich herausstellte, so notwen-

dig gewesen, daß ohne sie in den nächsten Tagen das Schwerste eingetreten wäre; aber die Krankheit war mit ihr nicht überwunden. Sie hielt mit ernster Gefahr noch Monate an und machte wiederholt operative Eingriffe nötig. Es kamen Stunden, in denen wir das Äußerste befürchten mußten; als ich eines Morgens sehr früh an das Bett meines Sohnes trat, meinte ich, nun sei sein Ende nahe, und der schnell herbeigeholte schottische Arzt dachte dasselbe. In unserer schweren Sorge ward uns die Teilnahme des ganzen Städtchens eine reiche Erquickung. In den sonntäglichen Gottesdiensten wurde für unsern Kranken gebetet; von unbekannten Leuten einfachen Standes wurde ich auf der Straße gefragt, wie es dem poor young man gehe. Als eine wirkliche Wendung zum Besseren eingetreten war, rief mich mein Amt nach Hamburg zurück, meine Frau blieb bei unserm Georg, zu ihrem Trost behielt sie auch die jüngste Tochter bei sich. Täglich zweimal erhielt ich in Hamburg telegraphischen Bescheid; leider erschien er mir immer so kurz, und bei seiner Kürze vielsagend konnte er deshalb nicht sein, weil das Befinden des Kranken oft stündlich wechselte. Wie sagt man jetzt so oft, in unserm Zeitalter der Eisenbahnen und Telegraphen gebe es keine Entfernungen mehr? Die so sprechen, haben es nicht erlebt, was es heißt, seine Lieben in der Ferne schwerkrank zu wissen.

Mehr als einmal durchkreuzte ich die Nordsee. Endlich konnte ich die Meinen heimholen. Das war kein Triumphzug! Es war nichts Kleines, meinen Kranken mit seinen offnen Wunden auf einem Krankenstuhl durch das Menschengewühl auf dem Bahnhof in Glasgow zu bringen, und auch nichts Leichtes, im tobenden Novembersturm mit ihm die Überfahrt von England nach Holland zu wagen. Wir

haben auch das überstanden, aber die Erinnerung daran ist mir jetzt noch peinlich. Als wir endlich über die Elbe fuhren, nahm der Kranke den Rest seiner Kraft zusammen, um sich aufzurichten und die Hamburger Türme wieder zu sehen. Nun hatte ich gelernt, was es bedeutet, wenn Hafis singt: „Gott geleite die armen traurigen Kranken heim, Gott geleite die müden Sehnsuchtsgedanken heim." — Freilich nahm die Krankheit in der Heimat einen neuen Anlauf, und ihre Folgen haben mit Unterbrechungen Jahre lang fortgedauert und immer neue Operationen nötig gemacht.

Aber diese Sorgenzeiten sind unter Gottes gnädigem Beistand vorüber, und meine Erinnerung darf sich festlichen Veranstaltungen in meinem Hause zuwenden. Auch hier greife ich nur Einzelnes heraus. Zuerst meinen letzten Geburtstag im alten Jahrhundert. Er brachte mir soviel Überraschungen, daß wohl jemand zweifelhaft werden konnte, ob es sich mit der autoritativen Stellung des Hausvaters vertrage, daß sich soviel hinter seinem Rücken vorbereiten könne. Aber der Mann darf wohl sein Auge schließen für Vieles, das im Hause vorgeht, wenn er eine Frau hat wie sie im letzten Kapitel der Sprüche Salomos geschildert wird: Ihres Mannes Herz kann sich auf sie verlassen, sie tut ihm Liebes und kein Leides ihr Lebenlang. Die größte Überraschung war die letzte, als sich ohne mein Vorwissen das Haus mit hundertundfünfzig Gästen füllte und Schumanns Paradies und Peri unter der ausgezeichneten Leitung Dr. Biebers zur Aufführung gebracht wurde; tapfer und tatkräftig hatte meine Frau die Aufführung angeregt und vorbereitet, und die Mühen des Wagestücks lohnten sich auf das Erfreulichste, denn die Befriedigung war allgemein. Dem musikalischen Genuß folgte ein gemütliches Zusammensein; bei diesem er-

reichte die Freude aller den Höhepunkt, als eine Gruppe der Gesellschaft (mir steht in ihr mein alter Schulgenosse, jetziger Kirchenvorsteher Arthur Duncker vor Augen!) die Mendelssohnschen Quartette vortrug. In meinem Trinkspruch gab ich zuerst der Unsicherheit Ausdruck, in der ich nicht wisse, ob ich eigentlich Wirt oder Gast sei — aber schilderte dann die Musik als eine umgewandte Peri, die nicht einen Tropfen von der Erde zum Himmel, sondern einen Klang vom Himmel zur Erde niederbringe, und wo der Klang erschalle, da walte Harmonie. — Das war nicht das einzige Mal, daß ich durch eine festliche Veranstaltung in meinem Hause überrascht wurde. Aber ich eile zur Schilderung des größten Festtags, den ich in meinem häuslichen Leben gefeiert habe — zugleich des längsten Tages in meinem Leben. Es war der Tag der silbernen Hochzeit, bei uns, wie auch sonst oft, der Höhepunkt unseres häuslichen Lebens. Wir haben stets das Leben im kleinsten Familienkreise sehr gepflegt; wir, schreibe ich, und verstehe darunter nicht weniger unsere Kinder als uns Eltern; unsere Kinder haben uns gelebt, wie wir Eltern ihnen, was an den Sonntagen, daneben an Geburtstagen und andern Gedenktagen zum beglückenden Ausdruck kam. Es konnte uns daher nicht überraschen, daß unsere Kinder uns diesen Tag zu einem großen Festtag gestalteten; in welchem Maße und auf welche Weise sie es getan haben, hat uns doch überrascht. Sie erfreuten sich aber dabei der willigen Unterstützung vieler lieber Freunde und Freundinnen.

Am Vorabend des für uns so großen Tages hatten meine Frau und ich an einer Hochzeitsfeier teilzunehmen; als wir zurückkehrten, fanden wir das weite hohe Treppenhaus mit unzähligen kleinen Rosen aufgemait, ein auch von

unsern Besuchern am folgenden Tage vielbewunderter Anblick. Es war noch lange nicht fünf Uhr morgens, als der Jubeltag in derselben Weise wie jeder Festtag unseres Hauses eingeleitet wurde durch den Choral: Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren — worauf eine unserer Töchter Silberkranz und Silberstrauß überreichte mit einem Gedicht. Als kaum die Hausandacht beendigt war, ertönten vom Turm der St. Michaeliskirche die Klänge eines Posaunenchors, den unsere mütterliche Freundin Frau Dr. Prell dorthin bestellt hatte. Es war uns eine ganz besondere Freude, daß dieser Genuß auch einem Teil unserer Gemeinde zu gut kam; denn für die starken reinen Töne der drei Choräle und zwei Motetten, die geblasen wurden, wurden ringsumher die Fenster geöffnet, und sogar die Straßenbahnen fuhren langsamer, damit ihre Insassen einige Minuten länger an der edlen Musik ihre Freude haben konnten. Der Kreis um unsern festlich gedeckten Kaffeetisch erweiterte sich durch die frühsten Besuche, die mit uns die Ständchen hören konnten, die uns von dem St. Michaeliskirchenchor, von einem Posaunenchor, von dem Chor der (einst von mir besuchten) Wetkenschen Schule gebracht wurden. Inzwischen verwandelte sich das Haus durch ungezählte Blumenspenden in einen Garten, auch zur Freude der Besucher. Das Pfarramt trat in corpore auf, zugleich mit den Pfarrfrauen und den Witwen zweier heimgegangener Kollegen; darnach der Männerverein von St. Michaelis; sodann eine eigenartige Gratulantin, eine plattdeutsche Dichterin aus einer Landgemeinde, mit einem großen Tablett, auf dem sie allerlei kleine Sachen geordnet hatte als Symbole für den Inhalt ihres Gedichtes, beispielsweise fünfundzwanzig Wurzeln, denn „wurzeln müssen wir immerzu, bis wir kommen zur Grabesruh.“ Ich halte ein

mit der Aufzählung der Deputationen und Besuche; die letzteren hielten ohne Unterbrechung an bis fünf Uhr nachmittags und füllten zuweilen unser Haus bis zum Drängen, während die Straßen in den Hauptstunden weithin mit Wagen besetzt waren.

Bald nach acht Uhr abends trat in mittelalterlicher Heroldstracht Kandidat Mumßen auf, um die zahlreich versammelten Gäste „in die Wartburg“ zu rufen, in den für die Aufführungen in Gebrauch genommenen Flügel des Pfarrhofs. Zwei Freundinnen des Hauses spielten beim Einzug der Gäste den Marsch aus Tannhäuser. Ein stimmungsvoller Prolog erinnerte an eine Himmelsgabe, die dem Silberpaar zu teil geworden:

Die Freude war's, die euer Glück verschönte,
Als eure Herzen sich in Lieb' gefunden,
Die Freude an den Kindern, die sich fröhlich
Um ihre treubesorgten Eltern schaarten,
Die Freude an dem eignen Heime, das ihr
Mit sinn'ger Hand euch schön und traulich schmücktet,
Die Freude an der Wunderpracht der Schöpfung,
Die ihr in manchen fernen Landen schautet,
Die Freude an den sonnigheitern Stunden,
Wenn ihr daheim bei euren Lieben weiltet,
Und auch die Freude an der treuen Arbeit
Als eures Alltagslebens beste Würze.

Und wenn auch einmal andre Stunden nahten
Und dunkle Wolken euren Himmel schwärzten,
Die Freude hat euch dennoch nie verlassen,
Ganz freudlos waren selbst die trübsten Zeiten,
Die euer Herz mit Sorge füllten, niemals;
Ein Sonnenstrahl schien stets durch alle Wolken,
Und größer noch als früher war die Freude,
Wenn nach den sorgenschweren Trauertagen
Die helle Sonne alle Wolken scheuchte.

Dem Prolog folgten die von Freund Eiffe gestellten lebenden Bilder, mit von Künstlerhand gemalten Hintergründen; daß sechs Bilder in fünfzig Minuten gestellt werden konnten, wird jeder Fachmann bewundern. Jedes Bild war musikalisch begleitet; das „Lieblingslied" von „Im wunderschönen Monat Mai", das „Großmütterchen" von „Aus der Jugendzeit", die „Hausfreunde" von Händels Largo, das „Bild aus Schottland" von „Lead kindly light," der „Sonntagnachmittag" von „O selig Haus". Das letzte Bild, „ein alter Bekannter", stellte das Bild am Kopfe des „Nachbar" dar, das aber, als es zum drittenmal gezeigt wurde, anfing sich zu bewegen und ein kleines Drama einleitete. An diese Aufführung schlossen sich reizende Engelberger Grüße an, gesprochen und gesungen von den Schwestern Helene und Martha Hübbe, eine Erinnerung an unsern wiederholten Aufenthalt in Engelberg. Ein fröhliches Lustspiel erinnerte sodann in der bei solchen Familienfeiern üblichen scherzhaften Weise an viele kleine Vorkommnisse und Ausdrucksweisen des häuslichen Lebens. Sehr sinnig war die letzte Aufführung, der „Wettstreit". Zwei unserer Töchter und sieben ihrer jungen Freundinnen vertraten eine Anzahl von Ländern, die wir auf unsern Reisen besucht hatten; bei den Gedichten, die sie vortrugen, wurden passende Liedermelodieen gespielt, also bei dem Vortrag der Italienerin die Himmelsche Melodie von „Kennst du das Land", bei dem der Griechin aus Mendelssohns Antigone: „Strahl des Helios", bei dem der Ägypterin (unserer lieben Maria von Melle) die Arie „O Isis und Osiris" aus Mozarts Zauberflöte. Zum Schluß forderte unsere jüngste Tochter Martha als Thüringerin ihre Gefährtinnen auf, zu Ehren des Jubelpaares einen Reigen zu eröffnen, der

in eine Ovation für uns Eltern überging. Alle Aufführungen gelangen vortrefflich; hier sei noch unsere alte Vierländer Freundin Frau Becke Burmester erwähnt, die sich es nicht hat nehmen lassen mitzuwirken, so ängstlich ihr auch vor einem so großen angesehenen Zuhörerkreise ums Herz wurde.

Mitternacht war vorüber, als die Gäste zu Tisch gingen. Fröhliche Trinksprüche würzten das Zusammensein, doch wogte die Einzelunterhaltung wie ein brausendes Meer. Erst am lichten Morgen ging man auseinander.

Daß von unserm alten Glück ein neues Glück seinen Ausgang nahm, indem ein Wurzelschößling des fünfundzwanzigjährigen Baums unter der Erde fortwuchs, bis er nach Jahren ans Licht hervortrat als fröhlich selbständige junge Pflanze, das macht uns die Erinnerung an unsere Silberhochzeit doppelt teuer. Und es ist nur billig, daß dieser schöne Lohn dem zu Teil wurde, der trotz der gerade damals auf ihm lastenden Examenmühen als Festdichter am meisten zu unserer Feier beigetragen hatte, unserm Sohn.

Abschiednehmen.

Scheiden tut weh; ich habe oft Gelegenheit gehabt, das zu erfahren. Der Umstand, daß ich früh in Ämter eingetreten bin, zu denen meist Männer in späteren Jahren berufen werden, hat es mit sich gebracht, daß ich viel mit älteren Freunden und Arbeitsgenossen verkehren durfte; und die Folge davon ist, daß jetzt beinahe alle, mit denen ich einst Arbeit und Leben teilte, dahingeschieden sind. Ehe ich meine Erinnerungen abschließe, will ich dankbar ihrer gedenken.

Zuerst nenne ich hier meine liebe Mutter, die vor zwanzig Jahren heimging. Der Achtzigjährigen war jugendliche Lebendigkeit des Geistes und des Körpers verblieben. Sie brachte regelmäßig die Sonntage in meinem Hause zu. Fröhlicher Scherz war ihr Verkehr mit uns und unsern Kindern. Am letzten Sonntag, den sie unter uns geweilt hat, ging sie wie im Tanze hinaus aus dem Wohnzimmer. Kampflos entschlief sie wenige Tage später. Wie oft habe ich, wenn mir irgend eine besondere Freude be-

schieden war, den Wunsch gehabt: O daß ich dies noch meiner Mutter hätte sagen können!

Ebenfalls in Frieden schied vor fünf Jahren dahin mein väterlicher Freund, der Lehrer meiner Kindheit und Erzieher meiner ersten Jünglingsjahre von der Heyde. Nach vieljähriger amtlicher Tätigkeit war ihm die wohlverdiente Muße des Greisenalters beschieden; wie ein Patriarch stand er da inmitten seiner großen Familie. Seine letzte Krankheit war kurz; daß ich noch an seinem Sterbelager erscheinen konnte, war eine seiner letzten irdischen Freuden; er hielt Glauben bis an sein Ende, 20. Jan. 1896. An seinem Grabe mußte ich ausbrechen in Claudius' Worte: „Friede sei um diesen Grabstein her, sanfter Friede Gottes! ach, sie haben einen guten Mann begraben, und mir war er mehr!"

Als ich mit Sengelmann — dem ich an seinem fünfzigjährigen Amtsjubiläum, 10. Juli 1896, den von Halle ihm verliehenen Titel eines Doktors der Theologie überbringen durfte — auf den Heimgang von der Heydes zu sprechen kam, sagte er mit einem Anflug seines alten Humors: „Mein Vorläufer ist nun schon da!" Wenige Tage später ging es auch mit ihm auf überraschend schnelle Weise zum letzten Ende. Ich eilte auf die Nachricht von seiner plötzlichen Erkrankung nach Alsterdorf hinaus. Als ich ihn daliegen sah mit seiner großen Stirn, mit seinem uns so wohlbekannten schmerzlichen und doch zufriedenen Zug um die Lippen, wurde ich lebhaft erinnert an die bekannte photographische Aufnahme des Kaisers Wilhelm I. (den er so sehr geliebt hatte) auf seinem Sterbebett. Seine letzten vernehmlichen Worte waren das Gebet: „Mich beschwert noch Fleisch und Blut, hilf mir, daß ich geistlich werde, gib mir einen Engelmut, der sich löse von der Erde,

daß ich als dein liebes Kind, allzeit geistlich sei gesinnt." Ohne Kampf atmete er dann seinen Geist aus früh am 3. Februar 1899.

Der erste, der von meinen michaelitischen Kollegen heimging, war Kreibohm (7. Dez. 1894). Er war eine milde, poetisch gestimmte Natur; die schwere Amtsführung in unserer Gemeinde, mehr die Tätigkeit eines Missionars als eines Seelsorgers, war nicht der Beruf, für den er geschaffen war. Dennoch hat er mit unwandelbarer Treue diesen Beruf auszufüllen gesucht und in ihm seine Kräfte verzehrt. Gottes Rat hatte ihn an diesen Platz gestellt, damit auch zartere Naturen in unserer Gemeinde sich befriedigt fühlen möchten, und sie haben dankbar bezeugt, was sie an ihm hatten. Mir war sein Haus und sein Herz aufgetan; ich bewahre seiner feinen, reinen Eigenart innigen Dank immerdar.

Sehr viel ist mir mein Spezialkollege Ritter gewesen mit seiner stets gleichen Freundlichkeit, seiner Wahrhaftigkeit, die keine Illusionen duldete, seinem Mut, die Dinge zu nehmen, wie sie waren, seiner unverwüstlichen Arbeitskraft. Seinem herzlichen Entgegenkommen, seiner Selbstlosigkeit und Hilfsbereitschaft danke ich zum großen Teil, daß ich in meiner Stellung als Hauptpastor mich von Anfang an wohl fühlte; er hat mir auch vergönnt an seinen häuslichen Freuden teilzunehmen; seine silberne Hochzeit, der Zeitpunkt, wo er auf der Höhe seines Lebens stand, bleibt mir wie allen, die sie mit ihm gefeiert haben, unvergeßlich. Früher als man es bei seiner körperlichen und geistigen Frische vorhersehen konnte hat er sich in seiner überaus großen Amtstätigkeit aufgearbeitet. Er erkannte die Zeit, da seine Kraft aufgebraucht war, und war be-

reit einem Jüngeren Platz zu machen. Nachdem er 1895 in den Ruhestand getreten war, wurde es erst recht deutlich, daß er als ein treuer Haushalter sein Alles dem Herrn und seiner Gemeinde geopfert hatte; er entschlief nach kurzer Krankheit am 14. Oktober 1899. Noch immer ist mir, als hörte ich auf der Straße seine helle Stimme, mit der er einen Bekannten freundlich grüßte, als müßte ich alsbald die Tür hinter ihm zufallen hören und jetzt ihn rasch ins Zimmer treten sehen, wie er es tausendmal getan hat.

Am längsten befreundet war ich mit meinem Spezialkollegen Pauly, nämlich seit unserer Sekundanerzeit. Auf dem Gymnasium war er ein leuchtendes Vorbild für seine Mitschüler, auf der Universität genoß er unbedingte Achtung bei allen Kommilitonen; es war uns undenkbar, daß er sich zu etwas Unwürdigem könnte hinreißen lassen. Es war mir eine große Freude, daß er mein Nachfolger wurde, als ich aus meinem ersten Amte an St. Michaelis schied, um nach Kiel überzusiedeln. In seinem sehr arbeitsreichen Amt blieb er seinem gewissenhaften Fleiß, seiner soliden Ordnungsmäßigkeit treu bis ans Ende. Wäre ihm das Los gefallen in einer anderen Landeskirche zu wirken, so wären seine vortrefflichen Geistesgaben, sein nie ermüdeter Fleiß viel mehr zur Auswirkung und zur Anerkennung gekommen als bei uns. Doch bewahrte er sich stets den fröhlichen Optimismus, den man braucht, wenn man in unseren hamburgischen Verhältnissen den Kopf oben behalten will. Hamburg verzehrt seine Pastoren, und zwar schnell, und zwar die meisten, ohne viel Geschmack an ihnen zu finden, obgleich sie es besser verdient hätten. — Er starb, als ich nach dem fernen Süden gezogen war, und ich erhielt die Nachricht von seinem Heimgang so spät, daß es mir nicht

mehr möglich war zurückzueilen, um ihm die letzte Liebe zu beweisen. Hernach hat er mir oft in der Sakristei gefehlt, wenn ich von der Kanzel heruntergekommen war, denn er hatte stets für die Predigt, die er gehört hatte, eine freundliche Äußerung, die jedenfalls zeigte, wie gut er zugehört hatte. Das gehörte sich so nach seiner Meinung, weil ein Arbeiter seines Lohnes wert ist. Ich habe wohl über die Regelmäßigkeit seiner lobenden Anerkennung gelächelt, aber hernach hat es mir wehgetan, daß ich nie mehr darüber lächeln konnte, nachdem er entschlafen war am 29. Oktober 1902.

Über den Kreis meiner nächsten Amtsbrüder gehe ich hinaus, um einen Kollegen zu nennen, der von mir wie von sehr vielen verehrt worden ist, an dem ich auch innerlich viel gehabt habe: Hauptpastor D. Röpe. Als er am 15. Dezember 1896 entschlafen war, waren alle, die ihm in seinem reichen Leben näher treten durften, einig in dem Urteil, daß unsere ganze Stadt einen Mann von hoher Begabung, von reinem Wollen in ihm verloren hatte. Weite und Klarheit des Blickes zeichnete ihn aus, aber auch die Fähigkeit, das für die Wirklichkeit des Lebens Tüchtige zu erkennen; praktisches Christentum hielt er für das wichtigste. Einseitigkeit war ihm fremd; sein freundlicher Blick ging nach rechts und links; er war bereit, auf allen Seiten anzuerkennen, was ihm der Anerkennung wert erschien, wiederum warnte er offen vor den Gefahren, denen die verschiedenen Richtungen zu verfallen drohen. Mit Liebe ging er auf jede eigenartige Individualität ein, und aus dieser Liebe stammte sein Verständnis für das Charakteristische jeder Persönlichkeit. Durch manches Wort hat er mir Anregung zu lang andauernder innerer Arbeit gegeben;

es ist mir noch jetzt eine Freude, wenn ich bei einer Entscheidung mir sagen darf: So hätte Röpe, dessen Klugheit jeder anerkannte, der aber nicht minder warm als klug war, gleichfalls sich entschlossen.

Ein Stück unseres Herzens haben wir ins Grab gelegt mit unserer wahrhaft mütterlichen Freundin Frau Doktor Schaedtler. Eine kinderlose Witwe, stand sie der Häuslichkeit ihres Bruders, des Senators Dr. Kunhardt vor. Schon während meiner ersten Amtsführung an St. Michaelis hatte sie sich auf das Sorglichste meiner angenommen; sie war es, die ich zuerst überraschte durch einen Besuch mit meiner Braut; sie nahm an unserer bescheidenen und doch überaus fröhlichen Hochzeit Teil; sie war eine der Glücklichsten, als ich nach meinen Kieler Amtsjahren in die Vaterstadt zurückkehrte. Schöne Jahre haben wir dann in Herzensgemeinschaft verlebt; keine Woche verging, ohne daß wir einander das Herz ausschütteten; hätte sie am Sonntag in der Kirche gefehlt, so wäre ich nicht sicher gewesen in meiner St. Michaelis-Kirche zu sein; an dem wachsenden Kreise meiner engsten Familie hatte sie ihre innige Freude. Aber durch viel Trübsal hat sie in das Reich Gottes eingehen müssen, zunächst infolge des schweren körperlichen und geistigen Leidens, das über ihren Bruder hereinbrach, dann wurde ihr selbst das schwere Kreuz langer qualvoller Krankheit auferlegt. Sie hat die Anfechtung erduldet in unwandelbarem Glauben und demütiger Ergebung, bis die Barmherzigkeit Gottes sie von ihren Leiden erlöste am 3. März 1893. An jedem Weihnachtsabend spät von neun bis zehn Uhr ertönen von unserm Kirchturm die schönsten Choräle hernieder, für viele Einsame, Arme, Kranke die einzige Weihnachtsfreude; das ist auf meinen Wunsch für immer gestiftet von Frau Doktor Schaedtler.

Die andere mütterliche Freundin, derer ich hier in innigster Dankbarkeit gedenken muß, ist Frau Präses Goßler. Sie war ein wunderbares Beispiel davon, wie die Liebe das Herz weit machen kann, daß es vieler Schicksale mit voller Teilnahme verfolgt — den großen Kreis ihrer Familie diesseits und jenseits des Ozeans begleitete sie mit stets gleicher Aufmerksamkeit, aber auch ihre Armen empfingen von ihr nicht nur Wohltaten, sondern Liebe, und viel unverdiente Liebe hat sie auch den Meinen und mir geschenkt. Unvergeßlich bleibt mir ihr Anblick bei der schönen Feier, da sie auf ein halbes Jahrhundert glücklicher Ehe zurückblickte; aber gern vergegenwärtige ich mir auch das stille Leben der Greisin nahe an der Pforte der Himmelsheimat, wie sie allabendlich zu den Leuchten des Firmaments emporblickte, wie sie sich in die ihr so werten Bücher versenkte, wie sie unter den Bildern der Lieben wandelte, die ihr geblieben waren, und das Andenken der Heimgegangenen pflegte. Gott hob die Fünfundachtzigjährige nach kurzen Leiden hinüber in die Ewigkeit am 1. Dezember 1899.

Endlich soll hier noch zweier Hamburgischer Bürgermeister gedacht sein, denen ich den letzten Dienst erwiesen habe. Für beide fand die Trauerfeier in der St. Michaelis-Kirche statt. Der erste, Bürgermeister Dr. Versmann, war entschlafen am 29. Juli 1899. Ich hatte außer im Kirchenvorstand von St. Pauli mit ihm zusammengearbeitet in der Verwaltung der Averhoff-Stiftung. In Verwunderung setzte mich, wie der Greis, dessen Zeit und Aufmerksamkeit außerordentlich in Anspruch genommen war, Bittgesuche, die auf den ersten Blick nicht der Berücksichtigung wert erschienen, mit einer Sorgsamkeit erwog, die man Treue im Kleinen nennen durfte. Er sagte selbst,

daß es für ihn nichts gab, dem er nicht Interesse abgewinnen konnte; davon machten weder die kleinen Vorkommnisse des häuslichen Lebens, noch ferner liegende Ereignisse der Geschichte eine Ausnahme. Als er etwa zwei Jahre vor seinem Tode in später Abendstunde auf der Flur seines Hauses ein Werk fand, das Luthers Leben und Wirken darstellte, schenkte er fast die ganze Nacht diesem Buch, bis er es durchgelesen hatte. Für Hamburgs Entwicklung war sein klarer Blick, sein zielbewußter Wille, seine feste Hand von größter Wichtigkeit. Sein Auftreten war so einfach, daß seine Bedeutung für seine einzelnen Arbeitsfelder vielleicht nicht in weiten Kreisen klar erkannt wurde; aber man hatte doch einen allgemeinen Eindruck von seiner hervorragenden Tüchtigkeit, daher wurde er bei weltgeschichtlichen Gelegenheiten als der würdige Vertreter Hamburgs anerkannt und nicht selten trotz seiner bescheidenen Zurückhaltung geradezu gefeiert. Senat und Bürgerschaft, die Behörden, Abgesandte der Nachbarschaft, Vertreter des Auslandes und des Reiches und des Kaisers selbst waren angesichts seines Sarges versammelt wie eine große leidtragende Familie um die entseelte Hülle des Vaters.

Fünf Jahre später (5. Juli 1904) entschlief Bürgermeister Dr. Hachmann, zu dessen Familie ich in seelsorgerliche Beziehung getreten bin. Auch er hat von der Arbeit, die es gekostet hat, für das neue deutsche Reich ein neues Hamburg zu schaffen, einen großen Teil geleistet, indem er seine kraftvolle und warmherzige Persönlichkeit einsetzte, stark und zielbewußt, doch nie rücksichtslos, wohlwollend, voll Achtung vor dem Persönlichen in Anderen. Auf dem Gebiet des Armenwesens und der Wohltätigkeitspflege, wie auf dem des Schulwesens hat er sich große

Verdienste erworben; im Cholerajahr hat er sich geradezu aufgeopfert; auf das Übermaß von Anstrengung, das er sich's damals kosten ließ, ging wohl das Leiden zurück, das sein Leben verkürzt hat. Dennoch ließ er durch seine Tätigkeit zum Besten unseres Gemeinwesens sich nicht zurückhalten, seiner Familie manche schöne Stunde rückhaltlos zu schenken und das wärmste Interesse für die Kunst, besonders für die Musik, zu betätigen. In den letzten Tagen war es ihm noch beschieden, mit dem Kaiser in Kiel zusammen zu sein und den König von England als Hamburgs Gast zu empfangen und umherzuführen. Es blieb ihm erspart, von dieser Höhe langsam herabzusteigen; wenige Tage nachher entschlief er kampflos unter den Augen treuer Liebe.

Von den Wenigen, die hier genannt sind, von den Vielen, die ich mit ihnen zusammen nennen könnte und wollte, sollte mir und den andern, die um sie Leid trugen, keiner unentbehrlich sein, wir haben sie ja entbehren müssen. Aber unersetzlich sind sie alle gewesen. Andere sind an ihre Stelle getreten, eigentlichen Ersatz haben sie nicht bieten sollen. Liebende, ehrende Erinnerung wandelt den Vorangegangenen nach, denen die Vergangenheit es dankt, daß sie nicht im Dunkel liegt, sondern im Abendglanz, und die Zukunft, daß über ihr das Morgenrot leuchtet.

Ausklang.

Und nun rasch zum Schluß!

In der stillen Woche 1902 mußte ich zu meinem Schmerze aus der Amtsarbeit scheiden, die mir von jeher gerade in dieser Osterzeit am liebsten war. Meine Frau begleitete mich. Unser erstes Ziel war Baden-Baden, aber wir trafen hier die ersehnten Frühlingstage nicht. Wir zogen weiter nach dem lieblichen Lugano, aber es war dort weniger angenehm das Bett zu hüten, als im Pfarrhof zu St. Michaelis. Als uns gegen Pfingsten in Lugano Gefahr drohte einzuschneien, kehrten wir nach Hamburg zurück und nahmen unsern Aufenthalt in einer reizenden Landwohnung. Aber es gab einen kalten nassen Sommer.

So mußte ich im Herbst einen Süden aufsuchen, von dem man sich Wärme versprechen durfte. Mein Trost und meine Freude war, daß ich nicht nur meine Frau, sondern auch vier Töchter mitnehmen konnte. Selbst für einen kranken Vater ist es eine Wonne, seinen Kindern die Wunder der Ferne zu zeigen! Wir standen mit einander staunend vor dem Kölner Dom, vor den antiken und mittelalterlichen

Bauten Triers, im Straßburger Münster, vor dem Mailänder Dom und fuhren endlich in Rom ein, die Töchter, wie es in ihren Tagebüchern heißt, voll geheimer Furcht, ob sie auch würdig wären, all das wunderbar Große zu schauen, das ihrer wartete. Der erste Tag führte uns über den Petersplatz, vorüber an dem Obelisk, dem unwandelbaren Zeugen der Jahrtausende, und den beweglichen Töchtern des Augenblicks, den Springbrunnen, in den gewaltigen Dom, der einst täglich Ziel meiner Wallfahrt gewesen war, weil ich täglich Michelangelos Pieta sehen mußte. Von dort gings aufs Forum und hinaus zur gewaltigen Basilika St. Paolo fuori le Mura. Aber wie kann ich hier alle unsere Wege in Rom beschreiben oder aufzählen! Ich erwähne nur noch, daß wir auch einen Ausflug ins Albanergebirge machten, ehe wir nach Neapel weiter reisten. Aber Neapel hielt uns diesmal nicht auf; wir schifften uns nach Capri ein. Ehe wir anlangten, war die Nacht hereingebrochen. Den Töchtern war es fast grausig, daß wir auf solch einem Felseneiland für lange Monate unser Heim finden sollten, besonders als am Strande im Dunkel alles durcheinander schrie, und einige Frauen unsere schweren Koffer auf dem Kopf davonschleppten — daß Frauen solche Kopfarbeit trieben, schien ihnen unmöglich zu sein. Aber im gastlichen Quisisana hatten sie ihre Furcht und wir alle unsere Reisestrapazen schnell vergessen.

Wer hatte auf der schwarzen Insel so viel Schönheit vermutet, wie uns der goldene Sonnenschein des nächsten Morgens zeigte? Hier wird man erinnert an ein griechisches Volkslied: „Der Himmel lacht der Erde zu, die Erde lächelt wieder"; hier umspielen laue Lüfte den Wanderer wie eine nur für das innere Ohr wahrnehmbare Musik, mit einem

Tonfall, weicher als Rosenblätter auf den Rasen fallen, sanfter als auf müden Augen müde Lider liegen; hier wachsen und blühen Myrten wild am Wege und ungepflegte Kaktus tragen hunderte von gelben und roten Feigen; selbst mitten aus der Felsenwand, die aus dem Meer aufsteigt, wächst eine Palme hervor, und wo die Wellen mit dem Gestein Krieg zu führen scheinen, treiben sie nur jahrtausendelange Bildhauerarbeit und schaffen Wunder wie die blaue Grotte. Denn sie ist ein Wunder; du schließt die Augen, wenn der Nachen scheinbar in den Felsen hineinfährt, öffnest du sie aber wieder, so bist du in einer andern Welt; sonst tratst du auf die harte Erdoberfläche und ungreifbar wölbte sich der blaue Äther über dir, nun aber ist es umgekehrt: du schwimmst auf flüssiger Himmelsbläue und über dir wölbt sich der harte Fels. Andersen behält Recht: „Die Phantasien der Natur sind herrlicher als die Phantasien der Menschen.“ Und nun hättest du hören sollen, wie meine Töchter in dieser Zauberhöhle sangen: Andiam diletta mia, und wie der Widerhall aus dunklen Gründen sie begleitete, bis der Gesang verhallte in dem schmachtenden: morremo da piacer; und wie die Barkenführer klatschten, und alsbald ein Klatschen laut wurde, das nicht mehr von Menschenhänden herrühren konnte! Aber die blaue Grotte ist doch nur eine von mehreren Schwestern, und das Schönste von Capri ist sie noch lange nicht!

Selbst auf dieser paradiesischen Insel würden wir nicht so glücklich gewesen sein, wenn wir nicht eine Anzahl lieber Bekanntschaften hätten machen dürfen, die sich einen bleibenden Platz in unseren Herzen erobert haben. Unsere Töchter bildeten meist das Bindeglied zwischen den noch Unbekannten und uns. Durch sie traten wir den edlen

Damen der Villa Pasquale näher, die sich der gesanglichen Ausstattung der deutschen evangelischen Gottesdienste annahmen; unsere Töchter waren es, die mit Freuden den Kirchenchor bildeten. Daran schloß sich ein für uns genußreicher Umgang und ein Verkehr, der sogar durch improvisierte optische Telegraphen zwischen unsern Balkonen und der Villa Pasquale vermittelt wurde — Tücher verschiedener Farbe meldeten täglich den Gesundheitszustand dort und hier; manche Woche hindurch verging kein Tag, wo wir uns nicht mit den Damen der Villa Pasquale begegneten, oft nur scheinbar zufällig. Sie haben sogar unsere vier Töchter besungen, und als Probe ihres freundlichen Verkehrs mit uns mag ihr Gedicht hier eingefügt werden:

Vier Blätter an einem Stiele,
Vier Rosen an einem Strauß,
Vier Perlen in einer Schale,
Vier Grazien in einem Haus!

Vier Blätter an einem Stiele,
Die bringen viel Glück uns und Lust,
Vier liebliche Rosen mit Freuden
Steckt treu sich der Freund an die Brust.

Vier Perlen in einer Schale,
Wie köstlich! welch seltene Zahl!
Vier Grazien begrüßt keine Psyche
In Amors olympischem Saal.

Das Vierblatt fand ich in Capri,
Dort blühten die Rosen am Strauch,
Am Strande glänzten die Perlen,
Vier Grazien grüßt' ich dort auch! . . .

Aber ich sehe ein, daß ich schwacher Vater von diesem Gedicht schon zu viel mitgeteilt habe, und unterdrücke das Weitere.

Mein körperlicher Zustand war nicht stets gleich erfreulich; aber der sorgsame Arzt Dr. Cuomo tat das Seine, desgleichen der katholische Pfarrer, indem er mir eine geweihte Kerze schickte, die bösen Geister der Krankheit zu verscheuchen. So habe ich denn doch viel genußreiche Spaziergänge gemacht, bin sogar einmal bei einem volkstümlichen Weihnachtsspiel auf Anacapri bis Mitternacht verblieben und dann — es war Anfang Januar, und doch eine laue Sommernacht — unter schönen deutschen und italienischen Liedern im offenen Wagen nach Capri heruntergefahren, vor uns stets den köstlichen Blick auf das Meer mit den Lichtern in den Fischerböten, darüber hinaus den leuchtenden Strand von Neapel und in Zwischenräumen aufflammend den Vesuv, Neapels schönen, aber gefährlichen Nachbar.

Auch wenn ich nicht im Stande war, weitere Wege zu machen, saß es sich schön, wo die Heliotropbüsche dufteten und die Orangenbäume zugleich ihre silbernen Blüten und ihre goldenen Früchte trugen, und schöner noch am Strande, wo die Wellen heranrollten, bis sie sich überstürzten und ihren Sprühregen haushoch emporschleuderten, während über all diese Meeresunruhe als Bild der stillen Unendlichkeit der tiefblaue Himmel sich ausbreitete.

Auch auf Capri hat es uns an Festen nicht gefehlt. Etwas wehmütig, dennoch freudenreich war das Weihnachtsfest; zuerst in dem schönen, mit Laub und Blumen geschmückten und festlich erleuchteten Kirchlein die Christvesper; als wir heraustraten, flammte uns der Himmel im kräftigsten Rot entgegen, auf dem Meer tönte sich seine Purpurfarbe lieblich ab, und gerade vor uns stand der Abendstern, wie einst vor den Weisen aus dem Morgenlande der Wun-

derstern von Bethlehem. Dann folgte wie daheim eine Bescherung, es fehlte selbst der Tannenbaum nicht; plötzlich wurden wir nach der Weise des hohen Nordens mit einem Julklapp nach dem anderen überrascht; zum Schluß hatten wir noch Gäste in unserer Weihnachtsstube. Später haben wir unseres Kaisers Geburtstag in fröhlichem Patriotismus gefeiert.

Zuletzt gab es ein wehmütiges Auseinandergehen; auch Donna Lucia im Kater Hiddigeigei vergoß einen Tränenstrom, als sie uns zum letzten Mal mit Kaffee bewirtete — diesmal, darauf bestand sie, mußten wir ihre Gäste sein in des Worts verwegenster Bedeutung. In Neapel gab es eine neue Trennung; die Töchter gingen nach Rom, bis auf die jüngste, die auch ferner ihre Eltern begleiten sollte. Denn mir war die Rückkehr nach Hamburg, die ich bereits angetreten hatte, verboten worden; so wandte ich mich zunächst nach Casamicciola auf Ischia, jener Stadt, die durch das Erdbeben im Jahre 1883 eine traurige Berühmtheit erlangt hat; noch immer ist hier der Trümmer mehr als der bewohnten Häuser. Die Ersteigung des Epomeo, von dem wir eine wunderbare Aussicht hatten, und der Besuch eines Urwaldes, der zwischen Lavaströmen seit 1301 erwachsen ist, brachten Freude in unsern sonst etwas tristen Aufenthalt auf der Insel Ischia. Doch fehlte es auch hier nicht an lieben Bekannten; es war eine sehr angenehme Überraschung, als wir uns in dem ziemlich verlassenen Gasthof mit der Schwester eines allbekannten Schriftstellers und der Schwester eines berühmten Malers zusammenfanden, mit denen wir mystische Studien pflegen konnten. Wir blieben auf Ischia eine gute Woche und verlegten sodann unsern Aufenthalt nach Taormina auf Sizilien. Nach dem Urteil Mancher ist Taor-

mina der schönste Ort Europas, und sicher wird es einer der schönsten sein; hochgelegen eröffnet es einen herrlichen Blick auf das blaue ionische Meer; die Küste ist hie und da mit Städtchen besetzt, andere Städte liegen hoch auf Bergesrücken; zwischen jenen und diesen steigen Haine von Mandel-, Öl- und Limonenbäumen hinan; wo der Boden nicht von der fleißigen Menschenhand bestellt ist, bedeckt er sich selbst mit einer Blumenpracht ohnegleichen, und durch die duftenden Kräuter huschen die grünen Eidechsen. Auf diesen reichen Schauplatz des Natur- und Menschenlebens schaut majestätisch der Aetna herab, in weißem Mantel, doch eine Säule über seinem Haupte zeugt von den Mächten der Zerstörung, die in seinem Innern wüten. Wie unaussprechlich schön ist das alles, wenn man auf den Stufen des hochgelegenen griechischen Theaters ruht und das herrliche Bild betrachtet durch die mächtigen Rundbögen, welche seine einzelnen Teile großartig einrahmen!

Unter den Mandelbäumen des stillen Gartens der Villa Guardiola habe ich manchen Tag gesessen, um den mächtigen Sonnenschein einzuschlürfen. Dann machten wir eine Rundreise durch Sizilien, durch die herrlichen Gegenden der Ostküste nach Syrakus und seinen Steinbrüchen, die ein Weltwunder heißen dürfen, in einem von ihnen haben wir an Platens Grab gestanden; weiter durch entsetzlich traurige Striche nach Girgenti, um dort die berühmten Tempelruinen zu sehen; und nordwärts durch beinahe ebenso ödes Gelände nach Palermo und seiner gesegneten Umgebung. Endlich ging es heimwärts — es hatte doch manche Stunde gegeben, wo ich meinte, die Sehnsucht nach Haus nicht ertragen zu können; heimwärts auf einem weiten Umwege, nämlich über Neapel, zwischen Corsica und Sardinien hin-

durch nach Marseille, durch die Straße von Gibraltar nach Lissabon, durch die Bai von Biscaya nach Rotterdam, eine genußreiche Seefahrt. Wie wohl tat meinem Auge das bescheidene Grün des nordischen Frühlings, das ich an der niederländischen Küste wiedersah! Fast Mitternacht war es, als unser „König“ im Hamburger Hafen eintraf; welch ein Jubel der Kinder und Verwandten, welch ein fröhlicher Willkommensgruß der Amtsgenossen!

Seitdem habe ich einen Winter wieder in unserm Norden verlebt. Ich war lange genug wohl, um die dreihundertjährige Kirchweih meiner ersten Gemeinde mitfeiern zu dürfen, dann folgte eine neue Zeit der Heimsuchung. Der gegenwärtige Sommer hat mir wieder zu Kräften verholfen, so daß ich nicht allein meines Amtes habe warten dürfen, sondern auch als Vertreter des Senats und des Kirchenrats teilgenommen habe an der Einweihung der Protestationskirche zu Speyer am 31. August 1904, sowie an der Nachfeier dieses schönen Festes in dem lieblichen Städtchen Annweiler im Pfälzer Wald am Fuß des Trifels, auf dem einst Richard Löwenherz gefangen gehalten wurde; alle die mit mir diesen Ausflug gemacht haben, zum Teil Freunde von der Eisenacher Kirchenkonferenz und von der Pilgerfahrt nach Jerusalem her, werden sich gern daran erinnern, wie wir feierlich und fröhlich am Bahnhof begrüßt, unter Vortritt eines Musikkorps durch die Stadt geleitet, auf die alte Reichsburg hinaufgeführt und dort vom Stadtpfarrer mit einer stimmungsvollen Rede über die Bedeutung der Stätte aufgeklärt wurden; leider verbarg die Gebirgslandschaft ihre Schönheit in mädchenhafter Blödigkeit unter dichtem Nebel. Und diese letzten Zeilen schreibe ich, nachdem soeben Hamburg wieder die Ehre

und die Freude eines Kaisertages verlebt hat (6. September 1904), an dem auch ich meinen Anteil nehmen durfte. Denn wieder habe ich der Tischrede des Kaisers gelauscht, bin wieder von der Kaiserin und dem Kaiser einer Unterredung gewürdigt worden, habe mit den Majestäten vom Balkon des Rathauses auf den friedlichen Jubel der hamburgischen Bevölkerung herniedergesehen und gehört; aus des Kaisers Mund habe ich das Lob meiner Mitbürger vernommen, und ich bin zufrieden auch wenn dies das letzte Wort ist, das ich von ihm gehört habe, den der Herr der Welt unserm Volk und Vaterland lang, lang hinaus erhalten wolle!

Im Wechsel der letzten Jahre habe ich gelernt, gesunde Tage mit all dem Schönen, das sie mir bringen, als ein Geschenk dankbar und fröhlich hinzunehmen, aber auch dankbar froh mir genügen zu lassen an dem, was mir bisher zu Teil geworden ist. Nicht einmal im Traum habe ich einst hoffen können, was mir Gottes Güte beschieden hat; mit Verwunderung sehe ich darauf zurück und spreche mit meinem Lieblingsdichter:

Ich habe doch genug des Schönen aller Art
Bei dieser eiligen Vorüberfahrt gewahrt,
Bei dieser eiligen Vorüberfahrt durchs Leben,
Genug, den Menschengeist über die Welt zu heben,
Genug des Göttlichen im Menschenangesicht,
Dem Spiegel der Natur, der Dichtung Zauberlicht;
Und wenn es mehr nicht war, so war es meine Schuld,
Und daß es so viel war, ist Gottes große Huld.